

Sie riefen zum Leben

Arno Pagel



TELOS





Sie riefen zum Leben

Herausgegeben
von
Arno Pagel



Verlag der
Francke-Buchhandlung GmbH
Marburg an der Lahn

ISBN 3 88224 006 7

1. Auflage

Alle Rechte vorbehalten

© 1977 by Verlag der Francke-Buchhandlung GmbH

3550 Marburg an der Lahn

Umschlagentwurf: Egon Schwartz

Herstellung: St.-Johannis-Druckerei C. Schweickhardt,

7630 Lahr-Dinglingen

Printed in Germany 15096/1977

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Karl Heim	9
<i>von Adolf Köberle</i>	
Anny Hahn geb. von zur Mühlen	17
<i>von Herbert Fuchs</i>	
Bernhard Bez	25
<i>von Martin Bez</i>	
Johannes Roos	35
<i>von Arno Pagel</i>	
Ernst Saur	42
<i>von Ernst C. Saur</i>	
Emilie Losereit	50
<i>von Else Klaus</i>	
Otto Kaiser	58
<i>von Arno Pagel</i>	
Julius Schniewind	66
<i>von Johannes Berewinkel</i>	
Otto Schmitz	74
<i>von Werner Paschko</i>	
Heinrich Kamphausen	82
<i>von Arno Pagel</i>	
Heinrich Stöckle	90
<i>von Fritz Gerlinger und Arno Pagel</i>	
Paul Tegtmeyer	98
<i>von Walter Piltz und Maria Tegtmeyer</i>	

Arno Haun	107
<i>von Arno Pagel</i>	
Paul Stähler	117
<i>von Arno Pagel</i>	
Fritz Rienecker	125
<i>von Arno Pagel</i>	
Heinrich Müller	133
<i>von Arno Pagel</i>	
Werner de Boor	141
<i>von Fritz Hoffmann</i>	
Hermann Haarbeck	150
<i>von Ako Haarbeck</i>	
Heinrich Uloth	158
<i>von Traugott Uloth</i>	
Ernst Aebi	167
<i>von Elisabeth Aebi</i>	
Artur Pretel	176
<i>von Harald Krahl und Arno Pagel</i>	

Vorwort

Auf die beiden Biographienbände »Sie wiesen auf Jesus« und »Sie führten zu Christus« folgt abschließend das dritte Buch mit Kurzlebensbildern: »Sie riefen zum Leben«. Es geht wieder um Zeugen Jesu aus dem Raum des Pietismus, besonders des landeskirchlich geprägten, die mit ihrer Wirksamkeit zur allerjüngsten Vergangenheit gehören. Viele unter uns haben sie persönlich gekannt und sind ihnen in dankbarer Erinnerung verbunden. Mit ihrem Erkenntnisstand und ihrer kirchlichen Praxis werden freikirchliche Brüder – das ist ihr gutes Recht – nicht immer übereinstimmen. Aber da es ihnen in allem um Jesus ging, gehören sie der Gesamtgemeinde des Herrn.

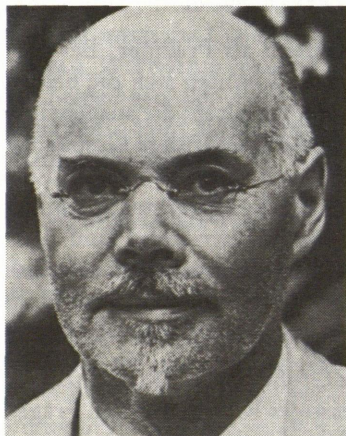
Zu der weitgespannten Reihe gehören Professoren der Theologie, Pfarrer, Prediger, Evangelisten und etliche »Laienbrüder«. Gerade an den letzteren wird deutlich, was für gesegnete und originelle Leute unser Herr in allen Ständen und Berufen hat.

Alle Dargestellten haben gewußt und bezeugt, daß sie in Jesus Christus Leben gefunden haben: echtes, wesenhaftes, ewiges Leben. Zu der Gabe dieses Lebens haben sie viele andere rufen und führen wollen. Das war der Auftrag, dem sie sich unermüdlich verpflichtet wußten.

Zu der Gesamtreihe der drei Bände mit Kurzbiographien ist zu sagen: Sie haben eine erfreuliche Aufnahme gefunden. Sie dürfen mit-helfen, daß die »Wolke von Zeugen« den Gliedern der »kämpfenden Gemeinde« nahe bleibt. Diese haben heute den Weg des Glaubens und des Dienstes zu gehen, dessen ewiges Ziel die »vollendeten Gerechten« erreicht haben. Sie dürfen derselben göttlichen Treue, Geduld und Erbarmung trauen, die so viele vor ihnen zum Glauben gerufen, darin erhalten und für andere zum Segen gesetzt hat.

Arno Pagel

Karl Heim



Geb. 20. 1. 1874 in Frauenzimmern, Kreis Heilbronn, in einem schwäbischen Pfarrhaus. 1892–1896 Studium der Theologie in Tübingen, Vikar in der württembergischen Heimatkirche. 1900–1903 Reisesekretär der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV). 1907 Privatdozent in Halle an der Saale. 1914 Professor für Systematische Theologie an der Universität Münster. 1920 Berufung an die Universität Tübingen. Bis 1939 im aktiven Lehramt bei ungewöhnlich großem Hörerfolg. Nach der Versetzung in den Ruhestand entstand das sechsbändige Werk »Der

evangelische Glaube und das Denken der Gegenwart«. Gest. 30. 8. 1958.

Das Ziel der Lebensarbeit

Karl Heim ist insofern ein echtes Kind seiner Heimat gewesen, als in ihm sowohl das christliche wie das philosophische Erbe der schwäbischen Geistesart wirksam war. Die Wurzeln seiner Frömmigkeit reichen zurück bis auf Bengel, Oetinger, Hofacker und Blumhardt. Die Kraft der Denkleidenschaft aber erinnert an so große Gestalten wie Schelling und Hegel. Heim wußte um die mannigfachen intellektuellen Nöte, die selbständig fragenden Menschen zu schaffen machen als Hindernis auf dem Weg zum Glauben. Er bekennt als Ziel seiner Lebensarbeit: »Nicht die Gelehrsamkeit war mir entscheidend, sondern die Arbeit an Menschen, die den Weg zu Gott nicht finden können, weil er ihnen durch philosophische oder naturwissenschaftliche Gründe verbaut war. Ihnen den Weg frei zu machen und wieder die Tür aufzuschließen, war mir das Wichtigste.«

Während der Tübinger Jahre hat Heim vielen Studentengenerationen als Seelsorger hingebungsvoll gedient. Er nahm die Nächte für die berufliche Vorbereitung, um an den Nachmittagen für stundenlange Gespräche frei zu sein. Es ging eine Vertrauen erweckende Macht von ihm aus. Er konnte zuhören, er konnte warten. Er wuß-

te: die entscheidende Stunde, da sich der Anruf der Ewigkeit in einem Menschenleben vernehmbar macht, bestimmen und erzwingen nicht wir, sie liegt allein bei dem Herrn über unsere Lebenszeit.

Ein Gelehrter, der überall dankbar verehrt wurde

Eine besondere Würdigung verdient Heim als Prediger. Bei dem Dienst der Verkündigung auf der Kanzel konnten sich die beiden Seiten seines Wesens besonders fruchtbar entfalten: die ausgeprägte Ehrfurcht vor dem biblischen Wort und das lebendige Gespür für die völlig veränderte Welt, in der wir heute leben. Schon der Einstieg zu jeder Predigt war so originell, daß die Hörer mit Spannung den weiteren Fortgang verfolgten. Niemals aber fehlte zum Ausgang der eindringliche Ruf, das Leben praktisch an Gott anzuliefern, weil »der Verstand der Skepsis anheim fällt, wenn das Herz ungehorsam wird«.

Bei Karl Heim war beides in seltener Größe und Einheit miteinander verbunden: ein weitgeöffnetes geistiges Ringen mit den Fragen der Naturwissenschaft, mit der Welt der Religionen und eine schlichte Herzensfrömmigkeit, die den einfachsten Menschen als Bruder und Schwester in Christus achtete und ernst nahm. So ist es zu erklären, daß dankbare Verehrung für diesen Gelehrten in allen Ständen und Berufen zu finden war.

»Der Herr Christus schmeckt nur einer hungrigen Seele«

Das Tiefste und Wertvollste, was der Tübinger Professor der Christenheit hinterlassen hat, ist die originelle Entfaltung des Christuszeugnisses. Wenn Martin Luther geäußert hat: »Der Herr Christus schmecket niemandem denn einer hungrigen und dürstigen Seele«, so hat Heim diese Feststellung zum Ausgangspunkt seiner Denkarbeit gemacht. Solange ein Mensch von der Überzeugung durchdrungen ist, daß er im tiefsten Grund seines Wesens gut und mit Gott eins ist, fehlen alle Voraussetzungen für ein Verlangen nach dem Evangelium. Bedürfen doch nach den Worten Jesu die »Gesunden« des Arztes nicht. Heim hat darum einen großen Teil seiner Denkarbeit darauf verwandt, den Traum von der Gottunmittelbarkeit des Menschen als Trugschluß zu erweisen, wovon sich sowohl die ostasiatische Erlösungsmystik wie die Denkfrömmigkeit des deutschen Idealismus erfüllt zeigt.

Heim appelliert in diesen Zusammenhang an die unmittelbare Lebenserfahrung. Daß wir einander nicht verstehen, daß wir einander wehtun, daß wir oft gerade an den entscheidenden Wendepunkten

unseres Lebens unschlüssig sind und nicht wissen, was wir tun sollen, daß wir willensschwach und haltlos sind, daß wir in Leid und Schmerz hilflos zusammenbrechen, als gäbe es keinen Gott, das alles erweist zur Genüge, daß wir eben nicht mehr rein und stark aus dem göttlichen Ursprung leben. Erst auf dem Hintergrund dieser Not bekommt das Leben und Wirken Jesu seine eigentliche Bedeutsamkeit. Wir dürfen erkennen und fassen: In diesem Leben hat Gott das Schweigen der Ewigkeit durchbrochen, er hat einen Menschenmund zum Sprachrohr seiner Selbsterschließung und Selbstoffenbarung gemacht.

»Ja, du machst einst alles neu«

Heim hat zutiefst empfunden: Der Mensch ist von Natur nicht nur blind für Gott und den Nächsten, er steht mit seinem Willen vielmehr in der Auflehnung gegen Gott. Von daher kam der Tübinger Professor zu einer realistischen Bejahung der satanischen Macht, die »wie ein Riesenschatten über der Welt und Menschheit ausgebreitet liegt« und die jeden in den widergöttlichen Herrschaftsbereich hineinzuziehen versucht. Heim hatte ein lebhaftes Gespür für die ständige Bedrohung und Gefährdung des Menschen durch die zerstörerischen Mächte aus dem Reich der Finsternis. Er hielt nicht viel von der Abwehrkraft der dünnen Schutzwände, die man mit Namen wie Humanität, Zivilisation, Fortschritt und bürgerliche Anstandsmoral bezeichnen könnte. Er wußte, wie rasch es zur Selbsterstörung und Selbstentfremdung des Menschen kommen kann, wenn die Existenz des Mörders und Lügners von Anbeginn unterschätzt oder gar geleugnet wird.

Erst auf diesem Hintergrund gelangen wir zum vollen Verständnis für den Sendungsauftrag Jesu, der in die Welt kam, um in einer ungeheuren dramatischen Auseinandersetzung die Herrschaft des Fürsten dieser Welt zu brechen. Der siegreiche Ausgang dieses Ringens ist von Gott in der Auferstehung Christi bestätigt worden. Wohl geht der Kampf mit den widergöttlichen Gewalten weiter, weil die endgültige Lösung der Machtfrage noch aussteht. Und doch darf der Glaube gewiß sein: Was Gott mit dem Christusereignis als dem Anbruch der neuen Welt begonnen hat, das führt er auch hinaus bis zur Vollendung aller Dinge in einer erlösten Schöpfung. Es gibt eine Frömmigkeit, welche die Machtwirkung Christi auf die Innerlichkeit des Menschen beschränkt. Herz, Gewissen und Gemüt sollen durch Christi Wort und Geist belebt werden. So wichtig diese gnadenhafte Wirkung für Heim auch war, er hat darüber hinaus immer auch die kosmische Tragweite des Erlösungswerkes

Christi betont, der auch den Leib, die Natur, die gequälte seufzende außermenschliche Kreatur heimholen will in die Befreiung von Schmerz und Vergänglichkeit.

Konkrete Nachfolge

So eindrucksvoll der Tübinger Lehrer in Vorlesung, Vortrag und Predigt von den großen Taten Gottes Zeugnis geben konnte, er empfand jedes solches Ausrufen, wenn es noch so klug und gescheit geschah, als wertlos und wirkungslos, wenn der Rufende nicht gleichzeitig selbst bereit ist, sein Leben der Vollmacht Christi im praktischen Gehorsam zu unterstellen. An Christus glauben hieß für ihn darum vor allem: ernst machen mit der Nachfolge Christi im Alltag, im willigen Erdulden von Kreuz und Leid, in der Abwehr von Geiz und Gier, im Brechen mit Unversöhnlichkeit und Feindschaft. Mit dieser konkreten Nachfolge hat er selbst für sein Leben ernst gemacht und darum in all seinen Äußerungen auf seine Schüler und Freunde so glaubwürdig gewirkt.

Mauern und Tore

In den Visionen der Johannesoffenbarung heißt es von der himmlischen Stadt: »Jerusalem hat Mauern und Tore, die Tag und Nacht offenstehen.« Auch die Kirche Christi als Abbild des göttlichen Urbildes braucht Mauern und braucht Tore, die offenstehen. Die gegenwärtige religiöse Notlage besteht darin: Wir haben vor Augen ein Jerusalem ohne Tore und ein Jerusalem ohne Mauern. Das Jerusalem ohne Tore ist verschlossen für die Fragen der Welt. Man kennt nur die Abwehr, man geht nicht hinaus zu denen, die draußen sind, und wirbt nicht um sie in geduldiger, einfühlsamer Begegnung. Andere wieder möchten alle Mauern, welche das Haus Gottes schützen sollen, niederreißen, ja weithin sind die Mauern der Kirche heute schon geschleift, was zu einer hemmungslosen Überflutung durch den Zeitgeist geführt hat, ohne das Ansehen der Kirche bei der Welt dadurch zu erhöhen.

Die Theologie Karl Heims war eine Gottesstadt mit Mauern und mit offenen Toren. Das Wächteramt und die werbende Liebe um die Scharen außerhalb der Mauern waren für ihn keine sich ausschließenden Gegensätze. Er hat sich selbst als Suchender mit auf den Weg gemacht, und er wußte doch gleichzeitig unbeirrbar um den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist.

Adolf Köberle

Zwei wichtige Begegnungen im Leben Karl Heims (von ihm selbst erzählt)

Der zweite Hammerschlag

Auf einer Studentenkonferenz in Frankfurt am Main im August 1893 hielt der Evangelist Elias Schrenk am Sonntag die Predigt. Er wiederholte mit großer Vollmacht die Predigt, die er in Tübingen über das Wort gehalten hatte: »Gedenket nicht an das Alte und achtet nicht auf das Vorige« (Jes. 43, 18). Er hatte damals von dem radikalen Neuanfang gesprochen, den Gott uns schenkt, wenn wir uns ihm mit Leib und Seele übergeben. Beim erneuten Hören dieser Predigt war es mir, wie wenn – um ein anschauliches Bild zu gebrauchen – ein Zimmermann an einem Bau ein Brett an einer bestimmten Stelle befestigen muß. Er hat zu diesem Zweck eine Reihe von Nägeln eingeschlagen. Wenn er sieht, daß das Brett richtig sitzt, kommt er mit dem schweren Hammer zum zweitenmal und gibt jedem Nagel noch einen zweiten Schlag.

So bekam für mich jeder der inhaltschweren Sätze Schrenks noch einen zweiten Hammerschlag, daß er mir unvergeßlich eingeprägt wurde. Am andern Tag ging ich zu Schrenk. Es gab ein kurzes, aber befreiendes und erquickendes Gespräch, bei dem es zur bedingungslosen Kapitulation kam und damit zu dem radikalen Neuanfang, von dem Schrenk gesprochen hatte. Das war der schöpferische Neubeginn meines inneren Lebens.

»Wie können Sie an jedes Wort der Bibel glauben?«

Bei jener Konferenz in Frankfurt war auch Hudson Taylor dabei, der Begründer der China-Inland-Mission. Er machte auf uns einen starken Eindruck. Wir hatten noch nie einen Mann kennengelernt, dessen Leben wie das der Apostel und Propheten bis in alles einzelne hinein unter göttlichen Befehlen stand. Wir umringten Hudson Taylor und stellten ihm die Frage: »Wie können Sie so an jedes Wort der Bibel glauben?« Er gab uns zur Antwort: »Wenn Sie morgen wieder von Frankfurt abreisen wollen, so schlagen Sie das Kursbuch auf und sehen nach, wann der Zug abgeht. Und wenn da steht, um sieben Uhr morgens fährt der erste Zug, so stellen Sie weiter keine Untersuchungen an über die Zuverlässigkeit des Kursbuchs, sondern gehen morgens um sieben Uhr auf den Bahnhof und finden dort den angegebenen Zug.

Genauso wie Sie es mit dem Kursbuch machen, habe ich es seit 50

Jahren mit der Bibel und ihren Geboten und Zusagen gemacht, und ich habe ihre Weisungen in einem langen Leben auch unter Hunderten von Todesgefahren immer richtig gefunden. Wenn zum Beispiel in der Bibel steht: ›Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch alles übrige zufallen‹, so habe ich mich danach gerichtet und bin dabei in allen kritischen Lebenslagen nie enttäuscht worden. Handeln Sie ebenso, und Sie werden dieselbe Erfahrung machen!« Diese einfache Antwort auf unsere Frage, hinter der aber ein langes Leben in Nöten und Gefahren stand – Hudson Taylor hat den ganzen Boxeraufstand in China miterlebt –, machte uns großen Eindruck.

Zwei unvergeßliche Erlebnisse mit Karl Heim (von dankbaren Schülern berichtet)

»*Mein junges Physikerherz schlug höher*«

Ich weiß noch genau, wie es zur ersten Begegnung mit Karl Heim kam. Wir jungen Studenten der Physik saßen im physikalischen Hörsaal und folgten den Ausführungen von Professor Geiger, der sich durch die Erfindung des nach ihm genannten Strahlenzeigers einen Namen gemacht hat. Geiger versuchte, uns den Begriff der Entropie zu erläutern – ein etwas heikler Begriff der Physik. Es hat damals nicht recht geklappt. Wir haben uns damit getröstet, daß wir die einschlägige Literatur zu Hilfe nehmen könnten. Doch ein klein wenig unbefriedigt gingen wir aus der Vorlesung hinaus. Nun kam eine Stunde Pause und anschließend noch eine mathematische Vorlesung. Ich wollte die vorlesungsfreie Stunde im mathematischen Seminar verbringen und ging deshalb in den ersten Stock im Hauptgebäude der Universität.

Im Flur wimmelte es von Studenten. Ich fragte, was los sei, und bekam die Antwort: »In ein paar Minuten beginnt die Vorlesung von Professor Heim.« Von diesem Mann war viel die Rede; den wollte ich schließlich auch einmal kennenlernen und folgte ganz einfach dem Strom. Er sprach überraschenderweise über gewisse Probleme der Physik: Hat dieser Kosmos einen zeitlichen Anfang und vielleicht ein zeitliches Ende, oder wird er unbegrenzt lange existieren können? Und nun kam er auf die Entropie zu sprechen, die wir vor einer Stunde nicht so recht kapiert hatten, und legte eine Erklärung hin, die mein junges Physikerherz höher schlagen ließ. Ich wußte jetzt, ohne besonders nachschlagen zu müssen, was Entropie ist. Das war Physik aus dem Munde eines Theologen, der den Stoff so

faszinierend beherrschte, wie ich das nie wieder bei einem Theologen erlebt habe. Ich war hell begeistert.

»Wir wollen zusammen beten!«

Als Vorsitzender der theologischen Fachschaft habe ich Gelegenheit gehabt, mit mehreren berühmten Rednern die paar Minuten im Vorzimmer vor dem Vortreten ans Rednerpult zusammen zu sein. Da ist mir ein berühmter Philosophieprofessor in guter Erinnerung. Er stellte sich vor den Spiegel und zog den Kamm heraus und rückte die Krawatte zurecht – das muß ja wohl auch sein. Es ist mir dann sehr viel eindrucksvoller in Erinnerung ein von mir sehr verehrter Lehrer, der von Bethel kam: Er betete vorher ohne laute Worte, ganz still in einer Ecke des Zimmers.

Und dann ist mir Professor Heim in Erinnerung. Ich meine, es sei in seinem Vortrag über das Schicksal Israels gewesen. Die Judenfrage war unter uns Theologiestudenten brennend aufgewacht, als die DCSV, die Deutsche Christliche Studentenvereinigung, die Juden aus ihren Kreisen ausschließen sollte. Es war im Jahr 1933 oder 1934. Da hielt Professor Heim einen Vortrag. Er hatte mich gebeten, ihn vom Professorenzimmer in den Festsaal herunterzuholen, wenn es soweit wäre; denn wie meist bei seinen Vorträgen war das Auditorium maximum, der größte Vorlesungssaal, zu klein für die Hörschaft aus allen Fakultäten.

Als ich nun zu Professor Heim hinkam, da sagte er: *»Wir wollen zusammen beten!«* Was er betete, weiß ich nicht mehr. Aber daß er, der Professor, mich, den Studenten, der damals – und Heim wußte davon – von mancherlei Zweifeln umgetrieben war, mit einer solchen Selbstverständlichkeit in die Gemeinschaft vor Gott hinein nahm, das ist mir in starker Erinnerung geblieben.

Zwei kurze Auszüge aus Predigten von Karl Heim

»O du, den meine Seele liebt!«

Es gibt ein Allerheiligstes, über dem der Vorhang hängt. Das ist die Liebe zum gekreuzigten Heiland, die der Anfang der ewigen Seligkeit ist. Diese starke brennende Heilandsliebe ist nichts Weiches und Süßes. Denn nur wer überwindet, heißt es in der Offenbarung des Johannes, nur wer zum Tode bereit ist und die Not dieses Lebens mannhaft auf sich nimmt, der empfängt das verborgene Manna und bekommt den neuen Namen, den niemand kennt denn der, der

ihn empfängt. Gott muß uns vieles nehmen, ehe er uns diese vollkommene Freude geben kann. Aber wenn wir sie gefunden haben, dann nehmen wir keinen Anstoß mehr an der Niedrigkeit Jesu. Wir sagen zu ihm gerade in seiner Kreuzesgestalt: »O du, den meine Seele liebt!« Alle Helden der Geschichte, alle Dichter und Künstler der Menschheit erscheinen uns klein im Vergleich mit der Herrlichkeit des Gekreuzigten. Wenn wir zu dieser Freude gekommen sind, dann verwandelt sich unser Leben. Wir wollen in dieser Welt, die Christus ans Kreuz geschlagen hat, keine Ehre mehr für uns. Wir wollen den untersten Weg gehen. Wir wollen denen, die uns brauchen, dienen, wie er uns gedient hat.

Bei Gott ist Raum

In dieser Welt kommen wir aus der Enge und Wohnungsnot nie heraus, nicht bloß im äußeren, sondern auch im inneren Sinne des Wortes. Keiner von uns kann sich hier ganz entfalten. Manch einer hat einen unbändigen Schaffensdrang, aber ein schwacher Körper legt ihn in Fesseln. Mancher möchte die ganze Welt erobern. Aber er ist zeitlebens an eine kleine Arbeitsstelle gebunden. So soll es sein, denn wir sind hier nicht zu Hause, wir sind ja auf der Reise. Wir müssen uns hier immer wieder einengen. Aber das Verlangen nach Raum, das tief in uns liegt, und nach Entfaltungsmöglichkeiten für alles, was in uns schlummert, soll einmal erfüllt werden. Das Vaterhaus ist weit und hat viele Wohnungen. Bei Gott ist Raum für die Entfaltung jeder Anlage, die er in uns hineingelegt hat. Gott hat Raum für Tatmenschen wie Petrus. Er hat auch Raum für besinnliche Naturen wie Thomas. Gott hat Raum für Musiker wie Johann Sebastian Bach. Er hat Raum für schlichte Handwerksleute, die hier über wenigem getreu sind und dort über viel gesetzt werden.

Anny Hahn geb. von zur Mühlen



Geb. 5. 9. 1878 in Reval. 1904 verheiratet mit dem späteren Professor der Praktischen Theologie D. Traugott Hahn in Dorpat, der am 14. 1. 1919 den Märtyrertod starb. September 1919 neue Heimat in Gütersloh. Christfest 1919: Anny Hahn gibt den ersten Predigtband ihres Mannes »Glaubet an das Licht« heraus. 1920 erscheint die von ihr verfaßte Biographie Traugott Hahns. Weitere Bücher folgen. 1934 Nachfolgerin von Mia Rappard als Leiterin des Erholungsheims »Haus zu den Bergen« in St. Chrischona bei Basel (Schweiz). 1936 zieht Mutter Hahn zu ihrer Tochter

Elisabeth, Pastorin in Hannover. Seit 1951 letzte Erdenheimat in Heidelberg-Schlierbach bei ihrem einzigen Sohn D. Dr. Wilhelm Hahn, Professor der Theologie und Kultusminister von Baden-Württemberg. 1968 erscheint Anny Hahns Lebenszeugnis: »Es gibt einen lebendigen Gott.« Gest. 13. 1. 1974 im gesegneten Alter von 95 Jahren.

Ein reiches Glück findet ein frühes Ende

In ihrer baltischen Heimatstadt Reval wuchs Anny Hahn in glücklichen, bequemen Verhältnissen auf. Ihre Eltern waren von erwecklicher Frömmigkeit geprägt. Obwohl sie wohlhabend und angesehen waren, lebten sie mit ihren Kindern in Bescheidenheit und Selbstbeherrschung. Diese mußten von ihrem geringen Taschengeld selbst ihre Handschuhe, Schuhe und anderes kaufen. Solch heilsame Erziehung half Anny Hahn später, leichter mit ihrem Geschick fertig zu werden, als sie all ihr Hab und Gut zweimal verlor: bei der Flucht aus Dorpat und beim Bombengroßangriff auf Hannover.

Starke Eindrücke nahm Anny von gelegentlichen Besuchen im Hause von Pastor Traugott Hahn sen. mit. Die Pfarrfrau war krank, an den Lehnstuhl gefesselt, aber sie war die Seele des Hauses. Am Krankenstuhl der Mutter traf Anny zum erstenmal mit dem Sohn Traugott Hahn jun. zusammen, der später ihr Lebensgefährte wurde. Er verhielt sich der Schwerkranken gegenüber sehr rücksichtsvoll und ritterlich.

1904 heirateten Traugott Hahn und Anny von zur Mühlen. Nur 15 Jahre blieben sie beieinander, aber diese so kurze Zeit enthielt einen unaussprechlichen Reichtum. Was Professor Hahn in Vorlesungen und Predigten seinen Studenten und der Gemeinde der Universitätskirche schenkte, erhielt seine innere Vollendung, seine geistliche Krönung durch die reichgesegnete Ehe und durch die ganze Atmosphäre des Pfarrhauses.

Ein Beispiel für viele: Unter den Besatzungsoffizieren der deutschen Wehrmacht in Dorpat während des Ersten Weltkrieges befand sich auch Reinhold von Thadden-Trieglaff, der spätere Begründer und Präsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Er saß sonntäglich unter Traugott Hahns Kanzel. In seinem Vorwort zu einem – leider vergriffenen – Hahnschen Predigtband bekennt er, daß ohne die Predigten und ohne das geistliche Leben im Hause Traugott Hahns kein Kirchentag entstanden wäre. Er – Thadden – verdanke schlechthin alles nächst seinem Herrn Jesus Christus dem Professor Traugott Hahn und seinem Familienleben.

Dieses gesegnete Wirken und häusliche Leben fand ein frühes, rasches und schreckliches Ende. In der Adventszeit 1918 drangen die Bolschewisten ins Baltenland ein. Bald kam es zu einer grausamen Verfolgung von Deutschen und Christen. Kurz bevor die deutschen Truppen Dorpat verließen, boten sie Hahn samt seiner Familie und anderen Pfarrersfamilien an, mit den letzten Militärzügen nach Deutschland zu fliehen. Aber Traugott Hahn fühlte sich in seinem Gewissen an das Wort Jesu in Johannes 10, 12 gebunden. Er konnte und wollte kein Mietling sein, der die Herde verläßt. Anfang Januar 1919 wurde er von den Bolschewisten verhaftet. Am 14. Januar 1919 wurde er – kurz bevor die deutschen Befreier wieder in Dorpat einzogen – zusammen mit dem orthodoxen Bischof Platon ermordet. Als der Getötete in sein Pfarrhaus getragen wurde, sang seine Witwe mit ihren vier Kindern das in der Familie am meisten geliebte Weihnachtslied:

Kommt und laßt uns Christum ehren,
Herz und Sinnen zu ihm kehren;
singet fröhlich, laßt euch hören,
wertes Volk der Christenheit!

Sünd und Hölle mag sich grämen,
Tod und Teufel mag sich schämen;
wir, die unser Heil annehmen,
werfen allen Kummer hin.

Schönstes Kindlein in dem Stalle,
sei uns freundlich, bring uns alle
dahin, da mit süßem Schalle
dich der Engel Heer erhöht.

»Du stellst meine Füße auf weiten Raum«

In ihrem Zeugnisbuch »Es gibt einen lebendigen Gott« berichtet Frau Anny Hahn sehr offen von den äußeren und inneren Nöten und Untiefen, durch die sie nach dem geschilderten furchtbaren Erleben zusammen mit ihren Kindern zu geben hatte. Aus dem eigenen Herzen stiegen begreifliche Vorwürfe auf: »Hätte ich trotz Grippe mit über 40 Grad Fieber mich nicht doch aufmachen sollen, um nach meinem verhafteten Mann zu suchen und ihn zu sehen? Habe ich ihn wirklich richtig beraten, als ich – vielleicht zu mutig – zu ihm sagte: Wir bleiben bei unserer Gemeinde!?«

Gott gab aber auch besondere Tröstungen der verschiedensten Art. Wie ein Fels war Gottes Wort, das wie nie persönlich zu ihr sprach. Wenn sie Traugotts Neues Testament zur Hand nahm, dann war es eigenartig, wie bestimmte Schriftabschnitte sich gleichsam wie von selber aufschlugen: Römer 8; 2. Korinther 12 und die geliebten Psalmen. Auch die Kinder schenkten Trost. Eines Tages schrieb eins von ihnen auf einen Bogen Papier, was ihm der liebe ermordete Vater, als es wegen Krankheit den Kindergottesdienst hatte versäumen müssen, über den behandelten Text ganz persönlich gesagt hatte. Es handelte sich um Offenbarung 7, um die große Schar, die in der Ewigkeit um den Thron Gottes stehen wird. Der kindliche Bericht aus dem Gedächtnis schloß mit den Worten: »Und dann sagte der Herr Jesus: Jetzt geh' aber arbeiten! Der Himmel ist nicht für die Faulen da!« Es war der tiefgebeugten Witwe, die zentnerschwere Lasten zu tragen hatte, als habe ihr Jesus ganz persönlich zugerufen: »Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .!« Auch Freunde ihres Mannes und treue Gemeindeglieder halfen mit Rat und Tat und mit treuer Fürbitte. Bei jedem sonntäglichen Gang zu Traugotts Grab strömten ihr Kräfte aus der himmlischen Welt zu.

Eine der tiefsten Tiefen war dann die Zuspitzung der Lage und neue Verfolgungen für die Christen. Nun wurde Anny Hahn von allen Seiten geraten: »Weichen Sie aus! Gehen Sie nach Deutschland!« Der bolschewistische Beamte, der alle ihre Post beschlagnahmen mußte, brachte einen ganzen Stoß kontrollierter Briefe zurück mit dem erstaunlichen Bemerkung: »Diese Briefe waren so schön, daß ich alle lesen mußte, ich habe keinen einzigen ausgelassen!« Aber

trotz solcher ergriffenen Freundlichkeit eines einzelnen mahnten alle Anzeichen: »Geh aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will!« – Frau Hahn spürte: »Jetzt mußt du gehorchen – auch um der Kinder willen.«

Der Abschied aus der Heimat, aus der Gemeinde, aus dem Pfarrhaus voller Segnungen und nicht zuletzt von der Grabstätte ihres Mannes war nach ihrem eigenen Wort »herzerreißend«. So sehr es zunächst schien, als würde sie durch das Erleiden der Flucht in eine arge Enge getrieben werden, so muß man doch heute beim Rückblick auf alles und bei der Distanz von sechs Jahrzehnten bekennen: Genau das Gegenteil war der Fall. Psalm 31, 9 bewahrheitete sich: »Du stellst meine Füße auf einen weiten Raum.« Zunächst allerdings häuften sich trotz mancher wunderbarer Führungen schwere Bedrängnisse und Engpässe. Aber immer wieder – so bekennt es Anny Hahn – waren die Engel Gottes da und haben sie von Schritt zu Schritt geleitet.

Bitter war zunächst das Los und das Brot der heimatlosen Flüchtlinge. Mutter Hahn und ihren Kindern wurde darin nichts erspart. Aber dann brachte das göttliche »Es begab sich« die Familie Hahn auf ihren Kreuz- und Querwegen in das Haus des Verlegers Mohn in Gütersloh, des damaligen Eigentümers des bekannten Bertelsmann-Verlages. Die Familie Mohn hatte alles, was zur Begründung eines neuen Heimes gehörte, liebevoll und bis in alle Einzelheiten hinein vorbereitet. Es fehlte nichts. Von Stund an begann sich das schon angeführte Psalmwort zu erfüllen: »Du stellst meine Füße auf weiten Raum.« Das galt trotz allen Widrigkeiten, die wie dunkle Wolken immer wieder die Sonne Gottes im Leben von Frau Hahn und ihren Kindern verdunkeln wollten.

Die erste bedeutsame Führung Gottes in die Weite geschah durch das Angebot des Verlegers Mohn an Anny Hahn, sie möchte alsbald die noch erhaltenen und als kostbares Gut geretteten und mitgebrachten Predigten ihres Mannes in Reinschrift schreiben und sie für den Druck vorbereiten. Was wurde das für eine heilsame Arbeit am geistlichen Nachlaß Traugott Hahns! Schon zum Christfest 1919 erschien dann tatsächlich der große 438seitige Predigtband »Glaubet an das Licht«. Er erlebte einige Auflagen und hatte starke, tiefgehende Wirkungen. Die Stimme des im Leid und frühen Sterben bewährten Zeugen Jesu Christi wurde bis nach China gehört.

Weitere kleinere Predigtbände folgten später, u. a. auch ein Buch mit Kinderpredigten: »Komm, o mein Heiland Jesus Christ.« Diese

wurden auch ins Schwedische übersetzt. Zur Zeit ist nur eine kleine Ausgabe von Predigten Traugott Hahns greifbar. Es handelt sich um die letzten sieben, die er von Advent 1918 bis Epiphania 1919 in Dorpat kurz vor seinem Märtyrertod gehalten hat (erschieden im Brunnen-Verlag, 7418 Metzingen).

Die zweite Gottesführung in noch größere Weiten ereignete sich durch die brüderliche Vermittlung des Pfarrers und Schriftstellers Wilhelm Ilgenstein gleich im Jahr darauf. Mit Feuereifer ermunterte er Traugott Hahns Witwe, selbst das Lebensbild ihres Mannes zu schreiben. Dieses Mal übernahm der Verlag Eugen Salzer in Heilbronn die Herausgabe. Auf das Titelblatt ließ Anny Hahn einen von ihr sehr geliebten Vers von Paul Gerhardt drucken:

»An mir und meinem Leben
ist nichts auf dieser Erd;
was Christus mir gegeben,
das ist der Liebe wert.«

Um die Verherrlichung Christi allein ging es ihr mit diesem Buch, das sofort in Deutschland, in der Schweiz und in der weiten Welt – wieder bis hin nach China – weiteste Verbreitung fand. Nicht nur liebe und erschütterte Dankesbriefe kamen als Echo in das stille Dachkämmerlein nach Gütersloh. Viele Leser dachten auch an die irdische Notlage von Traugott Hahns Familie und sandten Beiträge zur Ernährung und Kleidung.

Aus den vielen dankbaren Stimmen greife ich nur den Rat eines norddeutschen Landesbischofs heraus. Er meinte: »Zu den an die Kandidaten der Theologie zu richtenden Ordinationsfragen sollte eigentlich die Frage gehören, ob sie dieses Buch gelesen und durchdacht haben.«

Die dritte und wohl bedeutsamste Führung Gottes für Frau Hahn war ohne Zweifel ihr Weg heraus aus der Stille der Familie zu vielen kleinen und großen Diensten in mancherlei Kreisen und Freizeiten. Dieses Dienendürfen am Wort Gottes auf dem Hintergrund schwerster Erfahrungen führte Anny Hahn endlich zu regelrechten Vortragsreisen und zuletzt vom Katheder zur Kanzel

»Nennt mich alle Mutter Hahn!«

Erst Jahre später – im Sommer 1929 – kam das kostbare Gedenkbuch an Traugott Hahn auch in unsere Hand im nördlichsten Zipfel des Badnerlandes. Meine Frau erwartete gerade unser fünftes Kind. Ich las ihr in stillen Stunden aus der Biografie vor. Je mehr wir da-

von ergriffen wurden, desto fester wurde unser Entschluß: »Wenn unser kommendes Kindlein ein Bub ist, soll er Traugott heißen.« Und so geschah es.

Abermals einige Jahre später kam Frau Professor Hahn zu uns ins Pfarrhaus und zu unserer Gemeinde Karlsruhe-Grötzingen. Für den Nachmittag hatte ich die Pfarrer aus vier benachbarten Dekanaten nach Karlsruhe in das damals noch bestehende Hospiz eingeladen. Ein furchtbarer Verkehrslärm – machte sich das Reich der Finsternis auf gegen das klare Zeugnis von Jesus? – hatte aber zur Folge, daß nur wenige Pfarrer wegen der zarten Stimme und des baltischen Tonfalls der Vortragenden ein paar Sätze erfaßten.

Abends war es anders. Die alte Grötzingener Kirche war schon eine halbe Stunde vor Beginn überfüllt. Auch der Mittelgang im langen Kirchenschiff war gefüllt mit lagernden Menschen. Beim Zweitläuten führte ich Frau Hahn hinüber in die große weite Kirche. Aus schüchternen Bescheidenheit wollte sie auf keinen Fall auf die Kanzel steigen. Aber ich machte ihr klar, daß sie inmitten dieser großen Menschenmenge nur dort zu verstehen sei. Schweren und zagenden Herzens betrat sie nun zum zweitenmal in ihrem Leben – zum erstenmal hatte sie es in Berlin getan – eine Kanzel. Wir beteten sie hinauf. Es wurde ein überaus eindrucksvoller Abend.

Ein weithin bekannter Karlsruher Facharzt sagte mir sofort nach dem Vortrag, den Anny Hahn mit den beiden Versen von Psalm 103 (»Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat!«) begonnen hatte: »Herr Pfarrer, wenn Frau Hahn als Frau eines Märtyrers und mit der Vollmacht ihrer Persönlichkeit nur diesen einen Satz und dann ›Amen‹ gesagt hätte, so wäre dies allein eine unvergeßliche Predigt gewesen.« Viele Menschen kamen am Schluß herzu und reichten ihr voller Dank und Ergriffenheit beide Hände.

Ein Ergebnis von diesem ersten Besuch in unserem Grötzingener Pfarrhaus war, daß Frau Hahn sich nachträglich als Ehrenpatin in Vertretung ihres verstorbenen Mannes für unseren Sohn Traugott eintragen ließ. Das war für sie keine Formsache. Vielmehr hat sie seit 1933 in Treue dieses ihres Amtes gewaltet. Höhepunkte des Patendienstes war ihre aktive Teilnahme an der Konfirmation und an der Hochzeit ihres Patensohnes. Darüber hinaus hat sie an fast allen wichtigen Zusammenkünften unserer Familie in Freud und Leid persönlich teilgenommen. Sie scheute auch die weiten Reisen nicht,

um unter uns zu sein. Der Höhepunkt ihrer Verbundenheit mit unserem Haus und unserer Familie war ohne Zweifel die Abendstunde, in der sie uns allen das »Du« angeboten hat. Wir durften fortan alle zu ihr Mutter Hahn und du sagen. Es war köstlich, wie sogar meine leibliche Mutter, die einige Jahre älter als Frau Hahn war, sich an dieser Mutter-Hahn-Anrede beteiligte.

Dieses mütterliche Zu-uns-Gehören hat sich auch an Tiefpunkten bewährt. Beim Tod unserer ältesten Tochter Dorothea, beim lebensgefährlichen Unglück meiner Frau und an ihrem Sarg und Grab: immer stand Mutter Hahn vollmächtig tröstend mitten unter uns.

In der ersten Adventszeit nach dem Tod meiner lieben Frau machte sich Mutter Hahn auf, um mich in Gengenbach im Schwarzwald in meiner damaligen Gemeinde zu besuchen. Wir hielten zusammen einen Adventsgottesdienst. An einem der stillen Abende zog sie ein Bündel vollgeschriebener Blätter aus ihrem Koffer und fragte, ob sie uns ein paar Seiten vorlesen dürfe. Wir konnten dann nicht aufhören und lasen fast die ganze Nacht hindurch. Keiner wurde müde. Es handelte sich um das Wesentliche aus einem Manuskript über ihr Leben, das Mutter Hahn inzwischen fertiggestellt hatte. Einer von uns sagte: »Dieses Manuskript muß unbedingt bald gedruckt werden, ich Sorge für einen guten Verlag.« Es kam dann nach mancherlei Widerständen – vor allem auch nach vielem Sträuben der Verfasserin selber – ihr Zeugnisbuch zum Druck. Es trägt den Titel: »Es gibt einen lebendigen Gott.« Wenn ein Mensch mit Fug und Recht diesen Satz bekennen darf, so ist das Mutter Hahn.

Allerhöchste Hochschule der Seelsorge

Nie vergesse ich Mutter Hahns Unbestechlichkeit in der Seelsorge. Allemal, wenn wir zusammenkamen, suchte sie offenherzig den Austausch über innerste Fragen. Sie war begierig nach der vollen Erkenntnis des Heils. Aber es war gar nicht leicht, ihr zu dienen. Sie ließ keine halben Antworten gelten. Sie nahm energisch Stellung gegen jede billige Gnade. Ihre Fragen waren die denkbar höchste Herausforderung an jeden Seelsorger. Sie machte es mir nie leicht. Eine meiner Pflögetöchter war einmal bei solch einem Gespräch zugegen. Hinterher sagte das Kind: »Vater, dies ist die markanteste, offenste und gegen sich selbst radikalste Persönlichkeit, die ich je erlebt habe.«

Hier soll kein Menschenlob erklingen – genau das Gegenteil. Mir

war es immer so zumute, als sei der Herr Jesus selbst in unserem Zimmer, als lenke er in der Unerbittlichkeit des erhabenen Gottessohnes, der zur Rechten des Vaters in der Höhe thront, unser Gespräch so, daß es für die Ewigkeit gesprochen war. Allerhöchste Hochschule der Seelsorge, wie man sie auf keiner Universität und in keiner Bibelschule lernt!

Mutter Hahn ließ, wenn es um ihre eigene Glaubensstellung ging, vor dem heiligen Gott um keinen Preis fromme Gefühle und fragwürdige und falsche Sicherheiten gelten. Sie wurde nur getröstet durch das, was Gott selbst durch Jesus Christus zu unserer Rettung getan hat. Das allein trug sie durch bis zu ihrem letzten Atemzug. So ging sie heim im Frieden Gottes, einen Tag vor dem Gedenktag an den Märtyrertod ihres Mannes.

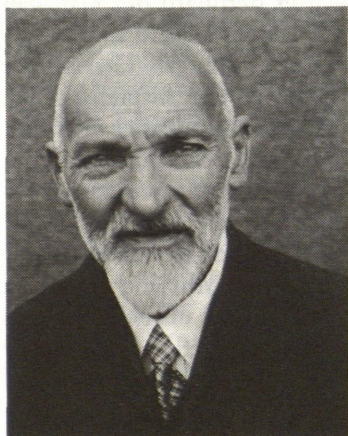
Mit einem Menschen- und einem Gotteswort sei dieser dankbare Rückblick beschlossen.

Das Menschenwort sagte ich Mutter Hahn bei meinem letzten Besuch im Hause ihres Sohnes Wilhelm in Heidelberg. Es ist der Satz, mit dem Johann Christoph Blumhardt kurz vor seinem Heimgang von seinem Sohn Abschied nahm: »Ich segne dich zum Siegen!«

Das Gotteswort steht 1. Mose 32, 11. Sie bestimmte es selbst als Text für die Predigt an ihrem Sarg und Grab: »Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte (deiner Magd) getan hast.«

Herbert Fuchs

Bernhard Bez



Geb. 8. 9. 1878 in Mägerkingen, Kreis Reutlingen. Lehrer und Stundenhalter. Teilnahme am Ersten Weltkrieg 1914–1918. Nach dem Zweiten Weltkrieg Rektor der Volks- und Mittelschulen zu Kirchheim/Teck. Mitverantwortlich tätig in der Leitung des Altpietistischen Gemeinschaftsverbandes. Gest. 19. 7. 1965

»Der in die ›Stunde‹ geht – den nehme ich!«

Schon im sechsten Lebensjahr unseres Vaters Bernhard Bez wurde der Familie der Ernährer, der als Kolporteur der Bibelanstalt Stuttgart tätig war, durch den Hufschlag eines Pferdes genommen. Fünf kleine Kinder weinten am Sarg des Vaters, und als die Großmutter das Leichenbegräbnis bezahlte, verblieb ihr als Barschaft noch etwa eine Mark. Zwei Jahre nach dieser unbegreiflichen Führung Gottes wurde Bernhard im Stuttgarter Waisenhaus aufgenommen und fortan dort geschult und erzogen. Die Aufnahmeprüfung für das Lehrerseminar Nürtingen bestand er als Achtbester unter 300 Zöglingen.

Als auch die Mutter früh gestorben war, überwachte deren Bruder, Lehrer Johannes Reusch, die weitere Entwicklung des jungen Seminaristen. Er gewährte ihm Heimatrecht und Vaterliebe. Er hielt ihn auch zum Besuch der »Stunden« an. Als sich die Ausbildung dem Ende zuneigte, erschien der Vorsteher der Heil- und Pflegeanstalt Marienberg im Seminar Nürtingen und erbat die Zuweisung eines Junglehrers. Zwei oder drei Bewerber wurden ihm vorgeschlagen. Bei einem wurde bemerkt, daß er in die »Stunde« gehe. »Den nehme ich!« war der Entschluß des Inspektors Rominger. So erhielt der junge Seminarist seine erste Lehrerstelle in der Schule der Schwachsinnigen-Anstalt Marienberg, kaum eine halbe Stunde von seinem Geburtsort Mägerkingen entfernt.

1903 wurde unser Vater nach Kirchheim/Teck versetzt. In diesem

Städtchen verheiratete er sich mit Emilie Stoll und blieb daselbst bis zu seinem Lebensende im Jahr 1965.

Zu »Vater Bez« hatten alle Vertrauen

Während des Ersten Weltkrieges wurde es Bernhard Bez klar, daß neben seiner Aufgabe in der Schule die Arbeit an und in den Gemeinschaften sein Lebenselement werden sollte. Als Genesender nach einer Verwundung durfte er einige Zeit der Altpietistischen Gemeinschaft in Ulm dienen und den leitenden Bruder ersetzen. Als nach Kriegsende unser Vater nach Kirchheim zurückkehrte, hielt er sich treulich und zuverlässig zur dortigen Gemeinschaft, deren Leitung ihm im Jahr 1922 übertragen wurde. Er prägte sie vierzig Jahre lang durch die Verkündigung des Wortes Gottes. Sonntags waren zwei Versammlungsstunden und am Mittwochabend die Werktagsszusammenkunft. Zu jeder Stunde war unser Vater aufs Beste schriftlich vorbereitet. Er vermied die ausgefahrenen Geleise übernommener christlicher Redewendungen. In Stadt und Land herrschte keinerlei Zweifel daran, daß Vater Bez, wie er später allgemein genannt wurde, ein Christ der Tat und des vorsichtigen, gottgefälligen Wandels war. An manches Krankenbett wurde er noch in letzter Stunde gebeten. Manche Not haben frühere Schülerinnen – sein Lehrauftrag führte ihn vorwiegend an Mädchenklassen – bei ihm abgeladen. Er kannte seine Schülerinnen bis ins hohe Alter noch mit dem Vornamen und sprach sie mit »Du« an. Unermüdlich wies er auf Jesus hin, in der Familie, in der Schule, im »Kinderkirchle« (Sonntagschule), im »Jünglingsverein« (dessen Leiter er nahezu 20 Jahre lang war) und nicht zuletzt und am deutlichsten in der Gemeinschaft.

»Bua, stirb!«

Die Früh- und Abendandacht in der Familie war obligatorisch. Alle Kinder hatten ihre eigene Bibel und lasen reihum, kaum daß sie buchstabieren konnten, je einen Vers. Wie konnte Vater uns die Geschichten der Bibel so anschaulich machen! Wenn er uns die himmlische Stadt, das obere Jerusalem, schilderte, dann wurde schon in unseren Kinderherzen das Verlangen wach: »Dahin, dahin laßt fest uns richten Herz und Sinn.« Unvergesslich ist jener erste Adventssonntag 1918 geblieben, als aus dem Ersten Weltkrieg heimkehrende geschlagene Soldaten in ihre Heimatgarnison Kirchheim einzogen. Wir Kinder wollten ihnen entgegengehen, aber erst mußte der Vers gelernt und ins Merkbüchlein »Gesammelte Brocken« ein-

getragen werden: »Komm, o mein Heiland Jesus Christ, mein's Herzens Tür dir offen ist!«

Unser Vater hat uns nie gezwungen, ihn zur Stunde zu begleiten. Wir folgten in der Regel freiwillig und aus eigenem Entschluß. Aber Krisenzeiten blieben nicht aus. Vater scheint sie bemerkt zu haben; denn als ich, Martin, der älteste Sohn, eines Abends erklärte, daß ich irgend etwas anderes vorhätte, da sagte Vater beachtlich warnend: »Heut' abend ist Stund!« Ich verstand seine Sprache! Als ich dann das Vaterhaus verlassen mußte, um in die Fremde hinauszuziehen, da begleitete mich Vater zum Bahnhof. Als der Zug bereits abfuhr und ich auf dem Trittbrett ihm Lebewohl zuwinkte, rief er mir als letzten Gruß zwei Worte zu: »Bua, stirb!« Nicht für jedes Ohr waren diese beiden kurzen Worte gemünzt, aber ich habe sie verstanden und beherzigt. (Wer die altschwäbische Pietistensprache nicht kennt, für den sei eine hochdeutsche Erklärung beigefügt: »Junge, geh den Weg der Selbstverleugnung!« – »Entscheide dich für den untersten Weg!«)

Unsere Wohnstube war meist auch das Arbeitszimmer des Vaters. Wie gewissenhaft bereitete er sich Tag für Tag auf seinen Schulunterricht vor, und mit nicht weniger Gründlichkeit auf seine Stunden! »Nur keine aufgewärmte Wassersuppe!« hörte man ihn sagen. Damit meinte er eine mechanisierte, abgegriffene, oberflächliche Verkündigung. Jeder verfügbare Zettel und beinahe jedes Couvert diente ihm dazu, seine Gedankengänge festzuhalten. Für manche Stunde wurde die Vorbereitung zwei- oder dreimal überarbeitet und umgeschrieben.

50 Jahre Leiter der Sonntagschule

Dem wöchentlich sich versammelnden Helferkreis in der Sonntagschule schärfte unser Vater ein:

»Zur Kinderarbeit braucht's die besten Kräfte. Kinder brauchen treue Lehrer, die täglich im Umgang mit dem lebendigen Christus stehen. Wer in der Sonntagsschule mitarbeiten will, braucht dazu eine innere und äußere Ausrüstung. Von der inneren Ausrüstung lesen wir Johannes 21, 15–17: »Als sie nun das Mahl gehalten hatten, spricht Jesus zu Simon Petrus: Simon, des Johannes Sohn, hast du mich lieber, als mich diese haben? Er sprach zu ihm: Ja, Herr, du weißt, daß ich dich liebhave. Spricht Jesus zu ihm: Weide meine Lämmer!«

Aus der Liebe zum Heiland quillt die rechte Liebe zu den Kindern.

Aus dem Gehorsam gegen Jesus fließt auch die volle Verantwortung für seine Lämmer, das sind die Kinder. Mit der christlichen Erziehung kann man nicht früh genug anfangen. Lasset die ganz Kleinen schon kommen und wehret ihnen nicht (Mark. 10, 13–16)! Wir brauchen Lämmergruppen. Helferdienst in der Sonntagschule ist eine Quelle meiner Freude und meiner Kraft. In der Freude offenbart sich die innerste Natur eines Menschen. Alle Frömmigkeit, welche nicht auf fröhliche Sinnesart gegründet ist, erscheint verdächtig. Unsere ganze Aufgabe muß sein, das Kind in Beziehung zu Jesus zu bringen, es aber nicht an sich selbst zu binden.

Wo man recht betet, wird man alle ungesunde, aufdringliche und schwärmerische Bekehrungssucht lassen und hassen, man wird aber auf die Gnadenzüge Gottes bei sich selbst und bei dem Kind recht achten und nichts versäumen, wenn Gottes Winde wehen. Da braucht's Leuchttürme, Feuerzeichen, Lotsen und Seelenärzte. Je gewisser wir erkennen müssen, daß unsere Kinder gefährdet sind, desto stärker müssen Christen, Christen im Vollsinn des Wortes, ihre Pflicht und ihre Aufgabe diesen Kindern gegenüber empfinden und erfassen.«

»Ich würde wieder Lehrer werden«

So konnte unser Vater beim Rückblick auf seine über 52 Jahre lange Lehrtätigkeit sagen. In den 47 Jahren, in denen er in Kirchheim als Lehrer wirkte, wurde er Unzähligen zum Segen. Viele seiner Schülerinnen lernten Gott kennen, lernten beten, lernten Sprüche und Lieder, die sie ihr ganzes Leben hindurch begleiteten und noch begleiten.

Hinter seinem Pult hingen Worte wie: »Wahrheit und Liebe« und später auch die Frucht des Geistes: »Liebe, Freude, Friede, Geduld...« (Gal. 5, 22). Jedes Wort war einzeln eingerahmt. Es passierte auch bei ihm, daß er sich hinreißen ließ und zornig wurde. Das war ihm arg, und er konnte dann vor versammelter Klasse um Entschuldigung bitten. Einmal machte er das Angebot: »Der Lehrer Bez hat alle seine Schüler lieb. Von mir aus dürft ihr mich ›Vater‹ nennen.« Da stand die ganze Klasse freudig erregt auf und schrie im Chor: »Vater Bez, Vater Bez!« Von da an wurde er eigentlich nur als Vater Bez angesehen und angeredet, und zwar von Schülern und Lehrern.

Zum Geburtstag seiner Schülerinnen oder auch beim Abschied oder Abschluß der Schulzeit liebte er es, jeder ein handgeschriebenes Leszeichen zu übergeben. Da konnte man lesen: »Mache jeden Tag

jemandem eine Freude, wie selig bist du dann am Abend!« Oder: »Die Zeit ist verloren, in der wir nicht mit Gott gelebt haben.« Oder: »Alle Tage kleiner, im Blute Jesu reiner, im Wandel feiner.« Oder: »Der Weise sammelt Minuten und Sekunden wie Goldstaub.« Und als Unterschrift: Dein treuer Lehrer B. Bez.

Daß er den Unterricht mit Gebet anfang, war ihm eine Selbstverständlichkeit, und daß er den Religionsunterricht in seiner und in andern Klassen übernahm, war ihm Verpflichtung.

Im Dritten Reich machte er seiner Behörde gegenüber kein Hehl daraus, daß ihm zwar Volk und Vaterland das höchste irdische Gut seien, daß aber Gott und Christus, sein ewiges Gut, weit darüber hinausgehe. Er sagte: »Im Einklang von Staatsbefehl und Gottes Gebot liegt für mich das deutsche Schicksal.« Daraufhin wurde er strafversetzt und nicht mehr befördert.

Nach dem Zusammenbruch 1945 wurde ihm das gesamte Schulwesen der Stadt zur Reorganisation übertragen, und er wurde zum Rektor der Volks- und Mittelschulen ernannt. Es war ihm eine persönliche Verpflichtung, lange über sein Pensionsalter hinaus seiner Stadt und seiner Schule zu dienen, und zwar so lange, bis auch der letzte seiner amtsenthobenen Kollegen rehabilitiert war und den Dienst wieder aufnehmen konnte. Manche »feurigen Kohlen« hat er da auf das Haupt derer, die ihm in der Hitlerzeit feindlich gesinnt waren, gesammelt.

»Gnade und Erbarmen!« rief er nach seiner Pensionierung im 72. Lebensjahr aus: »Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen.«

»Komm herüber nach Hülben und hilf uns!«

Es war wohl im Herbst des Jahres 1919, als unser Vater mit der ganzen Familie auf der Wiese der Großmutter bei der Obsternte war. Da erschien Albrecht Kullen, ein Verwandter der Brüder Wilhelm und Johannes Busch, und drang in unseren Vater, die durch den Tod des seitherigen Verantwortlichen entstandene Lücke als Leiter der bekannten »Stunden« in Hülben auf der Schwäbischen Alb zu schließen. Vater sagte, bei der Fülle seiner Aufgaben sicherlich nicht leichten Herzens, ja und versah diesen zusätzlichen Aufgabenbereich 44 Jahre hindurch.

Seit mehr als 200 Jahren versammeln sich an jedem letzten Samstag im Monat Brüder der engeren und weiteren Umgebung in Hülben und betrachten fortlaufend einen neutestamentlichen Bibeltext.

In den Jahren seiner Mitarbeit wanderte Vater Bez, getreu seiner Verpflichtung, anfangs oft zu Fuß drei Stunden Weg, wenn es möglich war. Nichts war ihm zuviel, kein Wetter zu schlecht. Später wurde die Strecke entweder mit der Bahn oder im Auto in Begleitung seiner Kinder zurückgelegt. In brüderlicher Runde wurden nach der eineinhalb Stunden dauernden Versammlung anschließend bei Kaffee und »Konferenzbrot« auch Gegenwartsfragen besprochen, Nöte persönlicher Art einander mitgeteilt und zur Fürbitte angehalten. In der kritischen Zeit nach 1933 haben vor allem für einige Lehrer diese Zusammenkünfte besonders viel durch die dort geschehene Stärkung und Ermutigung im gemeinsamen Austausch bedeutet. Man half einander zu klarer Sicht. Welch eine Freude war es jedesmal, wenn Johannes oder Wilhelm Busch, die mit Hülben durch ihre von dort stammende Mutter sehr verbunden waren, am Brüdertisch saßen!

Die »Kirchweihmontagsstunde« war und ist bis heute ein Festtag in Hülben. »Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?« Es sind viele Hunderte, die sich auf die Kirchweihmontagsstunde – oft seit ihrer Kindheit – freuen. Es wird von Mal zu Mal, von Jahr zu Jahr ein Gesangbuchlied auswendig gelernt und dann gemeinsam hergesagt. Auch die »Silvesterstunde« am Altjahrsabend ist ein besonderer Höhepunkt.

Mit viel Takt, Demut und Bescheidenheit, aber auch mit pädagogischem Spürsinn hat Vater Bez in all diesen Stunden geleitet, zurechtgebogen und ausgeglichen. Manches Mal verblieben ihm selbst kaum die letzten fünf Minuten, weil er immer pünktlich aufhörte und »Schwänze« nicht liebte. Aber gerade seine letzten Gedanken, Worte und Sätze trafen den Nagel meist auf den Kopf und rundeten die Stunden trefflich ab. Vater Bez hatte ein weites Herz, einen offenen Blick, und war bis ins Mark hinein Altpietist, immer forschend, immer aktiv im Hören und Abwägen.

Es gab Situationen, in denen sich die Brüder ereiferten über Fragen des Tausendjährigen Reiches, der Entrückung vor oder nach der Trübsal und ähnliche Probleme. Unser Vater saß dann still hörend dabei. Wenn man ihn um seine Meinung fragte, gab er wohl zur Antwort: »Ich bin nicht unseres Gottes Ratgeber. Ich weiß es nicht.« Der spekulativen Schriftforschung und Verkündigung war er abhold. Was ihm im Blick auf die Endzeit wichtiger war als die genaue zeitliche Abfolge der Ereignisse, das war die Aufgabe, Wachsamkeit und Zuversicht zu verbreiten.

Seine für die Versammlungen in Hülben geschriebenen und hinter-

lassenen Vorbereitungen sind eine Brunnenstube gesammelter Gedanken der Väter des Pietismus wie Friedrich Christoph Oetinger, Philipp Matthäus Hahn, Michael Hahn, Johann Albrecht Bengel und vieler anderer. Zugleich enthalten sie seine eigenen Auswicklungen des Textes, wie der Geist sie ihm gab auszusprechen. Sie bringen Liedgut aus alter und neuerer Zeit und Hinweise für das persönliche Leben. Alles ist immer wieder ausgerichtet auf die Ewigkeit, dabei praktisch, gegenwärtig, für das Leben verwendbar.

Was und wie verkündigen wir?

In unzähligen Gemeinschafts-, Brüder-, Schwestern- und Monatsstunden, in Vorträgen und Bibelkursen auf dem »Schönblick«, dem Bibel- und Erholungsheim des Altpietistischen Gemeinschaftsverbandes in Schwäbisch Gmünd, und anderswo diente Vater Bez in vorbildlicher Treue seinem Herrn und dessen Gemeinde. Schlicht, treffend und überzeugend war sein Wort, durchdacht, zentral, zeitgemäß und am Wort der Schrift bleibend. Es seien einige seiner Aussprüche festgehalten.

»Ein an Gottes Wort geschultes Auge sieht tiefer und kann die Lage besser erkennen. – Immer wenn wir vor einem Rätsel stehen, sollten wir dessen Lösung aus dem Wort Gottes zu erforschen suchen. – Es gibt viele wertlose Tränen, aber manche sind kräftiger als ein Gebet. – Wer sich in gesunden Tagen nicht ans Beten gewöhnte, der wird in schweren Tagen kaum einen Ausweg finden. – Leider werden Andachtsbücher oft fleißiger und lieber gebraucht als die Bibel selbst. – Es fehlt in unseren Kreisen nicht nur die Tiefe, auch die Weite. – Die Tauben fliegen am liebsten dorthin, wo sie am besten gefüttert werden. – Oder: Werfet euren Schafen ein gutes Futter hin, dann kommen sie von selbst. – Das viele Nachlaufen hat wenig Zweck. Wer von Gott erfaßt ist, der kommt. Wo Gott durch seinen Geist gewirkt hat und, dadurch angetrieben, der Mensch zum Suchen und Fragen gelangt ist, da muß unsere Nachhilfe einsetzen. – Gemeinsam können nur Menschen beten, die auch für sich Beter sind, denn die Wurzel aller Gebetsgemeinschaft ist das Einzelgebet im Verborgenen. – Ohne klare Heiligungslehre und echtes Heiligungsleben sind unsere Gemeinschaften fromme, aber innerlich leere Vereine!«

Und nun ein Beitrag unseres Vaters aus dem altpietistischen Gemeinschaftsblatt vom August 1954:

I. Was verkündigen wir?

1. Als Haushalter über Gottes Geheimnisse sollen wir von den in

Christo geoffenbarten Ratschlüssen und Anstalten zum Heile der Welt jedem mitteilen, was seinen Bedürfnissen und Gaben angemessen ist.

2. Als Zeugen der Wahrheit weisen wir auf Christus hin, der die Wahrheit ist (Joh. 14, 6; 1. Kor. 1, 30).

a) Wir führen zu immer tieferer Sündenerkenntnis und stellen den Sünder vor Gott und sein Gericht.

b) Wir rufen zur Buße, dringen auf Entscheidung und Scheidung, also auch Bekehrung.

c) Wir führen den Bußfertigen zum Kreuz und versichern ihn der Vergebung der Sünden aus Gnaden durch Jesus Christus.

d) Weil wir in Christus geheiligt sind, mahnen wir ernstlich: »Jaget nach der Heiligung!« Für den Gerechtfertigten beginnt ein neues Leben. Mit dem neuen Menschen kommt der Geist Gottes, der Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht in das Herz. Christus wird der Herr unseres Lebens. Jesus tilgt nicht nur die Sündenschuld, er siegt auch über die Macht der Sünde. Es gilt, im neuen Lebensstand zu bleiben.

e) Wir haben eine gewisse Hoffnung. Jesus kommt wieder! Jesus siegt! Die Gemeinde ist auf Erden eine wartende Gemeinde und bereitet sich auf den Tag Jesu Christi.

3. Wir halten fest am »allgemeinen Priestertum«.

4. Wir wissen vom Recht und von der Notwendigkeit der Gemeinschaft der Gläubigen.

II. Wie verkündigen wir?

1. Bleibe beim ganzen Wort. Gehe nicht über das Wort hinaus. Also bringe nicht theosophische, allegorische Deutungen und Deuteleien, nicht übergeistliche Braut- und Entrückungsmystik, aber Gründung auf die Schrift und auf die elementaren Katechismuswahrheiten der Reformation.

2. Die Wortverkündigung ist immer eine Auseinandersetzung des Wortes Gottes mit der gegenwärtigen Zeit und dem zeitgenössischen Menschen.

3. Biblisches Wort und Erfahrungszeugnis gehören zusammen. Der Heilige Geist macht das Objektive subjektiv. Er eignet das Heil Gottes dem Glauben zu.

4. Unsere Wortverkündigung geschehe »nicht nur mit Worten, sondern in der Kraft des Heiligen Geistes und mit großer Glaubenszuversicht«.

5. Wir reden nicht, um den Menschen zu gefallen. Wir brauchen keine Lockspeisen, Lockthemen. Wir meiden alles Extreme. Wir suchen allein die Ehre Gottes.

6. Wir reden von Herz zu Herzen, von Auge in Auge, mit viel Liebe und Sanftmut.

7. Rede nüchtern, klar, deutlich, einfach, sachlich, anschaulich, praktisch und vor allem kurz.

Selig, wer im Weltgebrause...

Selig, wer im Weltgebrause
nach der ober'n Gottesstadt,
nach dem rechten Vaterhause
stets ein Fenster offen hat,
wo er kniend im Gebete
seine Seufzer heimwärts schickt
und in Früh- und Abendröte
nach den Bergen Zions blickt.

Wo ich mag mein Haus mir bauen:
in den Tälern, auf den Höh'n,
immer soll nach Salems Auen
mir ein Fenster offenstehn.
Schließt mit seinen stolzen Gassen
Babel rings mein Hüttlein ein,
unverbaut soll's doch mir lassen
Zion zu mein Fensterlein.

Diese Verse nannte man in Kirchheim das »Kreislied«. Mit ihrem Singen wurden die Zusammenkünfte des »Kreisle« beschlossen. Dieses bestand aus einer stattlichen Anzahl meist unverheirateter Frauen mittleren und jüngeren Alters, die sich in gelöster, froher Runde um Vater Bez scharten. Was er mit den andern sang, das hatte der treue Pilger selber: ein offenes Gebetsfenster zur oberen Gottesstadt. Es war sein Sehnen, daß sie ihn einmal als seine ewige Heimat aufnehmen würde.

Diese Hoffnung erfüllte sich für den fast Siebenundachtzigjährigen. Als wir sein Ende kommen sahen, las ich ihm noch den 103. Psalm vor. Als ich bei Vers 5: »... der deinen Mund fröhlich macht, und du

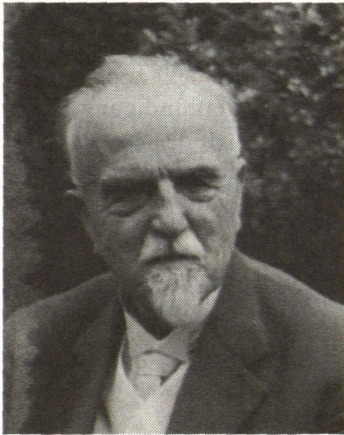
wieder jung wirst wie ein Adler«, angekommen war, tat der geliebte Vater den letzten Atemzug.

Die Todesanzeige (er hatte alles zu seinem Begräbnis vorbestimmt und geordnet) trug den Vers des Liedes, das auch das Lieblingslied von Rektor Dietrich, dem früheren Vorsteher des Altpietistischen Gemeinschaftsverbandes gewesen ist:

Stille Schar, dein schöner Gang
und dein Erbe
sei mein lieblichster Gesang,
bis ich sterbe;
sei ein Zeuge vor der Welt,
daß wer es mit Jesus hält,
nicht verderbe.

Martin Bez

Johannes Roos



Geb. 11. 3. 1879 in Neukirch (Westerwald). Aufgewachsen in Ronsdorf bei Elberfeld (heute: Wuppertal-Ronsdorf). Studium der Theologie in Greifswald, Tübingen, Marburg und Bonn. Lehrvikar in Simmern im Hunsrück und in Oberbantenberg im Oberbergischen. Erstes Pfarramt in Breitenbach am Herzberg (Hessen) 1905-1914. Knapp eineinhalb Jahre Hausvater des Diakonissen-Mutterhauses Salem in Berlin-Lichtenrade. September 1915 Pfarrer in Pleizenhausen (Hunsrück). Erwecklicher Aufbruch in der Gemeinde. 1926-1946 in Wuppertal-Cronenberg.

Im Ruhestand – an verschiedenen Orten verbracht – noch mannigfacher Reise- und Evangelisationsdienst. Gest. 30. 6. 1968.

»Er hat doch immer dieselben beiden Themen!«

Nach vielen Jahren kam Johannes Roos wieder einmal zu einer Evangelisation in das hessische Dorf, in dem er in seinen Anfangsjahren Pfarrer gewesen war. Ein eifriger Gemeinschaftsmann lud die Nachbarn ein. Ein ehemaliger Konfirmand lehnte es ab, zu den Vorträgen seines alten Pfarrers zu kommen und gab als Begründung an: »Warum soll ich denn den Roos hören? Ich weiß doch ganz genau, was der Mann sagen wird. Er hat immer dieselben beiden Themen.« – »Wie heißen diese denn?« will der Einladende wissen. »Nun, das weiß doch jeder, der bei Pfarrer Roos im Konfirmandenunterricht war: ›Das Blut Jesu Christi‹ und ›Der kommende König‹.«

In der Tat, diese beiden Themen beherrschten die Botschaft von Johannes Roos. Mit großer Eindringlichkeit und heiliger Einseitigkeit ist er ein langes Dienst- und Verkündigungsleben hindurch bei diesen seinen Themen geblieben. Aber er hat sie – auch mit der Gabe der ihm geschenkten Schriftstellerei und Dichtung – in einer solchen Variationsbreite abgehandelt, daß seine Botschaft nie eintönig oder langweilig wirkte.

Johannes Roos hat seine letzte irdische Ruhestätte auf dem Friedhof

von Bad Liebenzell gefunden. Mit dem Werk der Liebenzeller Mission und besonders mit deren Gründer, Pfarrer Heinrich Coerper, war er allezeit herzlich verbunden. Vor ihm war seine geliebte Lebensgefährtin dort beigesetzt worden. Als er selber noch lebte, sah man schon seinen Namen in den Stein gemeißelt. Das Geburtsjahr war angegeben, auch der Strich hin zum Todesjahr fehlte nicht. So war später bloß noch die Zahl 1968 einzufügen. Sogar noch auf seinem Grabstein setzt der Knecht Gottes die Verkündigung seiner beiden Themen fort. Oben leuchtet in großen Buchstaben das Wort: »Gnade«. Etwas ausführlicher hätte es auch heißen können: »Gnade in Jesu Blut!« Unten liest man: »Wir warten auf Christus. Er kommt bald!«

Von den vielen Liedern und Gedichten des Vollendeten hat keins die Verbreitung und Volkstümlichkeit des im folgenden angeführten gefunden:

1. Ich hab einen herrlichen König,
den einzig erkenne ich an;
ich will keinen andern auf Erden,
und stünd ich allein auf dem Plan.

Kehrr reim:

Jesus, mein Stolz, meine tiefe Ruh,
Jesus, dir jauchze ich zu!
Ich hab' einen herrlichen König,
o Jesus, Jesus, nur du!

2. Ich stell zur Verfügung mich gerne
dem König, der königlich liebt,
und tue mit Wonne den Willen
des Königs, der königlich liebt.
3. Ich traue den Worten des Königs
und richte mich immer danach
und folg seiner siegenden Fahne,
und geht's auch durch Schmerzen und Schmach.
4. Ich will, daß mein alles im Leben
dem König sei untertan
und sehe mit sehnender Seele
sein ewiges Königreich nahn.

Das Lied ist vor allem in den Reihen des Jugendbundes für entschiedenes Christentum (EC), mit dem Johannes Roos eng verbunden war, heimisch geworden. Viele Generationen junger Christen dort haben es mit Freude, ja Begeisterung gesungen. In einer Neu-

auflage des EC-Liederbuches, die noch zu Lebzeiten von Johannes Roos vorbereitet wurde, ist in der dritten Strophe eine Änderung vorgenommen worden. Brüder aus dem EC-Vorstand meinten, es sei zu volltönend, zu singen: »Ich traue den Worten des Königs und richte mich immer danach.« Wer könne denn von sich zu sagen wagen, er richte sich immer nach Jesu Worten? Man solle bescheidener formulieren: »... und möchte mich richten danach.« Mir wollte die Korrektur aus sprachlichen, aber auch inhaltlichen Gründen nicht recht einleuchten, ich fügte mich aber dem Vorschlag der Brüder. Ja, ich nahm ihren Auftrag an: weil ich Pfarrer Roos gut kannte, zu ihm zu gehen und seine Zustimmung zu der Änderungen zu erbit- ten.

Die Begegnung ist mir unvergeßlich geblieben. Er sah die Notwen- digkeit und Berechtigung der »Verbesserung« nicht ein. Er sagte: »Ich will mit meiner Formulierung niemanden zur phrasenhaften Oberflächlichkeit oder gar Verlogenheit führen. Ich weiß auch, daß niemand den Willen des Königs auf dieser Erde je vollkommen tut. Aber der Vers ist aus einer Gebetshaltung entstanden, in der ich mein innerstes Sehnen und Wollen – unbeschadet der Mangelhaf- tigkeit der Erfüllung – ausspreche. Ist es nicht das Sehnen und Wol- len eines jeden Christen, auch der jungen Kinder Gottes? Wie un- schön klingt auch sprachlich: ... »und möchte mich richten danach!« Aber wenn ihr im EC-Vorstand meint, die neue Fassung sei nötig und besser – ich wehre mich nicht dagegen.« Das war eine wahrhaft demütige Haltung des alten Knechtes Gottes, der hoch in den Acht- zigern war, seinen jungen Brüdern gegenüber. – Es sei noch ver- merkt, daß die Korrektur eine sehr geteilte Aufnahme gefunden hat. Die alten ECler ignorieren sie völlig und singen den Text, wie sie ihn aus ihrer Jugendzeit kennen. Und auch manche junge können sich mit dem »möchte« nicht befreunden.

Das Lied »Ich hab einen herrlichen König« ist im November 1918 entstanden. Damals zerbrach nach dem verlorenen Ersten Welt- krieg die Kaiser- und Königsherrlichkeit der Hohenzollern. Auch die andern Könige und Fürsten traten von der Bildfläche ab. Johan- nes Roos war, als Kind seiner Zeit, ein Mann mit einem starken na- tionalen Empfinden. Er war maßlos traurig, als der von ihm geliebte Kaiser abgedankt war. Da schenkte ihm Gott einen Trost besonde- rer Art. Das Lied von dem »herrlichen König Jesus« floß ihm ins Herz und in die Feder. Menschliche Throne waren dahingesunken. Jesu Thron und Reich aber war nicht gefallen. Dieser König dankt nie ab! Seine Kreuzesfahne wird nie eingezogen! Mit neuem Mut blickte Johannes Roos in die so dunkle Gegenwart und Zukunft.

Zu den vielen Freunden des Liedes »Ich hab einen herrlichen König« ist vor einigen Jahren eine besondere Schar von Jüngern Jesu gestoßen. Das sind die gläubigen Zigeuner aus Hamburg. Sie sind während und nach der großen Flutkatastrophe, welche die Hansestadt 1962 heimsuchte, zum Glauben an den Herrn gekommen. Eins ihrer Lieblingslieder wurde das Lied von Johannes Roos. Als der erste aus ihren Reihen aus dem irdischen Leben schied, haben ihm seine Brüder in der Sterbestunde leise das Lied von dem »herrlichen König« zugesungen. Es waren die letzten Worte, die sein erlöschender Geist aufnahm: »Ich hab einen herrlichen König, o Jesus, Jesus, nur du!«

»Johannes, sind Sie denn auch ein Eigentum Jesu?«

Am Anfang der bewußten Christusnachfolge von Johannes Roos stand die obige an ihn gerichtete Frage. Der sie stellte, war der bekannte Gottesmann und Evangelist Oberstleutnant Curt von Knobelsdorff. Der Vater, Pastor Emil Heinrich Roos, hatte ihn zu einer Evangelisation nach Ronsdorf eingeladen. Der Besuch und Dienst hatte starke und nachhaltige Wirkungen. Auf die an ihn so persönlich gerichtete Frage hatte der achtzehnjährige Johannes zunächst nur die stammelnde Antwort: »Nein, das bin ich noch nicht, ich möchte es aber werden!« Und dem Aufrichtigen ließ es Gott gelingen. Am 6. 12. 1897 lautete der Eintrag ins eifrig geführte Tagebuch: »Psalm 103. – O daß ich tausend Zungen hätte! Mein zweiter Geburtstag durch Gnade allein!« Schnell war dem jungen Jesusnachfolger klar, daß er im Reich seines Königs mitarbeiten müsse. Im »Jünglingsverein« – wie man damals noch sagte – und in der Blättermission legte er mit Hand an.

Als das neue Jahrhundert – 1900 – begann, da vertraute Johannes Roos einem Notizbuch 18 Vorsätze an, die er vor Gott faßte und in der Kraft des Geistes und Blutes Jesu verwirklichen wollte:

Ich will meinen Gott und Heiland mehr lieben!
Ich will meine Eltern und Schwestern mehr lieben!
Ich will meine Freunde mehr lieben!
Ich will meine Lehrer mehr lieben!
Ich will meinen Nächsten mehr lieben!
Ich will in der Arbeit treuer werden!
Ich will in Demut kleiner werden!
Ich will im Herzen reiner werden!
Ich will in Gebet und Fürbitte brünstiger werden!
Ich will im Schriftstudium eifriger werden!

Ich will im Glauben kindlicher werden!
Ich will im Kampfe kühner werden!
Ich will dankbarer werden!
Ich will fröhlicher werden!
Ich will nicht über das Wetter Böses sagen!
Ich will nicht über Menschen Böses sagen!
Ich will meinen Lebenskönig stets bekennen!
Ich will reifer für den Himmel werden!

Erntefreude

Durch die Verkündigung seiner beiden Themen hat Johannes Roos im Lauf seines Lebens viele Menschen seinem geliebten König Jesus zuführen dürfen. Lassen wir ihn erzählen, wie es in seiner hessischen Gemeinde Breitenbach am Herzberg zum erstenmal geschah: »In Oberjossa, einem meiner Dörfer, stand im Tal ein altersgraues Kirchlein. Dort hatte ich mehrfach Bibelstunden gehalten. Jetzt trieb mich der Geist, an einigen Abenden hintereinander dort das Wort der Versöhnung zu sagen. Vier Abendstunden waren es, die ich hielt über ein und denselben Text, nämlich die Geschichte von dem verlorenen Sohn. Mit wachsender Freudigkeit konnte ich die Botschaft der persönlichen Schuld und Gottesferne und von dem vollen Heil in Jesus ausrichten, und ich freute mich jeden Tag darauf, abends wieder hinauszumarschieren zu dem köstlichen Dienst. Der König war so gnädig, diese erste Evangelisationsarbeit meines Lebens in großem Erbarmen anzusehen. Einige Tage später kam eine Frau mit Tränen in den Augen zu mir: ›Ich bin der verlorene Sohn!‹ Sie kam zum Glauben und fand Frieden im Blute Jesu. Ich habe zum ersten Male in meinem Leben heilige Tränen der Freude gehabt, wie die Engel im Himmel sich freuen, wenn ein Sünder Buße tut und nach Hause kommt. In dieser festlichen Woche in der Oberjossaer Gottesstätte lag der Anfang einer Lebensarbeit, die mir unaussprechliche Bereicherung und Freude gebracht hat, die Evangelisation in mancher Stadt und manchem Dorfe unseres Vaterlandes und darüber hinaus.«

Dieser ersten Frucht eines geretteten Menschen folgten in den Jahren in Hessen noch manche andere. Auch unter der Jugend, die sich in einem EC-Kreis versammelte, geschahen die Wunder der Gnade. Gelegentliche auswärtige Evangelisationen – eine davon führte Johannes Roos nach Hannover – blieben auch nicht ohne Siege des Königs über Menschenherzen. Die schönste Erntezeit in seinem Dienst – so hat er es oft bezeugt – wurden dann die Jahre in der Gemeinde Pleizenhausen im Hunsrück. Das kurze

Zwischenspiel während des Ersten Weltkrieges im Mutterhaus Salem-Lichtenrade zeigte ihm, daß diese so wichtige Art der Reichsgottesarbeit seiner Führung und Begabung nicht gemäß war. Aber unter seinen Hunsrückbauern war er dann ganz in seinem Element. Gott schenkte eine wunderbare Erweckung, aus der die Evangelisations- und Gemeinschaftsarbeit des »Oberrheinischen Gemeinschaftsvereins« herauswuchs. In der Passionszeit 1917 – so Roos' eigene Worte – »senkte sich ein merkbarer Segen auf die Bibelstunden über die Kraft des Blutes Jesu Christi. Wir wurden ins Allerheiligste geführt. Ich war oft selber überrascht von den Gedanken betreffs des kostbaren Blutes, die der Meister in die Versammlungen legte. Ich durfte so tief wie nie in meinem Leben vorher in dem Geheimnis der Erlösung graben. Es war manchmal wie eine Offenbarung des Heiligen Geistes, und die Folge war eine innere Anbetung. Was Gott in seiner unergründlichen Erbarmung mir damals als Licht über Golgatha gegeben hat, das wurde in dem kleinen Büchlein niedergelegt, das von all meinen Schriften am meisten gesegnet ist: ›Das teuer edle Blut.‹ Der Titel wurde gewählt nach einem Ausspruch Luthers vom ›teuer edlen Blute unseres gewaltigen Erlösers.‹

Ein kurzer Ausschnitt aus dem »Blutbüchlein« sei hier eingefügt: »Wir sind durch das heilige Blutzeichen abgesondert. Ich mag in der Welt, die den Sohn Gottes gemordet hat, keine Bequemlichkeit, keinen Genuß und keine Ehre haben. Ich will nicht, ich darf außen vor dem Tore bleiben, und es gibt meinem Geiste Erquickung, daß ich es darf. Gewiß darf ich mich freuen an der Naturschönheit, am wogenden Meer und an den leuchtenden Bergen der Alpenwelt, an reiner Freundschaft, edler Hausmusik und an echtem Familienglück. Aber in der rauschenden Welt, die wahllos nur der Eitelkeit und dem Sinnenreiz frönt, habe ich als Jünger des erwürgten Lammes keinen Raum. Das Blut, des neuen Geisteslebens Element, leidet's nicht. ›Außen vor dem Tor,‹ das ist und bleibt die Signatur des Dorngekrönten und der Seinen. Brennt auch unser Herz mit heiliger Leidenschaft, der Welt, die im Argen liegt, das Evangelium von Jesus zu bringen, wo und wie immer es sei – so bleiben wir doch innerlich von ihr geschieden, was eben ihr innerstes Wesen angeht: Augenlust, Fleischeslust, Hoffart, auch in sonst anständigem Gewande. Die Kinder Gottes sind – nicht Verächter der Welt, nicht Richter, aber der Welt entwöhnt, weil Gott geweiht.«

In des Königs Dienst bis zuletzt

Aus den dörflichen Jahren wurde Johannes Roos in einen Vorort

der Stadt Wuppertal geführt: nach Cronenberg. Der Werber für den König Jesus, wie sich Roos in seinem Dienst immer verstand, war gewiß für die ganze Gemeinde da. Aber in einem bestimmten Kreis fühlte er sich doch am meisten zu Hause:

»Meine liebste Arbeit war die Gemeinschaftsstunde am Mittwochabend. Da konnte ich erweckte, suchende und errettete Menschen tiefer führen in das Geheimnis der bluterkauften Gemeinde, die auf ihren Herrn und himmlischen Bräutigam wartet. Wir haben in diesen Versammlungen manches Mal das Wehen des Geistes verspüren dürfen, und nie habe ich so wie damals empfunden, wie eine aufgeschlossene Hörschar, vom Geiste geleitet, den Ausleger des Wortes unbewußt beeinflusst, daß er oft über sich selbst hinausgehoben wird und Wahrheiten bezeugt, über die er selber überrascht ist.«

Es folgte noch ein über zwanzig Jahre währender Ruhestand mit viel Unterwegssein auf den Straßen des Königs. Als der Herr 1955 die geliebte Lebensgefährtin von seiner Seite rief, da erfuhr der Einsamgewordene: »Nichts hat mir so geholfen, in den wehen Stunden der Sehnsucht und der Einsamkeit immer wieder still und froh weiterzugehen, als dieser Dienst für Gott und das Lamm. Es ist Gnade, nur Gnade, d. h. unverdientes und unverdienbares Königsgeschenk, daß ich in den Jahren des einsamen Wanderns weit über 1000 Versammlungen mit der Freudenbotschaft vom Königreich an mehr als 140 Orten, Städten und Dörfern, halten durfte. Wie freundlich ist Jesus, daß er dem Einsamen so half!«

Abschließend wollen wir Johannes Roos noch einmal zu Worte kommen lassen. Er soll uns sagen, was er unter »apostolischem Christentum« verstand, so wie er es selber in den langen Jahren seiner irdischen Wallfahrt zu leben versuchte, und für das er viele Menschen werben und gewinnen wollte. Er hat es anhand von zwölf Kennzeichen beschrieben: 1. Gewißheit des Heils. – 2. Verlangen nach Gemeinschaft. – 3. Wandel im Licht. – 4. Zeugendrang. – 5. Leiden von seiten der Welt. – 6. Leiden für die Welt. – 7. Gebetsenergie. – 8. Beugung vor der Majestät des göttlichen Wortes. – 9. Christozentration. (»Was der Christ ist, das ist er durch Christus, in Christus und für Christus. All sein Denken und Schaffen ist auf ihn gerichtet. Alle Fragen bezüglich des Weltverhaltens sind in ihm gelöst. ›Was wird Jesus dazu sagen?‹ ›Was würde Jesus jetzt tun?‹ ›Was hat Jesus davon?‹ Die Antwort weiß der Geistesmensch in jedem Fall.«). – 10. Geistliche Fruchtbarkeit. – 11. Einheitsbewußtsein des Leibes Christi. – 12. Bestimmte Erwartung des Herrn.

Arno Pagel

Ernst Saur



Geb. 5. 2. 1880 in Heidenheim/Brenz (Württ.). Ausbildung als Kaufmann. Beruflicher Aufstieg zum kaufm. Direktor und Teilhaber einer Textilfabrik. Mit 19 Jahren Erlebnis einer klaren Bekehrung. Durch Jahrzehnte Leiter des CVJM und der Alt-pietistischen Gemeinschaft in Heidenheim. Mitglied des Landesbrüderrats des Gemeinschaftsverbandes, Kirchengemeinderat, Mitglied der Landessynode, Schatzmeister des Gnadauer Verbandes. Gest. 20. 12. 1964.

Ein erfolgreicher Unternehmer unter dem Ganzheitsanspruch Christi

In Ernst Saur begegnet uns ein erfolgreicher Unternehmer, dessen Berufsweg aus einfachen Verhältnissen heraus in höchste Verantwortung für einen Fabrikbetrieb führte. Er war ein auf dem Boden des schwäbischen Pietismus gewachsener Christ mit einer klaren geistlichen Haltung und mit großen unternehmerischen Fähigkeiten. Zeit seines Lebens stand er im Spannungsfeld des Ganzheitsanspruchs Jesu Christi auf sein Leben und der harten Wirklichkeit der Eigengesetzlichkeit, die in der Wirtschaft zum Erfolg führt. Er fand seinen Weg in der starken Glaubens- und Gebetsverbindung mit dem Herrn, der ihn gerade durch die Stellung im Beruf zu einem lebendigen und gesegneten Werkzeug in seinem Reich und in der Welt machte.

Ernst Saur entstammte einer kleinbürgerlichen Handwerkerfamilie im württembergischen Heidenheim an der Brenz. Der Vater war ein angesehenes Küfermeister, der mit einigen Gesellen, die im Hause wohnten, nicht nur Fässer herstellte und reparierte, sondern auch die darin gelagerten Getränke in Kellern und Gasthäusern zu pflegen hatte. Außer der Sorge um das tägliche Brot und die Erhaltung eines guten Ansehens gab es keine weiter gesteckten Ziele. Dazu kam, daß es vor der Jahrhundertwende in der ganzen Gegend eine Zeit ausgesprochener geistlicher Armut und Dürre war.

In dieser Umgebung wuchs Ernst Saur mit zwei Brüdern auf. Er besuchte die Realschule bis zur Untersekunda und stand dann vor der Frage der Berufswahl. Sein wacher Geist suchte aus der Enge des Familienkreises herauszukommen und erwartete vom Beruf des Kaufmanns das Tor in die weite Welt.

Gottes Wege – Wunder der Gnade

Eine schlichte Flickfrau kam regelmäßig zu Näharbeiten ins Elternhaus. Sie war ein lebendiges Gotteskind und half der Mutter, das Heil in Jesus Christus zu erfassen. Es ging bei dieser durch eine tiefe Buße. Sie war ergriffen von der Heiligkeit Gottes. Nun betete sie treu und innig für ihre noch schulpflichtigen Buben. Sie nahm regelmäßig an den Gemeinschaftsstunden teil, die vorwiegend von einer gläubigen Kinderschwester betreut wurden. In Gebetsstunden wurde ernst um eine Erweckung unter jung und alt gerungen.

Im Alter von 15 Jahren bekam Ernst Saur die Lebensbeschreibung des Erweckungspredigers Gustav Knak in die Hand. Durch die Lektüre brach in ihm das Fragen nach Gott auf. Er schreibt selbst von dieser Zeit: »Ich war willig, dem inneren Zug nachzugeben, aber ich fand keinen Kreis und keinen Menschen, der mir hätte zu-rechthelfen können. Insbesondere fand ich beim Jünglingsverein niemand, bei dem ich für meine Lage hätte Verständnis erwarten können.«

Vier Jahre später griff Gott durch eine besondere Lebensführung ein. Ernst Saur wurde so schwer krank, daß er in Stuttgart operiert werden mußte. Das war ein klarer Wink Gottes, nun mit der Nachfolge ganz Ernst zu machen. Eine gläubige Krankenschwester durfte dem Fragenden und Suchenden manchen Helferdienst tun, so daß er bezeugte: »Die ganze Zeit im Spital war durchzogen von einer Kette göttlicher Fügungen und Freundlichkeiten.« Er war sich dessen bewußt, daß dieses sichtbare Eingreifen Gottes eine Frucht der Gebete seiner Mutter war. In tiefer Dankbarkeit schreibt er später: »Was ist es doch um solch eine Mutter! Ich bin nicht wert, daß ich sie haben durfte.«

Das war die Lebenswende nach allen Richtungen.

Gott stellt die Weichen

Im selben Jahr starb der Vater. Ernst Saur war sich bewußt, daß ihn die Mutter nun nötiger habe als je. Diese Tatsache und das Vertrauen, das ihm seitens der Geschäftsleitung des Textilbetriebes, in dem er seine Lehre absolviert hatte, entgegengebracht wurde

veranlaßten ihn, schon gefaßte Reisepläne aufzugeben. Damit begann für ihn in den verschiedensten Lebensbereichen eine Entfaltung unter Gottes sichtbarem Segen.

Der damalige Leiter der Altpietistischen Gemeinschaften in Württemberg, Rektor Christian Dietrich, sandte in die geistlich arme und verwaiste Gegend einen Bruder mit großer natürlicher Begabung. Vor allem aber war er ausgerüstet mit reicher äußerer und innerer Lebenserfahrung und mit einer seltenen Schrifterkenntnis und Gabe der Wortauslegung. Durch sein Wirken entstand bald ein großer und lebendiger Gemeinschaftskreis. Ernst Saur fand dort nicht nur seine geistliche Heimat, sondern auch ein von Gott sichtbar bestätigtes Aufgabengebiet. Die jungen Leute besuchten die wöchentlichen Brüderstunden und die an den verschiedensten Orten im Bezirk jeweils alle vier Wochen stattfindenden sogenannten Monatsstunden. Ein großer Kreis von jungen Männern, hauptsächlich im Alter von 14–20 Jahren, kam mehrmals wöchentlich zum Gebet in einem Privathaus zusammen. Das Ringen um die Gewißheit der Sündenvergebung und das Zeugnis des Geistes über die Gotteskindschaft war ihnen so wichtig, daß sie einzeln und miteinander flehten, bis der Herr sich offenbarte und sie ihres Heils froh wurden. Die ganze Bewegung stand unter dem vollen Segen einer gottgeschenkten Erweckungszeit.

Im Jahre 1904 fand im größten Saal von Heidenheim die erste bedeutende Evangelisation statt. Sie wurde ein großer Fischzug für das Reich Gottes. Auch die Inhaberin des Betriebes, in dem Ernst Saur tätig war, wurde ein Eigentum Jesu. Sie ließ ihn rufen und erzählte ihm, welch großen Segen sie und ihr Haus von den Vorträgen gehabt habe. Sie bat ihn, mit für die Bekehrung ihrer Söhne zu beten. Er schreibt dazu: »Wie offen und demütig war die Frau gegen mich! Ich fühlte mich ganz beschämt. Welch ein Glück, in einem solchen Betrieb tätig sein zu dürfen! Dem Herrn sei Dank, daß er mich in dieses Haus geführt hat!«

In seiner beruflichen Tätigkeit wurde er bald mit verantwortungsvollen Aufgaben betraut. Inzwischen starb die Mutter, und die Umstände legten ihm nahe, bald einen eigenen Hausstand zu gründen. Es war sicher nicht alltäglich – aber was ist in Gottes Plänen schon alltäglich? –, daß er einen durch die Gebete der Mutter, die für ihren Sohn eine gläubige Gattin erflehte, vorbereiteten Weg ging und bei der Inhaberin seiner Firma um die Hand einer ihrer Töchter bat.

In seinen Tagebuchnotizen heißt es: »Ich ging den Weg, nachdem ich eines Tages vom Herrn die klare innere Weisung erhalten hatte.«

Es war ihm bewußt, daß dieser Schritt bei den damals noch sehr beachteten Standesunterschieden höchst ungewöhnlich war. Es war und blieb für ihn ein Wunder Gottes, daß er ein klares und freudiges Jawort erhielt. Darüber schrieb er in einem Brief an seine Braut: »Wo Menschenverstand und Menschenweisheit sich ohnmächtig fühlen einer überaus ernsten und großen Aufgabe und Entscheidung gegenüber, wo seine Kinder deshalb ihre Wege und ihren Willen ganz in seine Hand abgeben, da führt Gott zwei Menschen zusammen, die, auf demselben Grund des Glaubens stehend, in ihrem Charakter und in ihrer Veranlagung sich gegenseitig verstehen und ergänzen.«

Sowohl die Leistungen im Beruf wie auch die familiäre Verbindung führten dazu, daß Ernst Saur im Jahre 1919 aufgefordert wurde, als Teilhaber in die Firma einzutreten. Die schweren Jahre nach dem Ersten Weltkrieg erforderten einen überdurchschnittlichen Einsatz an Kraft und Wissen, um einen Textilbetrieb weiter aufzubauen. Doch mit Gottes Hilfe gelang es. Die Firma gelangte zu Bedeutung und Ansehen in ihrer Branche, und Ernst Saur führte während vieler Jahre in fachlichen Unternehmergruppen den Vorsitz. Ein klares Prinzip leitete ihn: Man muß alles, was man tut, mit dem Einsatz der ganzen Kraft und des ganzen Wissens und Könnens in Angriff nehmen, nur dann kann man mit dem Segen Gottes rechnen.

Seine ungewöhnliche Lebensführung war für Ernst Saur immer wieder die Bestätigung dafür, daß Gott ihn voll und ganz in die Wirtschaft hineingestellt habe, auch wenn manchmal Fragen kamen, ob er nicht bleibendere, ewige Werte schaffen sollte, indem er sich ausschließlich für die Verkündigung des Wortes Gottes einsetzte. Aber offensichtlich hat Gott gerade diese Verbindung von einflußreicher Stellung in der Wirtschaft und dem Wissen um den Ganzheitsanspruch Jesu Christi auf unser Leben dazu benützt, daß Ernst Saur sowohl in seiner beruflichen Tätigkeit in Wort und Wandel ein Zeugnis für seinen Herrn ablegen konnte, als auch mit seinen geistlichen und organisatorischen Gaben in vielen Reichgotteswerken seinen Rat und seine Mitarbeit zur Verfügung stellen durfte.

Der Gemeinschaftsleiter

Nach dem krankheitsbedingten Ausscheiden des in großem Segen wirkenden Gemeinschaftsleiters wurde schon im Jahre 1913 Ernst Saur die Leitung der Altpietistischen Gemeinschaft und der verschiedenen Jugendkreise anvertraut. Unter seinem aktiven Einsatz

entstanden im ganzen Bezirk etwa 20 Gemeinschaften, zu deren Betreuung Brüder bestimmt wurden, die regelmäßig zu zweit zur Wortverkündigung gesandt wurden. Die Leitung der Gemeinschaft und des Christlichen Vereins junger Männer in einer Hand förderte die enge Verbindung zwischen beiden Kreisen, die in gesegneten gemeinsamen Veranstaltungen ihren äußeren Ausdruck fand. Im Gästebuch des Hauses Saur sind die Namen vieler führender Männer der Gemeinschaftsbewegung und des Jungmännerwerkes verzeichnet, die Zeugnis sind für das geistliche Leben jener Zeit. Davon schreibt Ernst Saur: »Die Geschichte der Heidenheimer Gemeinschaft und die des Christlichen Vereins junger Männer sind die Ergänzung zu meinem Lebenslauf, weil das die Welt war, in der sich – nach der Familie und dem Beruf – mein Leben seit dem 19. Lebensjahr bewegt hat.«

Über die regionale Gemeinschaft hinaus strahlte seine Tätigkeit aus in den Landesbrüdererrat der Altpietistischen Gemeinschaft, in dem er auf die Leitung des Verbandes Einfluß hatte. Es ging ihm zutiefst darum, daß das lautere Evangelium, die biblische Lehre, ohne Zusatz und Abstrich im Verband verkündigt und das geistliche Leben nicht nur erhalten, sondern gefördert wurde. So hat er besonders bei der Berufung von Mitarbeitern entscheidend mitgewirkt und sie auf ihre biblische Haltung hin geprüft. Bei solchen Besprechungen ging es ihm um Klarstellung bis in die letzten Tiefen des Glaubens. Er wußte sich berufen zum Wächteramt und durfte hier, besonders im seelsorgerlichen Bereich, herrliche und für die Gemeinde segensreiche Erfahrungen machen. Der Kreis der Altpietistischen Gemeinschaft sah sich überdies als Kristallisationskern für die Aufgabe, das Evangelium in die Welt hinauszutragen. So rief er General von Oven, Daniel Schäfer und andere zu Evangelisationsdiensten, deren Früchte weit über den eigenen Kreis hinaus sichtbar waren.

Durch die Verbindung mit Präses D. Walter Michaelis wurde Ernst Saur in den Vorstand des Deutschen Verbandes für Gemeinschaftspflege und Evangelisation (Gnadauer Verband) als Schatzmeister berufen. Dieses Amt verwaltete er bis zu seinem 75. Lebensjahr in Treue und mit Freuden. Die Begegnung mit vielen Brüdern und die gemeinsame Verantwortung für die klare Linie in inneren und äußeren Fragen der Gemeinschaftsbewegung bereicherten ihn außerordentlich. In einem Referat, das er bei der Gnadauer Pfingstkonferenz im Jahre 1947 in Frankfurt hielt, gab er seiner inneren Haltung als ein in der Wirtschaft verpflichteter Christ zum Thema: »Der Glaube lebt aus der Verheißung« wie folgt Ausdruck:

Der Feind redet uns vor, daß es gegenüber der Weltsucht und der Unlauterkeit, von der das ganze Erwerbsleben durchsetzt ist, nicht möglich sei, seinen Beruf konsequent im Gehorsam gegen Gott und sein Wort auszuüben. Tatsächlich sind die Nöte zahllos, und sie mehren sich, je größer unsere Verantwortung ist. Die Versuchungen, dem Zeit- und Weltgeist Konzessionen zu machen und von der Glaubenslinie abzuweichen, sind besonders in unserer Zeit fast übermächtig. Wie viele aus unseren Kreisen sind diesen Versuchungen erlegen, und wie ernst hat Gott auch schon mit seinen Gerichten eingegriffen! Demgegenüber soll klar bezeugt werden: Gott hat sich den Seinen nicht nur im Alten, sondern auch im Neuen Bund so offenbart, wie er es in Verheißungen ausgesprochen hat, z. B. Jesaja 33, 15–16: »Wer in Gerechtigkeit wandelt und redet . . ., dem wird sein Brot gegeben, sein Wasser hat er gewiß.« Oder 2. Korinther 9, 10: »Der aber Samen reicht dem Säemann, der wird auch das Brot reichen zur Speise und wird vermehren euren Samen und wachsen lassen das Gewächs eurer Gerechtigkeit.« Wenn Gott aber anders führte, auch schon im Alten Testament, wenn das Verschmachten von Leib und Seele drohte, dann haben wir Gläubigen gelernt, die Schrift als Ganzes zu nehmen und mit Psalm 73, 23–26 zu sprechen: »Dennoch bleibe ich stets an dir.« Auf solchen Wegen führt der Herr dann über die Gaben hinaus, tiefer in ihn selbst hinein und offenbart seine Liebe und Treue in neuer und herrlicherer Weise, so daß alles auf beschämten Dank und Anbetung hinausläuft. Ja, wirklich, der Herr tut über Bitten und Verstehen.«

Weitere Aufgaben

Den Ruf zur Mitarbeit in der Landeskirche, im örtlichen Kirchengemeinderat und in der Landessynode sah Ernst Saur als Möglichkeit, seine Glaubenshaltung und seine Erkenntnis vom göttlichen Auftrag an seine Gemeinde hineinzutragen in einen größeren Tätigkeitsbereich. Die Früchte seines Wirkens in diesen Gremien fand er nicht sonderlich erwähnenswert. Doch hören wir die Schilderung des zuständigen Dekans, mit dem ihn besonders in seinem letzten Lebensabschnitt ein herzliches, brüderliches Verhältnis verband: »Ich erlebte Ernst Saur so recht als geistlichen Vater der Heidenheimer Altpietistischen Gemeinschaft in Stadt und Land. Seine Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit, die doch gepaart war mit manchem Ausdruck echter Bescheidenheit und Demut, steht mir immer lebendig vor der Seele. Er konnte bedeutsam schweigen, aber auch zu gegebener Zeit recht reden und das Wesentliche über eine Erscheinung in knappen Worten sagen, wobei tiefer Ernst hinüber-

wechselte in feinen Humor, wie dies gerade bei Persönlichkeiten, die im Glauben gegründet sind, nicht selten anzutreffen ist. In der ›Stunde‹ den Hörern den Heiland liebzumachen, war seine Gabe. Aber über die ›Stunde‹ hinaus ging besonderer Segen aus von seinen Besuchen an Krankenbetten. Diese nahm er sehr wichtig, und da er selbst mitunter angefochten war, konnte er anderen aus der Schwermutshöhle heraushelfen. Ihm danke ich, daß er mir ein väterlicher Freund und Bruder war. Dies alles aber war die Frucht eines Gebetslebens, das die ganze große Sache des Reiches Gottes und nicht minder äußere und innere Nöte in den Familien umfaßte, welche ihm unterbreitet wurden.«

Anläßlich der Beerdigung bezeugte der eben erwähnte Dekan: »Ernst Saur war ein Gewonnener Jesu Christi. Das war für ihn das Wunder seines Lebens. Die Freundlichkeit der Führungen seines Herrn zu preisen, war er nimmer müde. Aber er war auch bereit, sich zu beugen unter Untreue und Preisgabe der engen Verbindung mit dem Herrn. Und darum war er das allzeit gnadenbedürftige Kind seines himmlischen Vaters, der nie auslernende Jünger des Heilands. Die heilige Entschiedenheit der Gottesmenschen, zu der die Gnade beruft, war der Inhalt seines lockenden, mahnenden Wortes. Dazu brauchte ihn der Herr. Zu dem Dank der nächsten Angehörigen gesellt sich der Dank der vielen, die zu ihm aufschauten als einem Vater in Christo, und derer, die in Achtung und Ehrfurcht sich jetzt noch mancher Stunde erinnern, da er in großen Kirchensynoden und Reichgotteskonferenzen oder im Kirchengemeinderat und im Christlichen Verein junger Männer Zeuge Christi war, in Vollmacht dessen, der die Schrift öffnet und durch den Heiligen Geist erleuchtet.«

Präses Hermann Haarbeck vom Gnadauer Verband führte beim Abschied von Ernst Saur aus: »Mir war der Heimgegangene ein Vater in Christo. Das sage ich in Dankbarkeit für viel helfende Liebe und im Gedenken an so manche Stunde des stillen Gesprächs vor den Augen des Herrn Jesus und des gemeinsamen Gebets. Er hat uns in diese Gemeinschaft immer mit hineingezogen, die von unserem kleinen Leben und unserem begrenzten Denken weg auf den Herrn Jesus zugeht. Da, bei ihm ist Leben. Das ist auch die Lösung für so viele Fragen, mit denen wir nicht fertig werden. Das ist auch die Kraft in unserer Schwachheit, das Licht in unserer Dunkelheit.«

Über dem Todesjahr unseres Vaters stand das Neujahrslos, das ihn in die letzten Stunden seines irdischen Lebens begleitete:

»In deine Hände befehle ich meinen Geist. Du hast mich erlöst,
Herr, du treuer Gott« (Ps. 31, 6).

Dazu der Vers:

»Dir will ich ganz mich überlassen
mit allem, was ich hab und bin,
ich werfe, was ich nicht kann fassen,
auf deine Macht und Weisheit hin.
Mein Vater, führ' mich immerdar
nur selig, wenn auch wunderbar.«

Ernst C. Saur

Emilie Losereit



Geb. 19. 4. 1880 in Uszpiannen (Ostpreußen). 22. 10. 1899 Eintritt in das Gemeinschafts-Schwesternhaus in Borken b. Bartenstein (Ostpr). 1900 Übersiedlung des Mutterhauses nach Vandsburg (Westpr). Pfr. Theophil Krawielitzki Hausvater nach dem Heimgang von Pfr. Carl Ferdinand Blazejewski. 1908 erste Hausmutter des neugegründeten Mutterhauses »Hebron« in Marburg. 1914 Kriegseinsatz in den Etappe-Lazaretten. Ab 1920 verantwortliche Schwester in Rathen a. d. Elbe (Erholungsheim und Haushaltsschule). 1931 wieder Hausmutter in »Hebron«. 1948

Werkmutter (Generaloberin) des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes als Nachfolgerin der ersten Werkmutter, Schwester Emilie Siekmeier. Gest. 2. 9. 1957.

Im Elternhaus

Als Jüngste von acht Geschwistern in einem frommen Elternhaus aufgewachsen, wurde Emilie Losereit – Mielchen genannt – nach jeder Seite hin verwöhnt und – ohne es zu wollen – zur Eitelkeit erzogen. Das beschwor in ihrer Jugendzeit die große Gefahr herauf, daß sie ihr Leben eigenwillig selbst zu gestalten versuchte. Doch Gott legte seine Hand auf das junge Leben. In ihrem kleinen Heimatdorf brach das Feuer der Erweckung aus, das viele Teile Ostpreußens damals erfaßte. Durch das Wort der Verkündigung getroffen und gepackt, erkannte Emilie den Abgrund ihrer Sünde und lieferte ihr Leben Jesus Christus aus. Sie faßte im Glauben die Gewißheit: »Es quillt für mich dies teure Blut!« Diese Erfahrung hatte tiefgreifende Folgen.

Kann man Eitelkeit verbrennen?

Eines Tages packte Emilie ihre Hüte, selbstgehäkelten Spitzen und anderen Schmuck, mit denen sie vorher eitel geprunkt hatte, zusammen. Sie nahm ihren Weg zum Backhaus, und nach wenigen Minuten wurde alles im Feuer der Vernichtung preisgegeben. Daß

damit allerdings ihre tief verwurzelte Eitelkeit nicht vernichtet war, wurde ihr bald klar bewußt und brachte manchen Glaubenskampf. Wie sehr sie aber unter solchem Hochmut litt und wie ernst sie nach einer völligen Freiheit schaute, das kam oftmals in ihrem Gebet zum Ausdruck: »Herr, wende die schärfsten Mittel an und führe mich die schwersten Wege, aber löse mich von meinem Hochmut!« Sie durfte es dann erleben, nicht als Ergebnis des eigenen Ringens, sondern als Frucht des Glaubens, der das Geschenk der Gnade Gottes kindlich annimmt und auf die erlösende Kraft des Blutes Jesu Christi traut, daß ihr Befreiung zuteil wurde. So wurde sie die demütige Magd ihres Herrn, die später ein Vorbild für ihre Schwestern war.

Auf den ersten radikalen Entschluß, der zu der Verbrennungsaktion führte, folgte bald ein zweiter: »Jesus soll mein Leben aus Dank und Liebe ganz haben.« Als Neunzehnjährige – ein halbes Jahr nach ihrer Bekehrung – verließ sie ihr Elternhaus und reiste als eine der ersten vier Schwestern nach Borken, wo Pfarrer Blazejewski mit seinem Gemeinschafts-Schwesternhaus begann. Was sie am Tag ihrer Ankunft erlebte, hatte äußerlich nichts Erhebendes an sich: der mit dem Gepäck der Schwestern beladene Leiterwagen, auf dem sie selber auch noch Platz fanden, der über die Straßen der Stadt Bartenstein – dort lag der Bahnhof – ratterte, das kleine Gutsdorf Borken, das fast am »Ende der Welt« lag, und das bescheidene Pfarrhaus, das die erste Heimat der Schwestern wurde. Was tat's? In Emilie Losereits Herzen brannte das Feuer der Liebe Jesu. Es galt nun, im kleinen Alltag diese Liebe zu bewähren. Das ist der verwöhnten Tochter, der zu Hause niemand widersprach, nicht immer leicht geworden. Doch durch den Zufluß des Wortes Gottes, in das der Hausvater tief und praktisch hineinzuführen verstand, wurde die Erkenntnis des tief wurzelnden Eigenlebens, aber auch die wunderbare Kraft der Erlösung und damit die Liebe zu Jesus täglich neu genährt. In dieser Liebeshingabe an ihren Herrn konnte sie auch der baldige, unerwartete Heimgang von Pfarrer Blazejewski nicht irremachen.

». . . und sehen zu, was er weiter macht«

Unter dieser Überschrift berichtete im Jahr 1957 das Blatt »Frau und Mutter« folgendes:

»Es war bei einem Jubiläum eines Diakonissen-Mutterhauses. Gegen Ende des Festes betrat eine weißhaarige Schwester das Podium. Sie erzählte in schlichten Worten von den Anfängen des Werkes, in das sie gleich nach der Gründung vor 58 Jahren eingetreten war.

Schon ein halbes Jahr nach der Gründung, erzählte sie, war der Hausvater gestorben, die Hausmutter krank geworden, und die acht jungen Schwestern – solch eine kleine Schar waren sie damals – hatten vor der Aufgabe gestanden, das kaum begonnene Werk weiterzuführen oder es aufzugeben und nach Hause zu gehen. ›Aber‹, sagte die Schwester, ›wir dachten gar nicht an die Möglichkeit, nach Hause zu gehen. Wir wußten: wir sind hierher gerufen worden, wir bleiben hier *und sehen zu, was er weiter macht.*‹

. . . und sehen zu, was er weiter macht! Heute hat das Werk 4000 Schwestern! Von allen Worten, die auf diesem Feste gesprochen wurden, sind diese am tiefsten in mein Herz gefallen und haben mich sehr bewegt. Da stand die gütige, erfahrene Schwester vor den etwa 1200 Versammelten, und alle konnten verstehen, was sie mit dem ›Zusehen‹ meinte: das gläubige Vertrauen auf die Gnade des Herrn.«

Die eigentliche Lebensaufgabe

Die verwaiste Schwesternschar siedelte nach Vandsburg über, und Pfarrer Theophil Krawielitzki wurde der neue Hausvater. Es begann eine intensive Ausbildung. Schwester Emilies Weg führte in die Krankenpflegeausbildung nach Bad Ems. Es folgten einige Gemeindefarbeiten, und im Jahre 1902 kam sie zum erstenmal nach Marburg an der Lahn in das »Versorgungshaus« für Waisenkinder, das die Pfarrerswitwe Frau Schüler-Ankersmith leitete. Im Jahre 1908 fand sie ihre eigentliche Lebensaufgabe, indem sie zur ersten Hausmutter des Mutterhauses »Hebron« berufen wurde.

Am 31. Oktober 1908 machte Schwester Emilie mit bewegtem Herzen die weite Reise von Westpreußen nach Marburg. Am 1. November traf die erste junge Hebronschwester ein. Die anfängliche bescheidene Bleibe des Mutterhauses befand sich im Dachgeschoß des Kinderheims. Es waren keine Mittel vorhanden, es fehlte auch das Nötigste an Mobiliar und Hausgeräten. Es war gut, daß Pfarrer Blazejewski den ersten Schwestern bei ihrem Eintritt in Borken gesagt hatte: »Wir sind ein Glaubenswerk und erwarten alles, was wir brauchen, von Gott; und wenn wir nur trockene Kartoffeln haben, dann danken wir unserem himmlischen Vater auch dafür von ganzem Herzen.« Bei dem Neuanfang in Marburg gab es viele Gelegenheiten, eine solche Einstellung zu praktizieren. Lassen wir Schwester Emilie selbst aus den ersten Wochen ihres Dienstes in Marburg berichten:

»Sehr dankbar bin ich dem Herrn, daß er mir in der letzten Zeit die

kindlich einfältige Glaubensstellung so groß gemacht hat. Da ist jeder Auftrag gleich lieb. Als ich kurz vorher über diese neue Aufgabe nachdachte, daß dieser Dienst ein großer und verantwortungsvoller sei, kam mir der Gedanke: da mußt du dich aber noch so ganz anders dem Herrn hingeben und dies oder jenes noch tun. Darauf gab mir der Herr eine klare Antwort, die mich sehr beglückte: ›Wenn du ganz ausgeschaltet bist, dann ist es mir ganz gleich, was ich durch dich tue. Du brauchst zum Schuhputzen oder zu einem andern kleinen Dienst dieselbe Gnade wie zu einem großen Dienst. Nicht du bist die Wirkende, sondern ich!‹

Wir erwarten nun vom Herrn noch alles Nötige, was wir brauchen. Die Ausstattung der Küche und Waschküche fehlt uns noch ganz. Möbel und Eßgeschirr haben wir zum größten Teil noch leihweise vom Versorgungshaus. Ich möchte gern an dem herrlichen Vorrecht teilhaben, vom Herrn alles im Glauben zu nehmen. Gestern bekamen wir schon eine Lampe für das Schlafzimmer der ersten jungen Schwester. Wir sind dem Herrn sehr dankbar dafür. Wir wollen es halten wie Georg Müller, der so viele Waisenhäuser gebaut hat, der für fünf Pfennige ebenso freudig dankte wie für hundert Mark. Dies möchten wir gern in Hebron auch lernen.«

Mit *einer* Schwester fing es also an. Nach einem Jahr gehörten schon 28 Schwestern zu dem jungen Mutterhaus. Die Hausmutter ging in allem mutig voran, ganz gleich ob in Wehrda ein Gartengelände zum Unterhalt der Schwestern zu erschließen war oder die täglichen häuslichen Dinge verrichtet werden mußten. Noch im Herbst 1908 konnte in Wehrda bei Marburg ein Wirtschaftshof gebaut werden. Täglich wanderte die Hausmutter mit ihren Schwestern eine Stunde nach Wehrda zur Arbeit, und nach getaner Arbeit ging es abends denselben Weg wieder zurück. Im Winter widmete sie sich ganz den jungen Schwestern und teilte den Unterricht mit Pfarrer Krawietzki, der inzwischen seinen Wohnsitz von Vandsburg nach Marburg verlegt hatte.

Schwester Emilie reifte mehr und mehr zu einer Beterin. Wie hätte sie sonst durch die vielfältigen Anforderungen hindurchkommen können! Nach fünf Jahren zählte das Mutterhaus 80 Schwestern. Das große Glaubensziel aber war noch nicht erreicht: Noch hatte die Schwesternschaft kein eigenes Mutterhaus. Die Raumenge war groß.

Wir haben es nur mit dem Herrn zu tun

Zur inneren Festigung ihres Glaubenslebens halfen Schwester Emi-

lie die mancherlei Dienstwechsel, die ihr nicht leicht geworden sind. Es vertiefte sich bei ihr immer mehr die Erkenntnis, daß sie in allen Lagen es nur mit dem Herrn und nie mit Menschen zu tun hatte. Ihm war ihr Leben übergeben, und nur von seiner Hand konnte und sollte es gebraucht werden, wie, das war seine Sache. Sie bezeugte einmal: »Dadurch habe ich nicht viel Zeit versäumt mit dem Gedanken, daß manche Führungen in meinem Leben nicht richtig gewesen sein könnten. Wir können viel Zeit dadurch gewinnen, daß wir daran festhalten, wir haben es wirklich ganz allein mit dem Herrn zu tun.«

In die Freude auf den baldigen Beginn des Mutterhausbaues im Jahre 1914 mischte sich die Schreckensnachricht vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Damit kam auf Schwester Emilie ein neuer Auftrag zu. Sie mußte sich lösen von der ihr so liebgewordenen Schar, um mit andern Schwestern Aufgaben im Kriege zu übernehmen. Es galt, in der vorderen Etappe Lazarette einzurichten und den Schwestern helfend und mutmachend zur Seite zu stehn. Diese sollten auch, wo immer sich Gelegenheit bot, in missionarischem Dienst die Zeit auskaufen, Hausbesuche machen und Blätter verteilen. Lassen wir uns von zwei Schwestern aus jener Zeit erzählen:

»Ich werde nie den ersten Eindruck vergessen, als Schwester Emilie 1914 mit 35 Schwestern nach Danzig abgeordnet wurde, um Lazarette einzurichten. Da stand sie still und voller Liebe und Güte. Ich habe sie mir als junge Schwester so recht besehen von oben bis unten. Da habe ich gedacht: »So voller Glauben und Liebe, so voller Vertrauen möchte ich auch einmal meinen Lebensweg gehen.« Ich kam 1917 selber nach Danzig und habe mir die Stätten angesehen, wo unsere Schwestern angefangen haben. Auf einem Speicher, auf Stroh haben sie gelegen, bis sie nach und nach die Lazarette einrichteten. Ja, Schwester Emilie war voll Liebe und Vertrauen zum Herrn.« – »Ich habe das große Vorrecht gehabt, mit Schwester Emilie die Etappenzeit zu erleben. Ich war noch eine ganz junge Schwester. Sie hat damals etwas in mein Leben gelegt, was wirklich bleibend in mir von großem Wert war. Ich verdanke ihr die Erkenntnis, was überhaupt Seelsorge und Führung bedeutet, und die Ermunterung, daß wir allezeit rechte Zeugen der Wahrheit sind. Dafür bin ich sehr, sehr dankbar.«

Auch ihren weiteren Dienstplatz in Rathen an der Elbe (Erholungsheim und Haushaltungsschule) nahm Schwester Emilie aus Gottes Hand. Nach ihrem Zeugnis war es wieder ein besonderer Segensweg. 1931 kehrte sie zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe zurück.

Sie wurde wieder Hausmutter in ihrem geliebten »Hebron.« Die Jahre, die folgten, waren nicht leicht. Sie erforderten ihre ganze Kraft im Werk der Diakonie.

Alles abgeben an den Herrn!

Bei der Fülle und Schwere ihrer Aufgaben reifte Schwester Emilie immer mehr zur Beterin. Einmal lag ein schwerer Vormittag hinter ihr. Notvolle Ereignisse wollten das Herz erdrücken. Als sie zur kurzen Mittagsruhe in ihr Schlafzimmer trat, wagte die dort wartende Schwester nicht, sie mit irgendeinem Gespräch zu belasten und zu stören. Als sie aber von sich aus ein völlig entlastetes Gespräch begann, gab die Schwester ihrer Verwunderung Ausdruck mit den Worten: »Ich dachte, dein Herz ist dir ganz schwer.« Darauf erwiderte Schwester Emilie: »Oh, so lange darf ich das nicht auf meinem Herzen tragen, von meinem Arbeitszimmer bis zu meinem Schlafzimmer muß es abgegeben sein an den Herrn. Es ist ja alles seine Sache, was mich bedrückt.« In ihrer Gebetsverbundenheit mit Jesus lag das Geheimnis dafür, daß sie bei den schwersten Belastungen fröhlich anstimmen konnte:

»Freude, Freude, mein Herz ist voller Freud,
weil Jesus Christ mein Helfer ist,
kann ich jeden Tag nur immer fröhlich sein.«

Auch ihr Alter gab sie ab an den Herrn. »Ich möchte gern meinen Dienst zeitig abgeben und in meinem Alter noch mehr Zeit haben für meine Seele«, äußerte sie einmal einer Schwester gegenüber. Aber der Herr plante anders. Mit 68 Jahren wurde sie noch einmal versetzt und übernahm das Amt der Werkmutter des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes (DGD). Sie war die Nachfolgerin der ersten Werkmutter, Schwester Emilie Siekmeier. Auch zu diesem Auftrag sagte sie ja, weil es Gottes Weg für sie war. Neu bekräftigte sie: »Mein Leben gehört dem Herrn allein.« In den noch geschenkten neun Jahren in diesem Dienst galt es für sie, neue Verbindungen aufzunehmen mit den Gliedern des ganzen Werkes und ihr mütterliches Herz noch zu erweitern. In vielen Tagungen und Dienstreisen – bis nach den USA – hatte sie zu raten und seelsorgerlich zu helfen. Ihr Weg war gezeichnet von dem Apostelwort: »... auf daß ich vollende meinen Lauf mit Freuden« (Apg. 20, 24). In alledem blieb sie die demütige, schlichte Magd ihres Herrn, den Schwestern eine Schwester.

»Es ist alles gut, was der Vater tut«

Anfang Juni 1957 kam Schwester Emilie mit dem damaligen Werkvater, Direktor Pfarrer Haun, von einer Reise zurück, auf der sich gezeigt hatte, daß ihre Kräfte am Abnehmen waren. Ende des Monats nahm sie ihren Urlaub, um auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Es zeigten sich aber bald Anzeichen einer schweren Erkrankung. Als die Untersuchungsergebnisse ernster wurden, ließ sie nicht von dem Wort: »Aufs erste danke ich meinem Gott« (Röm. 1, 8). Oder sie pflegte zu sagen: »Es ist alles gut, was der Vater tut!« Sie betete nicht für ihre Genesung, sie hatte nur die eine Bitte: »Herr, verherrliche dich, wie, das ist deine Sache!« Klar sah sie ihrem Lebensende entgegen. Unter größten Schmerzen kam die Freude durch, heimzukommen in des Vaters Haus. »Vater, es bleibt dabei, ich gehöre dir!«, so rang es sich immer wieder von ihren Lippen. Ein besonderer Grund zum Danken blieb ihr immer die Gewißheit und das Vorrecht: Ich werde umbetet von allen meinen Schwestern.

Über Schwester Emilies Schmerzenslager hing ein auf Seide gemaltes Bild »Der Meisterblick«: Der Goldschmied beugt sich über den brodelnden Tiegel, bis sein Bild in der geläuterten Masse sichtbar wird. Sie hatte es Jahrzehnte hindurch in ihrem Zimmer hängen und liebte es sehr. Ich schaute es noch einmal an und sagte: »Schwester Emilie, nicht eine Minute länger!« Bald hatte der Meister sein Werk vollendet. Das seelsorgerliche Wort aus einem früheren Gespräch klingt in mir nach: »Nur was verwandelt wird in unserem Leben durch die Gnade, hat Wert in der Ewigkeit!«

Von den Schwestern unvergessen

»Durch den Glauben redet er (Abel) noch, wiewohl er gestorben ist« (Hebr. 11, 4). Dieses Wort könnte auch über dem Leben von Schwester Emilie Losereit stehen. Manches Wort der Seelsorge ist bei vielen Schwestern tief im Herzen haften geblieben. Sie konnte zuhören in ihrer stillen Art, aber sie konnte auch, wo sie Gefahren sah, fest zupacken. Auch ihre Andachten hatten seelsorgerlichen Charakter. Einige Aussprüche seien festgehalten: »Umwandlung ist das sicherste Kennzeichen der Kinder Gottes. Alles andere ist Selbsttäuschung. – Wenn Jesus uns nicht völlig genug ist, können wir nicht dienen. – Der Glaube ist der Weg, um in die Geheimnisse Gottes hineinzukommen. – Glaube heißt nicht, sich abmühen, sondern sich beschenken lassen. – Wenn du ein halbes Leben durchretten willst, gewinnst du nichts! – Wir wollen uns hochheben

lassen zur ersten Liebe, die dankt, liebt, wahr wird, wahr ist und wahr lebt und die sich nicht mehr wichtig zu nehmen braucht.«

Eine Schwester spreche noch für viele: »Was ich zu berichten habe, liegt schon viele Jahre zurück. Ich war noch junge Schwester. Schwester Emilie hatte die Andacht gehalten. Gott hatte geredet, auch mit mir. Ich mußte etwas ins Licht stellen. Nach der Andacht ging ich zu Schwester Emilie und sprach das aus. Dann ging sie mit mir vor das Angesicht des Herrn. Das war eine heilige Stunde. Da wurde das, was ich zu sagen hatte, wirklich Sünde. Ich erfuhr aber auch in der Gemeinschaft mit ihr und vor Gottes Angesicht die Vergebung. Sie ersparte es mir aber nicht, dahin zu gehen, wo etwas zu ordnen notwendig war. Ich danke ihr bis heute noch für diesen Weg und Auftrag, der mir nicht leicht war. – Als ich sie in den letzten Leidenswochen noch einmal besuchte, erinnerte ich sie an das, was sie mir einmal gesagt hatte: »Du darfst dem Heiland und du mußt ihm sagen: Ich vertraue dir, Herr Jesu, ich vertraue dir allein – und dann den nächsten Schritt weitergehen, den macht der Heiland dir ganz hell.««.

Als Schwester Emilies Nachfolgerin als »Hebron«-Hausmutter, Diakonisse Erna Eicher, sich das Bild der Vollendeten vergegenwärtigte, bezeugte sie u. a.: »Ich erkannte mit Staunen, wie der Herr in seinen Dienerinnen und reifgewordenen Gotteskindern Wesenszüge schafft, wie Römer 8, 29 sie ahnen läßt, »... die hat er auch verordnet, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbild seines Sohnes«. Diese wandelnde Kraft hat über dem Leben unserer lieben Schwester Emilie gelegen, und hat sie zu ihren Lebzeiten und erst recht in ihrem Dahingehen zu einer Garbe der Ewigkeit für uns gemacht. Sie war eine Mutter in Christo. Sie war eine reife Frucht in der formenden Hand des Meisters.«

Else Klaus

Otto Kaiser



Geb. 27. 3. 1882 in Mörshausen im Kreis Fritzlar-Homberg (Hessen). Mit 14 Jahren Bürolehrling in Homberg (Vermessungswesen). Versetzung nach Kassel. Dort im Lauf der Jahre beruflicher Aufstieg zum Landesoberinspektor. Schon als Fünf- undzwanzigjähriger verantwortliche Mitarbeit in der großen landeskirchlichen Gemeinschaft »Friedenshof«, dann deren langjähriger Leiter. 1938 Vorsitzender, nach 1945 Bundesdirektor des Deutschen Verbandes der Jugendbünde für entschiedenes Christentum (EC). Gest. 30. 3. 1952.

Es hielt ihn nicht zu Hause

Als Soldat hatte ich mich während des Zweiten Weltkrieges einige Zeit in Kassel aufgehalten und dort Otto Kaiser kennengelernt. Als ich aus der Gefangenschaft heimgekehrt war, drängte es mich bald, nach meinen Freunden im Hessenland zu sehen. Ich traf Otto Kaiser in dem Dorf Heinebach in der Nähe von Bebra. Dorthin war er nach den verheerenden Bombenangriffen, die Kassel und auch das Gemeinschaftshaus »Friedenshof« in Schutt und Trümmer gelegt hatten, verzogen. Er stellte mir die unerwartete Frage: »Willst du nicht deinen Dienst in der Kirche aufgeben und ganz zu uns in den EC kommen? Wir wollen mit Gottes Hilfe das Werk wieder aufbauen und in der neugeschenkten Freiheit viele junge Menschen zu Christus zu rufen versuchen.« Ich habe ja gesagt und noch fast sieben Jahre lang an der Seite von Otto Kaiser, dem Bundesdirektor, die mir immer lieber werdende Arbeit als Bundespfarrer des Deutschen EC-Verbandes getan.

Es wehte Erweckungsluft. Es wurde uns ein Aufbruch von viel jungem Volk zu Christus geschenkt. Auf manchen Freizeiten, vor allem in seiner hessischen Heimat, war Otto Kaiser mit dabei. Das Reisen und die Aufenthalte in den Häusern waren in jener Zeit nicht sehr bequem. Unser Bruder war annähernd 65 Jahre alt, und seine Gesundheit war nicht die beste. Er schleppte immer eine Unmenge Medizin mit und hielt sich mit seiner Diätahrung oft mühsam ge-

nug auf den Beinen. Aber es hielt ihn nicht zu Hause. Er wollte dabei sein und mithelfen, wo der Herr Jesus seine Ernte einbrachte. Er hatte ja die Jugend so lieb. Es traf sein innerstes Wesen und Wollen, was später bei seiner Beerdigung ein Bruder vom CVJM in die Worte faßte: »Otto Kaiser hat die Jugend nicht nur psychologisch zu verstehen gesucht, er hat sie geliebt mit der Liebe Jesu.« So sehr ihn die Aufgaben der Leitung des wachsenden Gesamtwerkes an den Schreibtisch banden, er ist aber immer wieder vorn an der Front mit dageigewesen und hat sich in Verkündigung und Seelsorge um den einzelnen gemüht.

Die große Liebe: der EC

Dem »Laien« Otto Kaiser sind im Lauf seines Lebens verantwortungsvolle Aufgaben in der innerkirchlichen Gemeinschaftsbewegung und in der Evangelischen Allianz zugefallen. Am meisten aber – so hat er mir einige Male gestanden – hing sein Herz am Jugendbund. Obwohl er kein schwungvoller Jugendführer war und nicht durch hinreißende Beredsamkeit begeisterte, hatte er doch eine merkwürdige Gewalt über junge Menschen. Worin dieses »Geheimnis« begründet lag, ist vorhin schon angedeutet worden.

Im hessischen Städtchen Homberg an der Efze hat der junge Otto Kaiser zum Glauben an Jesus und zur frohen Heilsgewißheit gefunden. Seine Bekehrung war eine klare Willenshingabe an den Herrn, ein Sichstellen auf die Verheißung der Schrift: »Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.« Es fehlte jeder gefühlvolle Überschwang. Diesem ist Otto Kaiser sein Leben lang abhold gewesen. Er wies die Leute darauf hin: »Ihr müßt nicht erst etwas besonders Schönes im Herzen fühlen, um dann zu glauben, daß der Herr euch angenommen hat. Umgekehrt geht der göttliche Weg.«

Als unser Bruder durch den Seelsorgedienst eines jungen Predigers Jesus und sein Heil im Glauben erfaßt hatte, fügte dieser noch hinzu: »So, wenn nun Ihr Leben dem Heiland gehört, dann müssen Sie das auch bekennen.« Die eigene Mutter war die erste, vor der Otto es aussprach: »Eben habe ich mein Leben in die Hände des Herrn gelegt.« Nach diesem Bekenntnis vor einem andern zog dann auch Freude und Friede ins Herz ein. Doch solches Gefühl hat Otto Kaiser nie überschätzt. Wenn es sich – so hat er immer wieder betont – abschwächt oder auch einmal gar nicht mehr regt, dann bleibt doch der Glaubensstand und die Glaubensgewißheit unerschütterlich fest: »Sein Wort ist wahr und trüget nicht!«

Im Feuer der ersten Liebe zu Jesus begründeten Otto Kaiser und andere errettete junge Leute in Homberg einen Jugendbund für EC. Sie regten sich fröhlich für ihren Herrn. Sie besuchten fleißig die Kranken, lasen ihnen Gottes Wort vor und beteten mit ihnen. Sie machten sich auch in die benachbarten Orte auf. Den Trinkern gingen sie in Liebe nach. Otto Kaiser hat früh geübt und erfahren, daß der Dienst für Jesus Seligkeit ist. Noch als alter Mann hat er die Kinder Gottes von aller bloßen Erbaulichkeit und Selbstgenügsamkeit weg zum Dienst gerufen und ermutigt.

Als sein Berufsweg ihn nach Kassel führte, hat unser Bruder auch dort dem EC viel Zeit und Kraft gewidmet. Einer, der später Gemeinschaftsprediger wurde, soll uns – stellvertretend für viele – sagen, was ihm der Jugendbund unter Otto Kaisers seelsorgerlicher Führung bedeutet hat:

»Durch die entschiedene Wortverkündigung und die klare Führung von Bruder Kaiser kam ich innerlich zurecht und fand meine Heimat im Jugendbund. Mit der Mitgliederaufnahme war Bruder Kaiser sehr vorsichtig. Es ging immer ein persönliches Gespräch voraus. Er wußte auch jedes Mitglied zur Mitarbeit heranzuziehen und an den rechten Platz zu stellen . . . Wir hatten monatlich unsere Weihestunde, bei der niemand ohne Entschuldigung fehlen konnte. Wir standen immer unter väterlicher Aufsicht. Die Säumigen wurden gemahnt und zu neuer Treue und Hingabe gerufen. Allen falschen Kompromissen mit der ›Welt‹ war Bruder Kaiser abhold. ›Rein ab der Welt und Christo an, so ist die Sache recht getan!‹ Diese Stellung hat er uns unermüdlich eingeschärft und angeraten. Er sagte oft: Die Gemeinde gehört in die Welt, aber nicht die Welt in die Gemeinde, so wie das Schiff ins Wasser gehört und nicht das Wasser ins Schiff. Dann sinkt es nämlich.«

Der Einfluß von Otto Kaiser blieb nicht auf Kassel und den Hessen-Nassauischen EC-Verband beschränkt. Auch im Deutschen EC-Vorstand hatte sein Wort Gewicht. Als die Versuchungen und Verführungen durch das Dritte Reich auch das EC-Werk bedrohten, trat er ihnen klar und entschlossen entgegen. 1938 ging der Bundesdirektor Gustav Schürmann in den Ruhestand. Auch Otto Kaiser wurde pensioniert. Seine Beamtenlaufbahn endete. Man hatte dem weltanschaulich unbeugsamen Mann, der allezeit bei seinem klaren Christusbekenntnis blieb, nahegelegt, aus »gesundheitlichen Gründen« den Dienst zu quittieren. Er trauerte diesem vorzeitigen Abschied nicht lange nach. Nun war er ganz frei für die Arbeit im Reiche Gottes, der ja schon immer ein großer Teil seiner Zeit

und Kraft gehört hatte. Er wurde zum Vorsitzenden des Deutschen EC-Verbandes gewählt.

Zusammen mit dem jungen, stark vom Erleben des Kampfes der Bekennenden Kirche geprägten bayrischen Theologen Hans Sixt, der zum Bundespfarrer berufen wurde, trug Otto Kaiser die Verantwortung. Die beiden Männer, in Alter und Wesensart sehr verschieden, haben es einander nicht immer leichtgemacht. Sie hatten nicht immer dieselbe Sicht, wie der Dienst zu tun und was jedem von ihnen aufgetragen war. Spannungen blieben nicht aus. Aber jeder räumte dem andern ein, daß er die EC-Sache nach seinem Verständnis fördern wollte. Darum blieben sie Brüder.

Immer mehr wurde die EC-Arbeit in der immer chaotischer werdenden Zeit behindert. Otto Kaiser und ein paar tapfere Reisesekretäre versuchten, die zusammengeschrumpfte Schar im Lande zusammenzuhalten. Als das Kriegsende 1945 dann neue Freiheit für die Reichgottesarbeit brachte, ging Otto Kaiser mit alten und neuen Mitarbeitern unverzüglich an den Wiederaufbau. In drangvoller Enge wurde in seinem Haus in Kassel-Wilhelmshöhe, in das er aus der Evakuierung zurückkehrte, die EC-Hauptstelle und die Buchhandlung aufgenommen. Eine große Freude war es, als im November 1948 die erste Nummer des EC-Blattes »Die Jugendhilfe« in einem sehr bescheidenen Gewand wieder erscheinen konnte. Wie viele Reisen und zähe Verhandlungen waren vorausgegangen!

Wundervoll war die erste Nachkriegstagung des deutschen EC im Spätsommer 1947 in Bad Homburg vor der Höhe. Trotz vieler Verkehrs- und Verpflegungsschwierigkeiten waren Tausende aus West und Ost zusammengeströmt. Die Tage brachten einen großen erwecklichen Aufbruch. In der Schlußversammlung hatte der Bundesdirektor das letzte Wort. Er wählte einen kurzen Text aus den Psalmen: »Er hilft den Elenden herrlich« (Ps. 149, 4). Dieser Vers wollte vielen zunächst reichlich unpassend erscheinen. Die in den Tagen des Segens innerlich erhobene Schar – bestand sie aus Elenden?

Nun – so führte Otto Kaiser aus –, es würden für die Teilnehmer auf die Stunden des frohen Erlebens in der großen Gemeinschaft bald wieder manche Kämpfe und Schwierigkeiten in Alltag und Alleinsein folgen. Die eigene Ohnmacht, das eigene Elend werde manchem bald wieder schmerzlich bewußt werden. Aber der Heiland mit seiner Macht und Treue werde auch da sein, seine Verheißungen würden leuchten und sich als unverbrüchlich gültig erweisen. Ja, es werde eine herrliche Hilfe den Elenden zuteil werden.

Das nüchterne, illusionslose und doch so sieghafte und mutmachende Schlußwort von Otto Kaiser ist für mich und viele die nachhaltigste Erinnerung von Bad Homburg geblieben.

Verantwortung für die Gemeinschaft

Otto Kaiser hat über sein geliebtes EC-Werk hinaus auch für die Kasseler Gemeinschaft und die ganze deutsche Gemeinschaftsbewegung viel bedeutet. EC und Gemeinschaft gehörten für ihn immer unzertrennlich zusammen. Ein Jugendbund ohne Einwurzelung in der Gemeinschaft, eine Gemeinschaft ohne eine starke Liebe und Verantwortung für die Jugend – beides war für Otto Kaiser ein Unding.

In Kassel bestand eine große Gemeinschaft, die nach ihrer Heimstätte, die zugleich ein Christliches Hospiz umschloß, der »Friedenshof« genannt wurde. In erstaunlich jungen Jahren trug Otto Kaiser dort schon eine erstaunlich große Verantwortung. Er war erst 25 Jahre alt, als im Jahre 1907 die damalige Pfingstbewegung zerstörerisch in das Reichgottesgeschehen hineinbrach. Er hat viele ihrer Versammlungen aus nächster Nähe erlebt. Das wüste Gebaren mancher angeblich »Geistgetaufter« hat ihn angewidert. Einige von ihnen stießen unartikulierte, fast tierähnliche Laute aus, andere wälzten sich auf dem Boden umher. Die Menge der Spötter und Ungläubigen grölte auf der Straße vor dem Versammlungslokal. Die Zusammenkünfte mußten schließlich auf polizeiliche Anordnung hin wegen der vielen vorgekommenen Ausschreitungen und Zügellosigkeiten eingestellt werden. Otto Kaiser hat mit tiefem Schmerz auf das »verhagelte Weizenfeld« geschaut, dem die Kasseler Gemeinschaftsarbeit am Ende der aufgeregten Wochen glich. Auch andere gläubige Kreise waren durcheinandergeraten. Otto Kaisers Auftrag war es, das klägliche, verschüchterte Häuflein, das im »Friedenshof« übriggeblieben war, neu zu sammeln, zurechtzubringen und zu ermuntern. Er tat es mit großer Vollmacht und starker Wirkung. Es wuchs dem noch jungen Mann schon bald die Stellung eines Führers und Lehrers in der Gemeinde Jesu zu.

In jener Kasseler Bewegung wie überhaupt in den Gruppen der Pfingstbewegung alter und neuer Zeit spielt der Ruf nach der »Geistestaufer« als einer zweiten, die Rechtfertigung und Bekehrung weiterführenden und überbietenden Erfahrung eine große Rolle. Hören wir dazu Otto Kaiser:

»Was ist es mit der ›Geistestaufer‹? Haben die Gläubigen um eine

neue Geistestaufe zu bitten? Alle Gläubigen haben den Heiligen Geist bei der Wiedergeburt empfangen; denn ohne den Heiligen Geist kann niemand Christus einen Herrn heißen (1. Kor. 12, 3). Christus wohnt durch den Glauben mittels des Geistes im Herzen der Gläubigen. Diese haben die Aufgabe, dem Heiligen Geist in ihrem Leben Raum zu machen. Deshalb fordern auch die Apostel die Gläubigen zum Gehorsam gegen den Heiligen Geist auf. In dem Maße, wie der Gläubige diesem Geist Raum macht, wird er auch von ihm erfüllt, so daß schließlich alle Lebensgebiete unter den Einfluß des Geistes Gottes kommen (Eph. 5, 18). Aber an keiner Stelle fordern die Apostel die Gläubigen auf, was sonst doch so nahe gelegen hätte, um eine Geistestaufe zu bitten. Es würde dies geradezu einer Mißachtung des Heiligen Geistes nahekommen, der den Gläubigen bei der Wiedergeburt bereits geschenkt worden ist. Deshalb ist die Lehre von einer neuen Geistestaufe oder einem »zweiten Segen« nach dem Neuen Testament als irrig abzuweisen.«

Von seinen Erfahrungen in Kassel her ist Otto Kaiser auch später in besonderer Weise befähigt gewesen, durch mancherlei Bewegungen einen Durchblick zu gewinnen und sie schriftgemäß zu beurteilen. Er hat u. a. darauf hingewiesen, daß der Heilige Geist nicht immer neue Absonderungen in der Gemeinde Jesu will, auch wenn diese unter dem Vorwand eines besonderen Heiligungsstrebens geschehen.

Aber nicht in der Abwehr von Irrtümern in seinem geliebten »Friedenshof« und anderswo im Volk Gottes sah er seine wesentlichste Aufgabe. Viel lieber hat er in positiver Arbeit geholfen, das Reich Gottes zu bauen und zu fördern. Sein evangelistisches, lehrhaftes und seelsorgerliches Wort hat in Jahrzehnten, vor allem in Kassel, aber auch darüber hinaus auf viele Menschen einen prägenden Einfluß gehabt. Den Grund dafür erfahren wir aus dem folgenden Hinweis eines Freundes und Mitarbeiters: »Wenn man Bruder Kaiser privat oder in einer freien Stunde traf, fand man ihn meistens über der Bibel sitzend, und es leuchtete etwas aus ihm von der Freude des Psalmisten, der sich über das Wort Gottes freut wie einer, der eine große Beute kriegt. Wir haben oft wie an der Quelle unter seiner Verkündigung gesessen.«

»Die Gnade preisen!«

Die letzte große Aufgabe seines Lebens wurde für Otto Kaiser der Wiederaufbau des im Kriege zerstörten »Friedenshofes«. Dort sollten fortan die Gemeinschaft Kassel und der Deutsche EC-Verband

gemeinsam leben und wirken. Dieser Bau, der nicht ohne Schwierigkeiten und Widerstände vor sich ging, hat ihn viel Kraft gekostet. Die patriarchalische Stellung, die Otto Kaiser in der Kasseler und z. T. auch in der gesamthessischen Gemeinschaftsarbeit einnahm, war nicht in allem auf den EC zu übertragen. Dort gab es Männer mit einer starken eigenen Prägung, die auch in den Baufragen mit das Wort führen und die Entscheidungen mit herbeiführen wollten. Sie waren nicht ohne weiteres bereit, sich Otto Kaisers Plänen und Zielen immer zu fügen. Es ging bei allen Beteiligten nicht ohne Fehler und Nöte ab. Als dann der Bau stand und am 19. 11. 1950 eingeweiht wurde, konnten aber doch alle gemeinsam für das Gelingen danken.

Otto Kaiser war schon lange kränklich und schwach. Zwar konnte er noch mit verhältnismäßiger Frische die Deutsche EC-Tagung 1951 in Kassel leiten. Als wir hinterher in einem kleinen Kreis in seinem Hause zusammensaßen, drückte er die Besorgnis aus, daß jetzt vielleicht schwere Leidenszeiten vor ihm lägen. Er sagte es aber getrost. Bald mußte er ins Krankenhaus. Die Gewißheit, daß er Krebs hatte, wurde unumstößlich. Immer häufiger war in der »Jugendhilfe« zu lesen, daß es dem Bundesdirektor gar nicht gut gehe und daß man in der Fürbitte seiner gedenken möge. Im Februar 1952 meldete er sich zum letztenmal zu Wort: »Es geht mir, wie es einem armen, sündigen Menschen geht, der aus einer reichen Tätigkeit von Gott beiseite genommen wird, und dessen Leben und Dienst in der Nachfolge Jesu Christi unter den hellen Scheinwerfer des Wortes Gottes gestellt wird. Wie wenig Ebenbildlichkeit mit dem Leben Jesu findet sich da, wie viele Sünden und Verfehlungen, wie wenig vorbildliches Wesen! In solchen Zeiten erkennt man, wie furchtbar wir von Natur verderbt sind. Aber auch die andere Seite leuchtet hell hervor. Jesus Christus wird uns zum unentbehrlichen Heiland und Retter, der unseren Sündenschaden geheilt hat und der uns freispricht von aller Schuld. Das Gebet um tiefere Reinigung und Heiligung steigt dann um so brünstiger aus einem solchen Herzen. Gottlob, daß uns in Christus alles geschenkt ist!... Ich darf in ihm ruhen als dem für mich vollkommenen Heil.«

Der körperliche Verfall nahm zu, aber die geistige und geistliche Frische blieb unvermindert. Es war eine Erquickung, den Schwerkranken beten zu hören. Viel mehr als mit seinem Leiden beschäftigte er sich darin mit seinem geliebten EC-Werk und brachte seine Gedanken, Sorgen und Hoffnungen dafür vor den Herrn. Er hat noch ein sechsseitiges Rundschreiben an die Mitglieder des Vorstandes diktiert. Darin bat er die Männer, die z. T. seit Jahrzehnten

mit ihm in der Gemeinschaft des Dienstes standen, in heiligem Ernst und in gottgefälliger Zucht und Vorsicht unter dem jungen Volk zu wandeln und allzeit in einer engen und tiefen Verbindung mit dem Herrn zu stehen.

Am 27. 3. 1952 wurde der Todkranke 70 Jahre alt. Ich besuchte ihn an diesem Tage noch einmal. Als ich mich zu ihm herabbeugte, flüsterte er mir mit letzter verlöschender Kraft zu: »Die Gnade preisen!« Damit wollte er ausdrücken, daß er selber auch unter der unbeschreiblichen Qual, in der sich sein Erdenleben vollendete, am Lobpreis der Gnade Gottes in Christus festhielt.

Bei seiner nahenden Beerdigung sollte das der beherrschende Klang sein. Und jungen Menschen die Gnade bezeugen und sie zu dieser Gnade locken – das sollte der vorrangige Auftrag im EC sein und bleiben. Drei Tage später war Otto Kaiser in die Ewigkeit heimgegangen.

Arno Pagel

Julius Schniewind



Geb. 28. 5. 1883 in Wuppertal-Elberfeld. Studium der Theologie außer in Berlin, Bonn und Marburg vor allem in Halle an der Saale. Dort 1910 Privatdozent für Neues Testament. 1914 Feldgeistlicher im Ersten Weltkrieg. Seit 1921 Theologieprofessor in Halle, 1927 in Greifswald, 1929 in Königsberg. Im Dritten Reich 1935 strafversetzt nach Kiel. Seit 1936 wieder in Halle mit zeitweisigem Lehrverbot. 1946 neben der Professur Propst zu Halle und Merseburg. Gest. 7. 9. 1948.

Der pietistische Bibelgelehrte

Zeitlebens wußte sich Julius Schniewind der Glaubens- und Erwekungsbewegung des Pietismus in seiner biblisch-reformatorischen Ausprägung verbunden. Er wuchs in einem frommen Elternhaus in Elberfeld auf. Von Kind auf lernte er die Bibel als Quelle des Glaubens und Lebens kennen. Das Wort Gottes bestimmte den Beruf des Vaters als Großkaufmann ebenso wie das reiche kulturelle und vor allem musikalische Leben daheim.

Tiefe Eindrücke aus den Bibelstunden, die er in seiner Jugend erlebte, begleiteten Julius Schniewind auf seinem ganzen späteren Weg. Sein Leben hindurch hat er selbst immer wieder Bibelstunden gehalten, vor Soldaten im Ersten Weltkrieg, in ostpreußischen Gemeinschaftskreisen in enger Verbindung mit der Bahnauer Bruderschaft, in damals sehr lebendigen, erweckten Studentengemeinden, auf Pfarrerezusammenkünften und vor den schlichten Leuten der Stadtmission in Halle.

Schniewind verfügte über eine außergewöhnlich umfangreiche Bibelkenntnis und eine tiefe, geistgewirkte Schrifterkenntnis. Seine Vorlesungen, Predigten und Bibelstunden waren so gut wie nie in vollem Wortlaut ausgearbeitet. Er erklärte selbst einmal: »Die Hauptsache ist das Lesen, Hören, Nachschlagen und Nachdenken – da bleibt nicht viel Zeit für die manuelle Tätigkeit (des Schreibens).« Auf seinen schriftlichen Unterlagen fanden sich neben eini-

gen Stichworten fast ausschließlich zahlreiche Bibelstellen, die er in den Universitätsvorlesungen oft in den Ursprachen der Bibel, Griechisch oder Hebräisch, auswendig zitierte.

Seine bis heute viel benützten Kommentare zum Matthäus- und zum Markusevangelium weisen so viele Parallelstellen, besonders auch aus dem Alten Testament auf, wie man das sonst in wissenschaftlichen Auslegungen selten findet. Ihm lag sehr daran, die Einheit der ganzen Heiligen Schrift zu betonen. »Die Botschaft Christi ist nichts anderes als die Erfüllung des Alten Testaments, der ›Schrift‹. Jesus Christus, der Irdische, Gekreuzigte und Auferstandene, ist der Inhalt und der Verkündiger seiner Botschaft: Er ist der Herr der beiden Testamente.«

Dabei hat Schniewind die menschliche Seite des Wortes Gottes keineswegs übersehen. Wie der ewige Sohn Gottes in niedriger, menschlicher Gestalt zu uns gekommen ist, so hat auch sein Wort daran teil. Es ist uns in menschlicher Sprache anvertraut. »Die Botschaft des lebendigen Gottes ist zugleich die Offenbarung und die Verhüllung Gottes. Daher ist das Alte Testament wie das Neue Testament ein Skandalon (ein Ärgernis).«

Schniewind lebte im Worte Gottes und aus dem Worte Gottes und bezeugte die Bibel als Wort Gottes, weil er wußte: Hier läßt der erhöhte Herr durch seinen Geist sein eigenes Wort hören, die – wie er oft im Anschluß an Martin Luther sagte – lebendige Stimme des Evangeliums vernehmen. Von daher waren auch die wissenschaftlichen Vorlesungen Schniewinds von heiliger Ehrfurcht und von Anbetung des Herrn der Schrift erfüllt.

Der reformatorische Theologe

Als wissenschaftlicher Theologe war Schniewind ein wahrer Gottesgelehrter, ein von Gottes Geist gelehrter Zeuge. Biblische Theologie war für ihn bestimmt von dem Charisma, der Gnadengabe der Lehre. Als Voraussetzung aller Theologie galt ihm die Wiedergeburt durch das Gnadenhandeln Gottes in Jesus Christus. Nach Römer 12, Vers 2, kann man nur durch die Erneuerung des Denkens ein biblischer Theologe sein.

Julius Schniewind begegnete uns Studenten als ein solcher, von Christi Geist erfüllter und getriebener Bote Gottes. Wie ein Prophet stand er vor uns auf dem Katheder. Sein aristokratischer Kopf war ganz in die Höhe gerichtet, hörend und lauschend, ehe er das

Wort weitersagte, das uns traf wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt. Sein langer Zeigefinger war oft wie drohend ausgestreckt, daß jeder wußte: Jetzt redet der lebendige Gott persönlich durch seinen auserwählten Boten zu mir.

Schniewind wirkte wie die Propheten des Volkes Gottes, anziehend und abstoßend zugleich. Er hatte eine unerhört ernste Botschaft zu lehren und zu verkündigen. Darin ging es um Tod und Leben. In dieser Erkenntnis blieb er ein Schüler der Reformatoren und besonders Martin Luthers, als dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Universität Halle/Wittenberg er sich wußte. »Wir haben in Theologie und Verkündigung nichts anderes zu sagen als den Artikel der Rechtfertigung.« Dazu aber bedarf es des tötenden Gerichtes über unsere Sünde und des unverdienten Freispruchs der Gnade.

Schniewind bezeugte den Menschensohn des Evangeliums als den kommenden Weltenrichter und den Messias Jesus als den Retter der Welt. Die gleiche Kunde trug er nach der Lehre des Römerbriefes von der Gerechtigkeit Gottes vor. Mit Luther zeigte er uns die todbringende Sünde an der Übertretung des ersten Gebotes auf.

Im Lehrsaal standen wir mit unserem Professor vor dem Richterstuhl des lebendigen Gottes. Die Auslegung von Römer 1 bis 3 war so prophetisch vollmächtig, daß sie zu Entscheidungen und Scheidungen führte. Es gab Studierende, die konnten den tödlichen Ernst der Gerichtsbotschaft vom Zorn Gottes nicht ertragen. Sie reisten einfach ab. Wir, die wir blieben, mußten durch die Hölle des Gerichtes hindurch, bis wir entdeckten, daß einer – Jesus – für uns durch die Hölle des Todes und der Gottverlassenheit am Kreuz gegangen ist, um uns von allen Höllenschrecken auf ewig zu befreien. Bei diesem Zeugnis von Sünde und Gnade, von Tod und Leben, wurden wir bis ins innerste Herz und Gewissen getroffen. Billiger ist die Heilsgewißheit nicht zu haben.

Es bleibt in der Erinnerung eindrücklich, wie unser Lehrer die Botschaft der Bibel durch heute auch in Gemeinschaftskreisen weithin nicht mehr gesungene Lieder aus der Zeit des Pietismus im 18. Jahrhundert bekräftigte. Schniewind war im Gesangbuch der Väter zu Hause wie kaum ein anderer. Es ging uns durch Mark und Bein, wenn er etwa mit Ernst Gottlieb Woltersdorf bekannte: »Wer bin ich, wenn es mich betrifft? Ein Abgrund voller Sündengift. Wer bin ich, Lamm, in deiner Pracht? Ein Mensch, der Engel weichen macht; so rein, so weiß, so schön, so auserwählt, daß mir's an Worten zur Beschreibung fehlt.«

Als reformatorischer Theologe hat Julius Schniewind uns im Anschluß an seinen Lehrer Martin Kähler ständig eingeschärft, es sei das Verdienst und der bleibende Auftrag des Pietismus, die Frage nach dem gnädigen Gott und damit nach der Heilsgewißheit wach zu halten. Für alle Predigtkritik ließ er nur ein Kriterium gelten, nämlich das Zeugnis von Sünde und Gnade.

Der Evangelist auf dem Lehrstuhl

Gerade weil es im Evangelium um Gericht und Gnade, um Tod und Leben geht, bezeugte Julius Schniewind die große Freude der Botschaft der Bibel. Kein Schniewindschüler kann den frohen Klang vergessen: Bekehrung ist Freude, Buße ist Freude, Umkehr – wie unser Lehrer am liebsten sagte – ist Freude. Evangelium ist Freudenbotschaft. Es kommt sicher nicht von ungefähr, daß Julius Schniewind der Erforschung des Wortes Evangelium seine ganze wissenschaftliche Arbeit gewidmet hat. Schon die Doktorarbeit im Jahre 1910 behandelte das Thema: »Die Begriffe Wort und Evangelium bei Paulus.« Seine umfangreichste wissenschaftliche Veröffentlichung befaßte sich wieder mit dem Ursprung und der ersten Gestalt des Begriffes Evangelium. Das nicht vollendete Werk umfaßte allein in den ersten beiden Lieferungen aus den Jahren 1927 und 1931 vierhundert Seiten.

Evangelium, evangelisieren und Umkehr gehörten für Schniewind zusammen. Dabei konnte er nach dem Vorhergesagten den Ernst der Umkehr gewiß nicht unterschlagen. Er schreibt in seiner Auslegung zu Lukas 15: »Der Schmerz über das Versäumte, Verdorbene – bis zu Tränen – behält sein Recht. Wenn die Evangelien von Petri Verleugnung erzählen – ›er weinte bitterlich‹ –, wenn Lukas die große Sünderin in ihren Reuetränen zeigt: so ist das alles nicht Sentimentalität, sondern bitterer Ernst. Es ist hier nicht anders um Reue und Umkehr bestellt als in den Psalmen und in unseren Kirchenliedern: unsere Trennung von Gott geht an unser innerstes Herz.« Doch weil »Jesus selbst die Umkehr des Sünders ist«, ist Bekehrung Freude. »Bei den Umkehrenden beginnt die Freude der messianischen Zeit, die Hochzeit, das Freudenmahl. Es ist Freude, daß von Gott her die Dinge zurechtgebracht werden, die verwirrt und verkehrt waren.«

Freilich muß sich die widerfahrene Bekehrung im ganzen Leben bewähren. Schniewind sagt: »Die Frage bleibt immer neu: Hat die Bekehrung vorgehalten? War sie echt? Ging sie tief genug? Ist der Geldbeutel mit bekehrt? Ist das Geltungsbedürfnis bekehrt? Die ei-

gene Gerechtigkeit? War die Umkehr wirklich Umkehr zu Gott, war sie wirklich Freude?»

Der Zeuge der Endzeit

Weil Jesus, der leidende Menschensohn, zugleich der Weltenrichter und Heiland der Welt ist, gewann das biblische Zeugnis von der Endzeit für Schniewinds Theologie eine tiefe Bedeutung. Mit dem Kommen des Menschensohnes auf die Erde ist die Endzeit angebrochen. Jesus selbst ist der Garant für die Vollendung des Reiches Gottes. So sehr Schniewind sich gegen Berechnungen und Spekulationen bezüglich der Wiederkunft Christi wandte, so sehr wies er mit prophetischem Blick auf die Zeiten hin, die Weltgericht und Weltende, Welterneuerung und Weltvollendung ankünden. »Es gibt bestimmte Urteile des Neuen Testaments über die Weltvollendung, an denen man nicht schnell vorbeigehen kann. Es sind: die Erwartung des Antichristentums; die Erwartung der weltumspannenden Mission; die Erwartung des besonderen Endgeschicks für Israel.«

Schniewind entdeckte antichristliche Züge bei bestimmten geschichtlichen Persönlichkeiten: bei Napoleon wie bei Goethe, bei Nietzsche wie bei Hitler. Er lehrte uns die große Schuld unseres Volkes an Israel und die Weltkatastrophe des letzten Krieges als endgeschichtliche Vorzeichen zu erkennen. Doch die Gewißheit der Weltvollendung und des endgültigen Kommens des Reiches Gottes zeigte er uns nicht an der Auswirkung des Bösen auf, sondern allein am Sieg des gekreuzigten und auferstandenen Christus.

Der unermüdliche Seelsorger

Wer Julius Schniewind nur in seiner oft schroff wirkenden prophetischen Art in den Vorlesungen hörte, hatte ihn noch nicht richtig kennengelernt. Man mußte ihn bei den regelmäßigen »Offenen Abenden« in seiner Wohnung erleben – oder auf einem der vielen Spazierwege, zu denen er uns einlud und beiseitenahm. Denn neben seiner prophetischen Lehrgabe hatte Schniewind die seltene Gnadengabe biblischer Seelsorge empfangen.

Zu dieser Aufgabe sah er sich von der Tradition der theologischen Väter in Halle her verpflichtet. Der Erweckungstheologe August Tholuck war im 19. Jahrhundert besonders als Seelsorger der Studenten hervorgetreten. Der Lehrer Schniewinds, Martin Kähler, hatte diese Tradition fortgesetzt. Nun wirkte Schniewind als Seelsorger seiner Studenten. »Andere schreiben Bücher, ich muß für meine Studenten da sein.«

Er verstand uns. Er durchschaute uns, und er ahnte unsere Probleme, ehe wir sie recht in Worte fassen konnten. Vor allem hatte er Verständnis für uns, wenn wir unter dem erschütternden Zeugnis von Gottes Zorn und Todesurteil bei der Auslegung des Römerbriefes innerlich fast zusammenbrachen. Dann tröstete er uns nicht mit leeren Worten, sondern mit dem vollmächtigen Gotteswort. Es gab kein Gespräch, er schrieb keinen Brief, in denen nicht Schriftworte Trost, Rat und Weisung gaben.

Dabei vergaß er den Leib nicht. Es war für uns oft beschämend, wie er und seine Frau uns bewirteten. Der große, schlanke, ausgezehrt aussehende Professor opferte seine kärglichen Rationen, die er so nötig für sich selbst gebraucht hätte, für seine Studenten und Studentinnen. Als während des Krieges ein japanischer Mitstudent zu Anfang eines Monats alle seine Lebensmittelkarten verloren hatte, steckte Schniewind ihm heimlich die seinen zu. Als im Jahre 1945 der Alttestamentler Martin Noth als Flüchtling durch Halle kam, zog Schniewind auf der Straße seinen Mantel aus und gab ihn dem ehemaligen Königsberger Kollegen. Er sah die Not und half auf der Stelle.

Ein besonderes Kapitel des Seelsorgers Julius Schniewind wäre über seinen Dienst als Propst zu schreiben. In jener Nachkriegszeit, in der er das Amt übernahm, entstand seine bis heute aktuelle Schrift von der »Geistlichen Erneuerung des Pfarrerstandes«. In allem seelsorgerlichen Dienst ging es ihm in Anschluß an Luther entscheidend um die gegenseitige »Tröstung der Brüder«. »Miteinander durch die Flammen des Gerichtes zu gehen und miteinander den Zuspruch der Vergebung zu empfangen« – darin sah er das eigentliche seelsorgerliche Geschehen.

Der Christ mit dem angefochtenen und getrösteten Gewissen

Schniewind konnte darum ein biblischer Seelsorger sein, weil er selbst durch viele Anfechtungen geführt und in ihnen getröstet wurde. Er unterschied sehr stark zwischen der aus Gnade im Glauben geschenkten Heilsgewißheit und einer falschen Heilssicherheit, die sich auf eigene Frömmigkeit und Erfahrung gründet. Deshalb wurden ihm gerade die Anfechtungen zu Zeichen der Heilsgewißheit, weil sie allein auf das Wort merken und allein auf Christus blicken lehren.

Schniewind hatte ein durch Gottes Wort und Gebot geschärftes überaus zartes Gewissen. Er war musikalisch außergewöhnlich begabt und hatte ursprünglich Künstler werden wollen. Wir können

ihn mit Recht einen Pianisten von Gottes Gnaden nennen. Es ging ihm aber immer um den Vorrang des Wortes Gottes. In der harten Nachkriegszeit konnte er sagen: »Es ist jetzt nicht die Stunde zum Musizieren. Mag sein, daß sie wieder einmal kommt. Jetzt müssen wir das Wort Gottes treiben, so lange es Tag ist.« Als wir ihn während eines Kriegsesemesters lange vergeblich baten, wieder einmal Beethoven zu spielen, antwortete er schließlich: »Hier komme ich oft in eine große Versuchung. Wenn ich mich in meinen Anfechtungen zum Kreuz Jesu flüchten muß, darf ich nicht zu Beethoven ausweichen.« Die Musik der Kirche, etwa eines Johann Sebastian Bach, sah er in Beziehung zum echten Zungenreden: »Was die artikulierte Sprache nicht mehr zu sagen vermag, spricht sich in der Musik aus.« Wer Schniewind je einen Choral spielen hörte, kann das verstehen. Er vernahm himmlische Klänge.

Es gab größere Anfechtungen. Hier ist vor allem an die Notzeit des Kirchenkampfes im Dritten Reich zu erinnern. Diese Anfechtungen führten Schniewind zum mutigen Bekenntnis. Wenn er auch strafversetzt wurde, wenn ihm das Gehalt gesperrt wurde, wenn er keine Vorlesungen halten durfte, er schwieg dennoch nicht. Er hat uns die Barmer Theologische Erklärung als wahres Bekenntnis bezeugt und vorgelebt: »Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.«

Die letzten Anfechtungen erlitt er auf seinem Kranken- und Sterbelager. Er mußte am eigenen Leibe erfahren, was er zuvor gepredigt hatte: »Wer Lebensbilder von Christen kennt, weiß, daß solche, die Boten Christi waren vor vielen anderen, im dunklen Todestal durch tiefste Tiefen gehen mußten. Der Tod ist kein Schein. Freude und Triumph an Sterbebetten ist Christi Sieg allein. Nur darum ist der Tod überwunden, weil Christus gesiegt hat, weil er uns aus den Ängsten reißt kraft seiner Angst und Pein.«

Ein schweres, verschlepptes, unerkanntes Blasenleiden peinigte Julius Schniewind bis zum Letzten. Einer, der ihn bis zur letzten Stunde am 7. September 1948 begleitete, berichtet: »Die letzten Wochen waren sehr qualvoll. Als wieder ein Anfall kam und er vor Schmerzen stöhnte und wimmerte, stieß er heraus: ›Ich will doch zuletzt meinem Gott keine Schande machen.‹ Kurz vor seinem Tode sagte er zu mir, es war das letzte Gespräch: ›Ich kann nicht mehr beten, der Schmerz ist zu groß. Aber ich klammere mich an den, der alle Zeit für mich betet.‹«

Der geisterfüllte Beter

Das eben vernommene Zeugnis läßt uns einen Blick in das tiefste Geheimnis des Glaubens und Lebens dieses gesegneten Lehrers der Kirche tun. Ich habe kaum ein Wort so oft aus Schniewinds Mund gehört wie Römer 8, 26: »Ebenso hilft auch der Geist unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst tritt für uns ein mit unaussprechlichem Seufzen.« Und Vers 34: »Wer will verdammen? Christus Jesus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, der zur Rechten Gottes ist und für uns eintritt.«

Schniewind lebte und lehrte in der ständigen Erfahrung des stellvertretenden Gebetes des erhöhten Herrn und seines Geistes. Er malte uns den Hohenpriester nach dem Zeugnis des Hebräerbriefes vor Augen und ins Herz. Man spürte es jeder Vorlesung und jedem Gespräch ab, daß sie von seufzendem Gebet begleitet und darum so vollmächtig waren. Nicht selten gingen seine Worte in anbetenden Lobpreis über, im Hörsaal wie auf dem Wege, zu Hause wie in der Straßenbahn. Dabei betete er oft mit Worten des Psalters und der Lieder der Christenheit. Wir hatten den Eindruck, daß seine Gebete uns umgaben wie eine schützende Mauer. Er selber teilte das anbetende Bekenntnis seines rheinischen Landsmannes Gerhard Tersteegen:

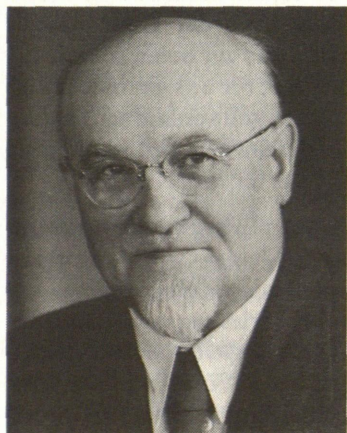
»Wie bist du mir so innig gut,
mein Hoherpriester, du!
Wie teuer und kräftig ist dein Blut!
Es setzt mich stets in Ruh.

Wenn mein Gewissen zagen will
vor meiner Sündenschuld,
so macht dein Blut mich wieder still,
setzt mich bei Gott in Huld.

Es gibet dem bedrückten Sinn
Freimütigkeit zu dir,
daß ich in dir zufrieden bin,
wie arm ich bin in mir.«

Johannes Berewinkel

Otto Schmitz



Geb. 16. 6. 1883 in Hummeltenberg bei Lennep. Studium der Theologie in Halle an der Saale. Seine Lehrer: die Professoren Martin Kähler und Gustav Warneck und der damalige Privatdozent Karl Heim. 1910 Privatdozent für Neues Testament in Berlin. 1913 Leiter der Ev. Predigerschule Basel. 1916 ordentlicher Professor für NT in Münster. 1934 durch den NS-Staat zwangspensioniert. Dann Leiter des Predigerseminars Bielefeld und Dozent an der Theol. Schule in Bethel. 1938–1951 Direktor der Evangelistenschule Johanneum in Wuppertal-Barmen. 1945 auch Pro-

essor an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal. Gest. 20. 10. 1957. Neben wissenschaftlicher Literatur und zahlreichen Zeitschriftenartikeln empfehlenswerte Bibelauslegungen: *Aus der Welt eines Gefangenen* (Philipperbrief); *Urchristliche Gemeindenöte* (1. Korintherbrief); *Apostolische Seelsorge* (2. Korintherbrief).

»Das ist eine gewagte Sache«

Daß unser »Professor« über sich selber erzählte, das haben wir Schüler des Johanneums nur ganz selten und dann nur sehr bruchstückweise erlebt. Diese in der Erinnerung eindruckliche Feststellung kennzeichnet Otto Schmitz. Als er beim Antritt seines Dienstes als Direktor der Evangelistenschule Johanneum in Wuppertal aus seinem Leben berichten sollte, sagte er: »Das ist eine gewagte Sache, und man kann es eigentlich nur wagen, weil wir unser Leben ja nicht selber machen. Was wir in den bunten Bildern unseres Lebens rückblickend zu erkennen vermögen – es wird in der Ewigkeit erst richtig geschehen –, ist der göttliche Zusammenhang. Jedenfalls richtet sich der Weg Gottes nicht nach unseren Gedanken. Es geht immer ganz anders, als man selber gedacht hat. Und nachher sehen wir, was für eine tiefe Weisheit Gottes gerade dann gewaltet hat, wenn seine Führung über unseren Plan hinwegging. ›Gott, dein Weg ist heilig‹, dieses Wort fiel mir bei einer plötzlichen Wende meines Lebens zu, und dieses Wort steht auch über meinem Weg ins Johanneum.«

»Gott, dein Weg ist heilig«

Otto Schmitz verlor schon im Alter von zwei Jahren seine Mutter. Der Vater war Bauer. Nicht lange nach dem Tod seiner Frau gab er den Hof in die Hände seines Bruders und übernahm die Leitung eines Alten- und Waisenheimes in Hückeswagen. In der Heimat und im Elternhaus von Otto Schmitz im Bergischen Land wehte Erweckungsluft. Besonders die Großmutter, »eine herbe Frau, aber eine fragende Bibelleserin«, blieb für ihn zeitlebens mit den frühen Kinderjahren verbunden.

Ein Stipendium führte ihn früh aus dem Elternhaus auf die ehemalige Fürstenschule Schulpforta bei Naumburg/Saale. Diese Jahre waren ihm »eine jugendlich überschwengliche Zeit, an die ich mit Freuden zurückdenke«. Im Schülerbibelkreis wurden Bücher gelesen wie »Zeugnisse eines alten Soldaten« von Generalleutnant Georg v. Viebahn, »Naturstudium und Christentum« von Friedrich Bettex, »Das völlige, gegenwärtige Heil durch Christum« von Theodor Jellinghaus. Auch das bekannte christliche Blatt »Licht und Leben« gehörte zur Lektüre von Otto Schmitz. An die Schule schlossen sich reiche Studentenjahre in Halle an, in denen Schmitz die Professoren Martin Kähler und Gustav Warneck mit innerem Gewinn hörte. Den stärksten Eindruck auf ihn gewann Karl Heim, »obwohl er gar nichts aus sich machte«. Mit ihm verband ihn eine lebenslange Freundschaft, die in mannigfacher Zusammenarbeit fruchtbar wurde. Ein Abend mit Elias Schrenk, dem bekannten Evangelisten, gehört zu den lebendigen Erinnerungen an jene Jahre.

Sein Weg führte den jungen Theologen dann nach Berlin. Er wurde Adjunkt (Gehilfe) im Domkandidatenstift und Domhilfsprediger, danach Stadtvikar. Zugleich arbeitete er wissenschaftlich, promovierte 1909 bei Adolf Deißmann und war von 1910 an Privatdozent für Neues Testament. Am 12. 7. 1910 verheiratete er sich mit Paula Hager, der Tochter einer dem Elternhaus befreundeten Familie aus seinem Heimatort. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. 1913 wurde Otto Schmitz als Leiter der Evangelischen Predigerschule, einer von bibelgläubigen Kreisen gegründeten seminaristisch-theologischen Ausbildungsstätte, nach Basel berufen. Der Erste Weltkrieg verhinderte die ihm aufgebene Neuordnung des Unterrichts. Anfang 1915 wurde die Predigerschule geschlossen.

Nach einem Semester Lehrtätigkeit in Kiel wurde Schmitz zum Sommersemester 1916 als ordentlicher Professor für Neues Testament an die evangelisch-theologische Fakultät in Münster berufen.

18 Jahre stand er in diesem akademischen Lehramt. Jäh wurde seine Tätigkeit abgerissen, als er zum Ende des Sommersemesters 1934 wegen seines offenen Eintretens für die »Bekennende Kirche« – Wilhelm Niemöller nennt ihn einen »unentbehrlichen Ratgeber und Freund der Bekennenden Kirche« – durch den nationalsozialistischen Staat zwangsweise in den Ruhestand versetzt wurde. »Gott, dein Weg ist heilig«, bezeugte Professor Schmitz seinen Studenten, als ihm seine Lehraufgabe genommen worden war. Einer seiner Schüler berichtet aus jener Zeit: »Zwei Tage vor meinem Doktor-examen wurde er seines Amtes enthoben. Sehr gelassen teilte er mir seine Absetzung mit, und aus dem vollbesetzten nächsten Kolleg machte er keine Sensation. Wie selbstverständlich führte er noch . . . meine Prüfung durch. . . Die Liebe duldet alles und hofft, daß der andere zurechtkommt.«

Nach dem harten Abbruch seiner akademischen Laufbahn wurde Professor D. Schmitz die Leitung des Bielefelder Predigerseminars und eine Dozentenstelle an der Theologischen Schule in Bethel übertragen. Das Predigerseminar wurde bald verboten und illegal weitergeführt. Das trug ihm mehrere Verhöre durch die Geheime Staatspolizei (Gestapo) ein. 1938 folgte er dem Ruf als Direktor des Johanneums in Wuppertal-Barmen, wo er seine reichen theologischen und seelsorgerlichen Gaben fruchtbar einsetzte. Welche Bedeutung dieser Dienst für ihn selber gewann, ist daraus zu ersehen, daß er im Rückblick seine Amtsenthebung in Münster als einen der Glücksfälle seines Lebens bezeichnete.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Professor D. Schmitz neben seinem Amt im Johanneum eine Professur an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal übertragen. 1951 trat er in den Ruhestand, blieb aber als Vorsitzender dem Johanneum bis zu seinem Tode verbunden.

Über die ungewöhnliche Führung auf der Höhe seines Lebens sagte Otto Schmitz beim Antritt seines Dienstes im Johanneum: »Es war ein Weg der Treue Gottes. Aber ich will davon reden, daß der Weg der Treue Gottes heilig ist. Die Führung Gottes hat etwas Unantastbares. Sie zeigt, daß Gott der Herr unseres Lebens ist und wir die Sache nicht in der Hand haben. Es ist die Schule, in der wir gedemütigt werden. Gott macht uns wirklich klein, weil er uns beschenken will. Wenn uns selbst dabei das eine deutlich wird: »Deine Gnade ist mir genug!«, dann darf man sicher sein, daß das ein Weg ist, den man sich nicht selber gewählt hat, sondern den Gott mit einem geht. So will das, was ich über meinen Weg ins Johanneum zu

sagen versucht habe, ein Preis der Barmherzigkeit und Treue Gottes sein. Er gebraucht uns nach seinem Gutdünken für seine Werke.«

Wie wir unseren Professor erlebten

Während eines Gespräches mit »Herrn Professor« in seinem Arbeitszimmer öffnet sich unversehens die Tür. Herein schaute einer seiner Enkel, die nach dem Kriege mit im Hause wohnten. Der Großvater rief den Buben herbei. Er legte seine Hand auf dessen Kopf, beugte ihn tief herab und ließ den Jungen drei kurze Merksätze nachsprechen: »Der Mensch muß sich beugen. – Der Mensch muß sich sagen lassen. – Der Mensch muß warten lernen.« In diesen faßlichen, einprägsamen Sätzen war die Summe seiner Lebensweisheit gezogen. Es war eine Weisheit, die wir mehr als in seinen Worten in der lebendigen Begegnung mit unserem Professor erlebten. Dabei wurde unübersehbar deutlich, daß diese Weisheit auf eine Mitte bezogen war: auf den Herrn Jesus Christus und sein Wort.

Daß Otto Schmitz selbst unter Gottes heiligen Weg gebeugt war, befähigte ihn, mit offenem Ohr und Herzen für andere da zu sein. Wie konnte er einem zuhören! Er nahm auch die kleinsten Nöte und Sorgen mit wachem Sinn auf. In solchen Gesprächen war nichts zu spüren von der großen Arbeitsfülle, die auf seinen Schultern lag. Er hatte Zeit und war ganz da für den, der vor ihm saß. Noch nach Monaten konnte er jemanden auf Einzelheiten einer Unterredung hin ansprechen.

Wenn man in den Brüderbriefen liest, die vor dem Wiedererscheinen des »Johanneumsboten« auf dem schlechten Papier der Nachkriegszeit vervielfältigt und an die Brüder im Dienst versandt wurden, bewegt und erstaunt es, wie der Direktor an Freuden und Nöten der einzelnen und ihrer Familien teilgenommen hat. Auf seinen vielen Reisen nahm er sich Zeit für ungezählte Einzelbegegnungen. Das Gebeugtsein unter Gott war das Geheimnis seiner seelsorgerlichen Vollmacht, seiner Freundlichkeit und Herzensgüte.

Professor Schmitz hatte die Fähigkeit der – manchmal aufblitzenden – Selbstironie, und er konnte auch einmal von Herzen über sich selbst lachen. Vor dem Wiederaufbau des im Kriege zerstörten Brüderhauses war im Johanneum chronischer Platzmangel. In einer Studienzeit hatte ich mir im Speisesaal einen Platz zur Arbeit gesucht. Plötzlich betrat der Herr Professor den Raum. Ich entbot meinen Gruß: »Guten Tag, Herr Professor!« In Gedanken versunken, ohne den Schüler und seinen Gruß zu beachten, schritt er durch den Saal, öffnete einen Bücherschrank und verschwand schier

darin, in seine Lektüre sich vertiefend. Nach einigen Minuten kam er aus dem Schrank hervor und sprach halblaut: »Herr Professor – das bin ja ich! – Ja, guten Tag!« Und dann, die Situation erfassend, stimmte er ein herzhaftes Lachen an.

Gelegentlich konnte er sagen: »Den Gelehrten sagt man nicht ohne Grund nach, daß sie unpraktische Leute seien.« Dabei hat er selber sich mit rührendem Eifer der praktischen Aufgaben angenommen, etwa beim Bau des Brüderhauses oder in den wirtschaftlichen Nöten des Werkes, besonders nach dem Kriege und nach der Währungsreform.

»Sich-sagen-lassen« – das bezog sich vor allem auf Gottes Wort. Unermüdlich hat Professor D. Schmitz uns zur Hörbereitschaft auf das Wort der Schrift angeleitet. Wir sollten sehen, »was dasteht«. Mit dieser Zielrichtung hat er auch seine Kommentare zu neutestamentlichen Schriften verfaßt. Im Vorwort zu seiner Einführung in den Philipperbrief ist zu lesen: »Diese Einführung kramt kein Fachwissen aus, das in die gelehrten Auslegungen gehört. Sie verzichtet auch auf die erbauliche Anwendung, die so leicht die ursprüngliche Stimme des Briefschreibers übertönt. Sie will nichts weiter als ein wirkliches Miterleben der Worte vermitteln, die der gefangene Paulus ungefähr ein Menschenalter nach dem Tode Jesu an seine vertrauteste Gemeinde gerichtet hat.«

Unser verehrter Lehrer lehrte uns den Gebrauch der Heiligen Schrift »in voller Wahrhaftigkeit, so, wie sie uns von Gott gegeben wurde«. Ihn erfüllte eine große Ehrfurcht vor der Bibel, weil er gewiß war, daß sie allein allen Menschen den Weg zum Heil weist. Diese Gewißheit schöpfte er daraus, daß ihr Zeugnis sich »an dem Gewissen der Bibelleser als Wahrheit wirksam erweist«. Darum lehnte er jegliche Absicherung des Wortes durch eine menschlich ersonnene Entstehungstheorie oder durch geschichtswissenschaftliche Forschung ab. Er hat die »Unlösbarkeiten« der Heiligen Schrift demütig stehen gelassen. Statt vieler historischer Bemühungen, für die die Bibel nach seiner Überzeugung »einfach nicht das nötige Material hergibt«, und statt gutgemeinter Glättungsversuche, die von außen her an den Text herangetragen werden, leitete er uns an, »uns aus unserer Not und unserer Aufgabe heraus dem Wort der Schrift als solche zuzuwenden, die sich durch das, was dasteht, Auge und Ohr öffnen lassen wollen für das, was Gott uns in unsere Not und unsere Aufgaben hinein sagen will.«

Das ist freilich keine »Methode, die rasch und leicht zum Ziele führt«. Darum hat Otto Schmitz auf das »Wartenlernen« besonde-

ren Wert gelegt. »Alle Ungeduld ist vom Teufel«, hörten wir ihn öfter sagen. Und manches Mal hat er den Vers des Grafen Zinzendorf zitiert:

»Grund muß erst gegraben werden,
eh man Häuser bauen mag,
und die Saat muß in die Erden,
eher kommt kein Erntetag.
Wir erfahren mit den Jahren,
was wir denen, die uns fragen,
von der Hoffnung Zions sagen.«

Das »Wartenlernen« hatte er selber geübt, gewiß nicht ohne Mühe. Zuweilen konnte er mit großem, von der Sache gebotenem Ernst zu uns reden. Aber nervös haben wir ihn, soweit ich mich erinnere, nie und ärgerlich auch nur sehr selten erlebt.

Was wir in der Begegnung mit Herrn Professor D. Otto Schmitz erlebt, empfunden und gelernt haben, war mehr als allgemeine Lebensweisheit. Diese Weisheit kam aus einem demütigen Leben unter Gott. Zuletzt fand das einen überzeugenden Ausdruck darin, daß er für die Trauerfeier nach seinem Tode das Wort bestimmt hatte: »Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.«

Pietismus und Theologie

Es ergänzt sich in beeindruckender Weise, wenn ein Mann der Theologie und der Kirche von Otto Schmitz sagte: »Seine Liebe galt den Brüdern des Pietismus, denen er sich als Jünger Jesu von Herzen zugetan wußte«, und wenn ein führender Mann des Gnadauer Verbandes, der größten Gruppierung des innerkirchlichen Pietismus in Deutschland, ihn so beurteilte: »Er war kein Gemeinschaftsmann von alltäglichem Typus, aber was unser bestes biblisches Erkenntnisgut ist, das teilte er völlig mit uns. So war auch sein Verhältnis zu allen Brüdern ein wahrhaft brüderliches.«

In seiner Person waren beide, Pietismus und Theologie, untrennbar verbunden. Er war von ganzem Herzen Theologe. Fast ein Vierteljahrhundert hatte er das akademische Lehramt inne, bis Gottes »heiliger Weg« ihn da heraus und in wachsendem Maße auch in die Mitarbeit im Gnadauer Gemeinschaftsverband führte. Sein Leben lang war und blieb er ein Mann der Kirche. Nach dem Ersten Weltkrieg hat er zusammen mit seinem Freund Karl Heim engagiert um die Kirchenfrage – die rechte Gestaltung der Volkskirche und ihre

Zuordnung zur Gemeinde Jesu – gerungen. In den schweren Jahren des Kirchenkampfes hat er mit seiner Kirche bekannt und gelitten.

Aber auch der Pietismus war ihm von Kindesbeinen an vertraut. Als Professor in Münster hat er zeitweise einen kleinen Gemeinschaftskreis geleitet. Schon 1914, dann in zunehmendem Maße nach dem Ersten Weltkrieg, finden sich Artikel aus seiner Feder in verschiedenen pietistischen Zeitschriften. 1918 nahm er an der Blankenburger Konferenz teil und schrieb über sie ein gutes, abgewogenes, auch kritisches Wort im Evangelischen Allianzblatt, das seine Liebe zu den Pietisten voll erkennen ließ. Als er 1934 von Münster nach Bethel ging, wohnte er, bis seine Familie ihm folgen konnte, eineinhalb Jahre im Hause von D. Walter Michaelis, dem Präses des Gnadauer Verbandes. Dadurch kam er in engere Fühlung mit der Gemeinschaftsbewegung. Als Direktor des Johanneums, das dem Gnadauer Verband angehört, hielt er ständige Verbindung mit diesem Werk und war viele Jahre Glied des Vorstandes.

Es war Professor D. Schmitz nicht darum zu tun, das Gegenüber von Kirche und Gemeinschaft, von Theologie und biblisch begründeter Frömmigkeit zu verwischen. Sein Anliegen war die Frage: »Wie kann aus der unfruchtbaren Reibung zwischen Kirche und Gemeinschaft eine fruchtbare Spannung werden?« Das ist nach seiner Meinung nur möglich, wenn beide sich ernsthaft an der beiden gemeinsamen Grundlage, dem biblisch-reformatorischen Evangelium, ausrichten. An den Arbeitsgemeinschaften »Pietismus und Theologie«, die aus den während des Kirchenkampfes geknüpften Kontakten entstanden sind, hat er mit aller Kraft mitgearbeitet.

In einem 1947 gehaltenen Vortrag heißt es: »Das neue Leben des Christen hat seinen tragenden Grund in der Heilstat Gottes. Diese Heilstat wird uns *zugeeignet* durch das Wort (und zum Wort gehören auch Taufe und Herrenmahl), und wird von uns *angeeignet* durch Buße und Glaube.« Daran haben sowohl der Pietismus wie auch die Kirche zu lernen. In der Kirche war Professor D. Schmitz bemüht, das unverzichtbare Erbe des Pietismus lebendig zu erhalten. Der Gemeinschaftsbewegung stellte er die Frage, »ob sie nichts anderes will, als mit den ihr anvertrauten Gaben und Kräften als Bruderschaft des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung dazu mitzuhelfen, daß in der aus dem Zerbröckeln der Volkskirche sich ergebenden Gestalt der Kirche möglichst viel lebendige Gemeinde entstehe und wachse, oder ob sie die Stunde für gekommen erachtet, in Loslösung von der Volkskirche ein vermeintlich biblisches, in Wahrheit aber enthusiastisches Kirchenideal zu verwirklichen.«

In seiner Bindung an das Evangelium war Otto Schmitz aller Enge abgeneigt, sowohl der konfessionalistischen wie auch der gesetzlichen. Scherzhaft und doch mit sachlichem Gewicht nannte er sich gelegentlich einen »reformierten Lutheraner mit pietistischem Vorzeichen«. Die letzte Lösung aller Spannungen erwartete er von dem zukünftigen »Vollkommenen«, das allem »Stückwerk« ein Ende setzt.

Werner Paschko

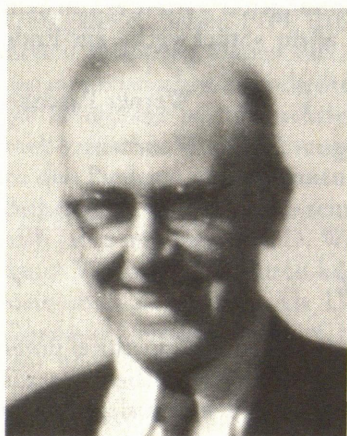
Christus – Leben und Heimat

Otto Schmitz hat u. a. eine Einführung in den Philipperbrief unter dem Titel »Aus der Welt eines Gefangenen« geschrieben. Daraus bringen wir die folgende kleine Probe seiner Schriftauslegung. Sie bezieht sich auf Kapitel 1, 21.

»Der letzte Gegensatz, den es für das Lebensgefühl gibt, der Gegensatz zwischen Leben und Tod, verliert angesichts der Wirklichkeit Christi, in die Paulus sich mit seiner ganzen Existenz hineingenommen weiß, seine Kraft. Das Wort ›Leben‹ bekommt einen ganz neuen Sinn. Es wird mit Christus in eins gesetzt. Und daraus ergibt sich eine der landläufigen völlig entgegengesetzte Beurteilung des Sterbens. Es hört auf, Lebensverlust zu sein. Ja, es wird geradezu Gewinn. Wie ist das zu verstehen?

Nicht, als ob für Paulus der Tod als solcher zum Freund geworden wäre; der Vorgang des Sterbens bedeutet auch für ihn ein schaudervolles Entkleidetwerden, dem er am liebsten entginge durch ein unmittelbares Überkleidetwerden seiner Sterblichkeit mit dem unvergänglichen Leben (2. Kor. 5, 4) ... Gewinn kann das Sterben nur deswegen sein, weil mit ihm eine Schranke fällt, die ihn gegenwärtig noch von dem trennt, der seine eigentliche Heimat ist: Christus. Er ist bereits »in ihm«, aber er lebt zugleich noch »im Fleische«. Die Spannung zwischen diesen beiden Daseinsweisen wird erst beseitigt sein, wenn das »Leben im Fleisch« aufgehört hat. Dann ist er aus der Fremde nach Hause gekommen. Und er braucht sich das Ziel seiner Sehnsucht nur zu vergegenwärtigen, das ununterbrochene Zusammensein mit Christus, um aus innerstem Heimweh heraus zu bekennen, daß das Aufbrechen aus der Fremde dem »Verbleiben im Fleisch« als das viel Bessere vorzuziehen sei.«

Heinrich Kamphausen



Geb. 13. 4. 1885 in Rheydt. Ausbildung als Grafiker. Gastschüler im Johanneum in Wuppertal-Barmen von 1908 bis 1909. Wirkungskreis zunächst in der schleswig-holsteinischen Gemeinschafts- und Jugendarbeit in Neumünster und Kiel. Von 1914 an Jugendbundsekretär (später: Bundeswart), wohnhaft in Berlin. Über 40 Jahre im Dienst des EC, auch als Ruheständler noch viel unterwegs. Gest. 17. 7. 1969.

»In Kriegs- und Friedensjahren sandt' mich der Ernte Herr«

Durch eine frühe Bekehrung wurde Heinrich Kamphausen ein Eigentum Jesu. Sofort war er mit andern Gleichgesinnten ein Zeuge seines Herrn. Mit dem frischen Eifer, für Christus zu wirken, verband sich – merkwürdig, aber geistgewirkt für den jungen Christen – das Heimweh nach der Ewigkeit, nach dem neuen himmlischen Jerusalem. Es hat ihn durch sein ganzes langes Leben begleitet. Er war noch keine zwanzig Jahre alt, als er zum Vorsitzenden des EC-Bundes in seiner Heimatstadt Rheydt berufen wurde. Der Jugendbund für entschiedenes Christentum war und blieb die große Liebe seines Lebens. Die Jahrzehnte eines unsteten, oft anstrengenden Reiselebens nannte er ein »seliges Unterwegssein«.

Unvergessen ist es bei vielen geblieben, wie er sich in den Jahren des Zweiten Weltkrieges einsetzte. Die EC-Bünde schrumpften immer mehr zusammen. Die jungen Männer waren alle Soldaten. Viele der Besten fielen. Unermüdlich besuchte und stärkte der Bundeswart Kamphausen die klein gewordenen Kreise und half mit, daß sie die notvolle Zeit durchstanden. Auch der Kriegswinter 1944/45 sah ihn – als den letzten von allen Berufsarbeitern – noch unterwegs. Das Reisen war damals zu einem einzigen großen Abenteuer geworden. Es fuhren kaum noch Züge, es gab keine festen Fahrpläne mehr. Ständig behinderten Bomben- und Tieffliegerangriffe den Verkehr.

Die Wagen waren ungeheizt, die Fenster meist zertrümmert und notdürftig durch Pappe ersetzt. Und doch tauchte immer wieder – von seinem Wohnort in Berlin aus – Heinrich Kamphausen als Sendbote Jesu und der EC-Bewegung in den noch zugänglichen Teilen des deutschen Vaterlandes auf.

In einem Gästebuch in Ostfriesland entdeckte ich, daß unser Bruder dorthin seine letzte Reise vor dem Kriegsende gemacht hat. Während einer Bibelstunde in einem Bauernhaus krachten draußen die Schüsse und Granaten der heranrückenden Amerikaner. Panzer rollten an. Aber keinem der Besucher wurde ein Haar gekrümmt. Bald erfolgte an allen Fronten die bedingungslose Kapitulation der deutschen Streitkräfte. Es waren jedoch nur wenige Tage, in denen der Mund Heinrich Kamphausens im Zeugendienst stumm blieb. Wie er der letzte im Reisedienst war vor dem Kriegsende, so war auch wieder der erste, als die Waffen endlich schwiegen. Typisch für ihn ist die Eintragung in jenem erwähnten Gästebuch, mit der er seinen Aufenthalt in Ostfriesland damals abschloß. Aus dem längeren Gedicht – das keinen Anspruch auf sprachliche Qualität erhebt – geben wir den Anfangs- und den Schlußvers wieder:

»In Kriegs- und Friedensjahren sandt mich der Ernte Herr.
Es ist mir widerfahren das Treuwort seiner Ehr:
»Mein Wort kommt leer nicht wieder, es teilt recht Güt und Ernst.
Regen und Sonn' gehn nieder, bis kommt der Ernte Herbst ...

Laßt uns, ihr Mitarbeiter, aufs neu ans Werk nun gehn.
Die Wetter rollen weiter, gleichwohl auch Jesus steht
in Wolken – und wir grüßen den Herrn der Herrlichkeit.
Er wird sein Reich beschließen und bring'n die Friedenszeit.

Und nun, teure Freunde und Brüder, habt Dank für all Eure Haus-
und Herzliebe und laßt in Frieden ziehen Euern alten Jugendbund-
wanderer in Christo

Heinrich Kamphausen aus Berlin-Lichtenrade.«

Ein anderes Mal schrieb der Rastlose einer aus Ostpreußen vertriebenen EC-Familie ins Gästebuch: »Alle Gottesgerichte über unser Vaterland haben das große Ziel, daß wir alle Erdschwere überwinden, auf die Wanderschaft kommen und Opferstätten des Zeugnisses Christi errichten. Das sind dann die Fahrtgesinnten nach Zion, die durch das Jammertal gehen und machen daselbst Brunnen.

Im Segen wieder gen Osten ziehend
Euer dankbewegter Heinrich Kamphausen.«

Opferstätten des Zeugnisses Christi«

Solche »Opferstätten« hat unser Bruder in den Jahren nach 1945 noch viele errichtet. Er war bei Kriegsende immerhin schon 60 Jahre alt, aber er fand noch viele weitere Jahre hindurch das Ohr und Herz junger Menschen. Eine Zeitlang war er Hausvater der alten EC-Bundeshauptstelle in Woltersdorf an den märkischen Seen bei Berlin. Hören wir ihn: »Das ehemalige Bundeshaus war in Gefahr, als rechtlos gewordene Bankrottmasse den Besatzungsbehörden zu verfallen . . . Der treue Gott war in diesen Jahren der täglichen Gefährdung durch scharfe Kontrollen Bewaffneter und der häufigen Anwesenheit russischen Militärs im Hause unseren Diakonissen, Pflégern und Mitarbeitern (das Haus war zuletzt Militärkrankenhaus gewesen), wie auch mir selbst ein solcher Schutz, daß auch nicht einmal das Bewußtsein der schutzlosen Lage aufkommen konnte. Obwohl alle Behörden sich verschworen zu haben schienen, unser Ende herbeizuführen, wurde mein Auftrag nicht behindert, bis unser Haus wieder als »mildtätige Stiftung« mit allen steuerlichen Vorteilen offiziell anerkannt wurde.« Es traf Kamphausen schwer, als ihm schließlich die Behörden »drüben« die Besuche in Woltersdorf untersagten.

Bei einem solchen »Fahrensmann Christi« war auch das Familienleben ganz dem Dienst untergeordnet. Es wurde auch zu einer »Opferstätte«. Heinrich Kamphausen hat zwei Lebensgefährtinnen an seiner Seite gehabt. Seine erste Frau Johanna ist durch viel Krankheit und Schwachheit gegangen. Sie war zuletzt ganz an den Rollstuhl gefesselt. Sie hat fünf Kindern das Leben geschenkt, von denen vier – z. T. durch tragische Unglücksfälle – dem Ehepaar Kamphausen wieder entrissen wurden. Unser Bundeswart tat gerade einen Verkündigungsdienst bei einer Deutschen EC-Tagung in Köln, als ihm das Telegramm überreicht wurde, das den Unfalltod seines hoffnungsvollen Sohnes Gottfried mitteilte. Er las den Inhalt – und redete weiter. Nach dem Vortrag brach er zusammen. Seiner Frau hat er einmal das Zeugnis ausgestellt: »Sie hat sich nie familienegoistisch oder wehleidig gezeigt während meiner über 44 Jahre sich hinziehenden weiten Dienstreisen um des Evangeliums willen, auch nicht in den schwersten Stunden der Vereinsamung, in Krankheits- und Todesnöten der Kinder. Sie war durch und durch das, was man eine »Reichsfrau« nennt, der das Himmelreich und der Dienst Christi über alles ging. Ihre Freude war wirklich mein Dienst.«

Mit seiner zweiten Frau hat Heinrich Kamphausen zehn Jahre wandern dürfen. Unter ihrer Fürsorge ist dem Altgewordenen noch ein

reiches Glück zuteil geworden. Aber auch sie hat ihre Opfer bringen müssen. Es konnte z. B. vorkommen, daß an seinem Geburtstag der Unentwegte abends noch einen Dienst in einer Berliner Gemeinschaft tat und Frau und Gäste sich selbst überließ.

Einblicke in den Dienst

Heinrich Kamphausen hat den Beruf des Grafikers erlernt. Er ist Künstler gewesen, hat in Öl und Aquarell sehr gute Bilder gemalt und auch hervorragende Zeichnungen geschaffen. Auch wenn er verkündigte und das Wort der Sprache handhabte, hat man ihm oft etwas vom Künstler abgespürt. Er hat mit seiner Rede malen können, z. B. den »König der blutenden Liebe«, wie ich ihn einmal den gekreuzigten Christus nennen hörte. Für Jesus hat er die jungen Herzen werben, für ihn heilige Begeisterung wecken wollen. Es konnte unter seiner Verkündigung sehr still werden. Ein Mädchen, das er – wie viele junge Menschen – zum Herrn führen durfte, hat seine Empfindungen in der Entscheidungsstunde in die Worte gefaßt: »Es blieb keine Alternative mehr übrig. Außer Jesus war nichts mehr da. In mir brannte nicht die Frage: *ob* ich auf das Angebot des Evangelisten, welches das Angebot Jesu war, eingehen sollte. Es ging nur darum: *Wie* fange ich es an? Sonnenklar war die Einsicht, daß die Übergabe an Jesus das einzig Richtige war.«

Heinrich Kamphausen hat vielen einen Dienst der Seelsorge getan. Er konnte dabei gelegentlich scharf werden, wenn es nötig war. Aber viele haben es erfahren und bezeugt, wie zart und mutmachend er mit denen umging, die in echten Fragen und Nöten waren. Er hat einen sehr ausgedehnten Briefwechsel geführt. Darüber urteilt ein Kenner: »Kamphausens Briefe waren Dokumente hilfreicher und seelsorgerlicher Liebesmühe um den Bruder und die Schwester, vorbildlich im Eingehen auf die Einzelheiten.«

Ein wichtiger Teil des Dienstes unseres Bruders war seine Mitarbeit in den Missionszelten des Jugendbundes. Eine Erinnerung daran, die für viele steht, sei wiedergegeben: »Den Evangelisten Heinrich Kamphausen erlebte ich, als er in seinen besten Mannesjahren stand. Es war in einem Großzelt, das 1924 oder 1925 auf dem Polizeisportplatz des Berliner Wedding aufgestellt war. Es war ihm gegeben, klar und nüchtern, herzandringend und verständlich für jedermann die Menschen anzusprechen. Es haftete seinem Dienst ein starker Zeugnischarakter an. Das war auch an der Wirkung jenes Abends zu spüren: kommunistische Jugendliche drängten nach vorn und bestürmten den Redner mit ihren Fragen . . . Die Weite

seines wissensmäßigen Horizontes mag einen gewissen Anteil an der starken Wirkung und dem geschenkten Segen gehabt haben.«

Neben der Evangelisation und Seelsorge kümmerte sich Heinrich Kamphausen auch um die Schulungsarbeit im Deutschen EC-Verband. So sehr es ihm darum ging, daß Jugendbundleiter und andere Mitarbeiter mit den Arbeitsformen des Werkes vertraut waren und sie innerlich bejahten, so lag ihm doch noch mehr am Herzen. Er hat dieses einmal in den Not- und Kampfjahren des Dritten Reiches folgendermaßen formuliert: »Es kommt bei der Reichsschulungsarbeit (so volltönend hieß das damals!) nicht zu allererst auf das getreue und ständig nötige Nachgehen in der Einzelerziehung des EC-lers in Gruppenarbeit, Bibelkunde, Ortsorganisation und Mission usw. an, sondern auf die Schlachtübersicht und Generalorientierung über die Zeit- und Kampfplage unserer gesamten EC-Bewegung vom Worte Gottes aus.«

Heinrich Kamphausen trug in einer originellen, eigeprägten Weise Sorge um den geistlichen Standort des Gesamtwerks und des einzelnen EC-lers. Er hatte Angst um die Leute, die alles »richtig« und »korrekt« zu machen versuchten, in denen aber kein missionarisches Feuer und keine wirkliche Hingabe mehr brannte. Hören wir einige seiner kühn und bilderreich ausgesprochenen Gedanken:

»Wenn nur der Mut zum Begehen von Fehlern und Dummheiten im Namen Gottes wieder getrost kommen möchte! Es wäre das Zeichen dafür, daß der Geist der Einfalt und Demut wieder ›Lebensübungen‹ flott werden läßt, das Frömmer- und Klügerseinwollen aufhört, sowohl im persönlichen Gelten wie auch im Leisten. Nichts ist widerlicher und lebens- und liebetötender als der Richtigkeitsdünkel, der alles, was er nur tut und sagt, steril macht. Ja, die ›zweite Generation‹ hat den Vorzug, alles ›richtiger‹ zu machen als wir einst in unserer rührenden Naivität und Tolpatschigkeit. Wenn sie bloß nicht so kühl und langweilig im Worte Gottes und nicht so zeugnisunfähig wäre! Allgemach wird der erweckliche Angriff auf Menschenherzen zur Apologetik, und es wird doziert statt gezeugt. – Die ›zweite Generation‹ hat noch andere Vorzüge: Sie hat auch viele ›Führer‹, Prediger, Diakone und Diakonissen, die ihr ›die Jugendbundstunde halten‹ (!!!), sie weiden, betreuen und schützen. Ist sie nicht fein versorgt? Man kommt sich wie ein Findelkind vor, das hinterm Zaun irgendwie sich durchgehungert hat, und wie ein wild gewachsenes Waislein, wenn man dieses ›Pensionat‹ sieht und leider aus der ›wilden‹ ersten Generation stammt. Wenn bloß das selbständige Glaubensleben und das Erstehen von

stoß- und feuerfesten EC-Führercharakteren nicht so rar geworden wäre!«

Es geschah in Hannover und Berlin

Wir wollen Heinrich Kamphausen noch weiter zuhören. Aber jetzt soll es ein ganz anderes Thema sein, das er anspricht. Wir wollen ihn als Erzähler kennenlernen, der ein dramatisches Erleben aus der EC-Zeltarbeit des Sommers 1935 berichtet:

»Zweifellos brachte die letzte Zeltarbeit in Hannover den Höhepunkt sowohl äußerer Krisen als innerlicher Durchbrüche. Mit Zittern und Beben war unsere längst zertrümmerte Zeltleinwand durch den Sommer hindurch immer wieder mühsam aufgezogen und zugepackt worden. Jetzt aber sollte gerade zur Eröffnung der letzten Arbeit auf dem schönen Schützenplatz eine neue Prüfung kommen. Zwei Tage vorher riß der Sturm eine große Zeltbahn aus unserem Dach heraus, so daß einige Brüder dem morschen Zeltdach nicht mehr zutrauten, die letzten Wochen hindurch standzuhalten. Sie hätten die Vorträge am liebsten in die Kirche verlegt. Nach stattgefundener Reparatur begann aber eine tiefgesegnete Zeit von zehn Tagen ungestörter Verkündigung im vollen Zelt, bis die Katastrophe wiederkehrte. An einem stürmischen Nachmittag schien es, als ob der Orkan das Zelt völlig vernichten wollte. Ein großer Teil des Zeltdaches war herausgerissen, und an Ausbesserung war nicht mehr zu denken. Was machen?

Wir versuchten es mit dem ›Dennoch‹ des Glaubens. Die Versammlungen wurden, was noch nie vorgekommen ist bei unserer zwölfjährigen Arbeit, einfach unter teils freiem Himmel im Zelt weiter gehalten, so daß Mond und Sterne die stets treu lauschende große Menge grüßten, aber auch – ›am letzten Tag, der am herrlichsten war‹ (Joh. 7, 37) – ein furchtbares Gewitter mit Wolkenbruch die Versammlung in die Feuer- und Wassertaufe nahm. An Weiterreden war nicht zu denken. Posaunenchöre spielten unter Krachen und Regenströmen. Die Massen drängten in die noch trockenen Stellen des Zelttes hinein, Redner und Chöre regneten durch und ermutigten die treuen Zuhörer, deren Füße im Dauerfußbad standen. So wurde Gottes Lob im Gewitter verkündigt. Keine Spur davon, daß zwei Stunden später in der Abendversammlung aus begreiflichen Gründen der Besuch etwas geringer gewesen wäre! Um 8 Uhr war das noch von Regenlachen angefüllte Zelt wieder überfüllt. Und der Herr sprach in dem Thema ›Endstation, alles aussteigen!‹ seinen großen Generalappell aus, dem in der ergreifenden

Nachversammlung viele, viele auch folgten. Reife Männer und frische Soldaten, Arbeitsdienstleute, Kaufleute und Arbeiter, Frauen, Mädchen und Mütter erhoben die Hand, um dem Erlöser der Welt die Ehre zu geben und ihr Leben völlig in seine Hand zu legen.«

Die Opfer der Missionsfreunde ermöglichten es, daß für das Zelt ein neues Dach angeschafft wurde. Mit einer glänzenden weißen Leinwand trat es 1936 wieder auf das Kampffeld. Der Höhepunkt wurde die »Teilnahme« an den Olympischen Spielen in Berlin. Nicht gern gaben die Behörden des Dritten Reiches die Erlaubnis, daß anlässlich dieses großen sportlichen Ereignisses ein Missionszelt aufgebaut wurde. Sie taten es, um vor dem Ausland den Schein der Religionsfreundlichkeit zu wahren. Vierzehn Tage lang lief darin ein großes Kundgebungs- und Festprogramm ab. In der ersten Woche beteiligten sich die evangelische Kirche, die Allianz, die Freikirchen, der EC, der CVJM und die Innere und Äußere Mission. Es folgte die »Woche der Nationen«, in der auch ausländische Brüder – darunter Sportler – ein Christuszeugnis ablegten. Für den Sonntag, den 16. 8., lautete das Programm: »Große Schlußversammlung des Evang. Olympia-Zeltdienstes. Redner: P. Lic. Brandenburg, Berlin, Olympia-Zeltleiter Heinrich Kamphausen, Berlin.« – Was den Reichtum seines Lebens ausmachte: das »selige Unterwegssein für Jesus unter alt und jung«, hier konnte es unser Bruder in einer ganz besonderen Lage – abgetrotzt der Christusfeindschaft der braunen Machthaber – praktizieren. Kein Wunder, daß er bis an sein Lebensende immer gern davon erzählt hat.

Freundschaft mit Ernst Christoffel

Verbundenheit mit dem EC – das hat über alles andere das Leben und Wirken von Heinrich Kamphausen geprägt. Aber sein weiter und wacher Geist ist auch andern Werken des Reiches Gottes zugewandt gewesen. So war z. B. mit dem Diakonissen-Mutterhaus Salem in Berlin-Lichtenrade ein herzliches Freundesband geknüpft. Dazu trug schon die räumliche Nähe bei; denn unser Bruder hatte seinen Wohnort in demselben Berliner Vorort, in dem das Mutterhaus daheim war.

Einer Freundschaft aber muß noch besonders gedacht werden: derjenigen, die Heinrich Kamphausen mit Ernst Christoffel, dem Gründer der Christlichen Blindenmission im Orient (heute: Christoffel-Blindenmission) verbunden hat. Die beiden kannten sich schon von ihrer gemeinsamen Jugendheimat in Rheydt her. Dort hatte Christoffel als Folge einer Jugenderweckung den örtlichen

Jugendbund für entschiedenes Christentum gegründet, und Heinrich Kamphausen war Mitglied geworden. Damit begann eine fünfzigjährige Freundschaft. Sie hat beiden Männern viel bedeutet.

Als der »Hairik« (= »Väterchen«, wie Christoffel liebevoll-vertraulich genannt wurde) am 23. 4. 1955 in Isfahan in Iran heimgegangen war, hat ihm Heinrich Kamphausen einen warmherzigen Nachruf gewidmet. Darin heißt es: »Der Unterzeichnete hat Gelegenheit gehabt, mit seinem Freunde Ernst J. Christoffel schon während seiner Studentenjahre bis zu seinem Heimgang in Iran in selten unmittelbarer Nähe zwar, aber doch in einem steten ununterbrochenen Händereichen über alle Entfernungen hinweg verbunden gewesen zu sein. Er erlebt mit ihm erinnerungsmäßig seine Ferien im heimatlichen rheinischen Jugendbund, in köstlichen Gesprächen, wo der ältere dem jüngeren Freunde eine Art männliches Vor- und Leitbild bedeutet, dessen Wesen sich unwillkürlich dem Siebzehnjährigen tief einprägt. Dabei fehlen auch nicht ernste Warnungen und Zurechtweisungen, die der Reifere dem Jüngeren zum Segen gibt.«

Christoffels tiefstes Wesen und Wollen hat Heinrich Kamphausen in jenem Nachruf in die Worte gefaßt: »Er war der Missionar, der seinen Mund immer auftrat für die Stummen und Unmündigen – er war dazu geboren!« Kamphausen war dem Werk der Blindenmission allezeit herzlich verbunden. Er hat zum Vorstand gehört und ist zuletzt Ehrenvorsitzender gewesen. Er hat in kritischen Zeiten, die dem Werk nicht erspart geblieben sind, diesem unbeirrt die Treue gehalten und nach besten Kräften zu raten und helfen versucht. Darum wird auch in der heutigen Christoffel-Blindenmission in Dankbarkeit an Heinrich Kamphausen gedacht.

Arno Pagel

Heinrich Stöckle



Geb. 10. 5. 1885 in Wössingen bei Bretten/Baden. Ausbildung als Maschinenschlosser und -techniker. 1909–1913 auf der Predigerschule St. Chrischona. 1913–1924 Prediger des »Evangelischen Vereins für innere Mission Augsburgischen Bekenntnisses« in Mannheim. 1924–1955 Inspektor des Verbandes, drei Jahre wohnhaft in Karlsruhe-Durlach, dann wieder in Mannheim; dort zugleich Leitung der Stadtmission. Gest. 4. 12. 1961.

Die Jahre bis 1913

Heinrich Stöckle wuchs mit acht Geschwistern in einem frommen Elternhaus auf. Der Vater war Schreinermeister und Bauer. Er hielt sich zur Gemeinschaft des Evangelischen Vereins für innere Mission und hat auch seine Kinder darin eingeführt. Der Lieblingswunsch des begabten Heinrich, Lehrer zu werden, ließ sich – wegen des Überflusses an Lehrern in der damaligen Zeit – nicht erfüllen. So wurde er Maschinenschlosser und hat sich in der »Großherzoglichen Baugewerkschule« in Karlsruhe zum Maschinentechniker weitergebildet.

»Eine heilige Erregung« – so Heinrich Stöckles eigene Worte – erfaßte ihn am Tag seiner Konfirmation. Doch hielt dieses Gefühl nicht lange vor. Er war vielmehr bald auf dem besten Wege – so stellte es sich später in seiner Erinnerung dar –, »ein recht oberflächlicher Weltmensch zu werden«. Wie ihn dann Gott auf seinen Weg herumgeholt hat, soll er uns selber erzählen:

»An einem Montagmorgen, es war der 13. Oktober 1902, verunglückte ich im Geschäft, indem ich mir den rechten Fuß vollständig verbrühte und daraufhin volle 15 Wochen das Bett hüten mußte. Dies war eine lange Zeit zum Nachdenken, doch nicht zu lange, gerade lang und schwer genug, um in mir den Entschluß reifen zu lassen, der Welt zu entsagen und dem Heiland nachzufolgen. Als dann mit des Herrn Hilfe mein Fuß wieder vollständig geheilt war und

ich im April 1903 wieder gehen konnte, kam ich durch des Herrn Gnade dazu, in meinem Heimatort Wössingen in den bestehenden Männer- und Jünglingsverein einzutreten. Dort wurde ich mit Gottes Wort so recht bekannt und fing an einzusehen, daß ich ein verlorener Sünder war und blieb, wenn ich nicht Jesu Gnade annehmen würde. Bald durfte ich meine Sünden wirklich erkennen, sie unter das Kreuz bringen und Jesu Gnade annehmen.«

In der geistlichen Keuschheit, die Heinrich Stöckle eigen war, hat er von diesem seinem heiligem Erleben mit Gott öffentlich kaum je gesprochen. Er ließ die Menschen aber nie im unklaren darüber, daß es für jeden notwendig ist, wirklich einmal einen Anfang mit Gott zu machen. Doch wußte und bezeugte er in großem Ernst: »Gläubigwerden ist eine Totenauferweckung, die nur Gott wirken kann.«

Fortan war Heinrich Stöckle ein eifriger Mitarbeiter im »Jünglingsverein« und in der »Soldatenpflege«. Doch immer mehr stellte sich ihm die Frage, ob auf die Dauer ein »Doppelberuf« als Maschinentechniker und als Helfer in der Reichgottesarbeit möglich sei. Schließlich hieß seine Entscheidung: »Nach anhaltendem Gebet entschloß ich mich dazu, mich in die Anstalt St. Chrischona zu melden, um dem Herrn mit allen meinen Kräften in irgendeinem Zweig . . . zu dienen.« Er blieb in der bekannten Predigerschule von 1909 bis zum Juli 1913. Dort erfuhr er eine sehr gründliche Ausbildung und lernte neben den theologischen Fächern Griechisch und Hebräisch, Französisch und Englisch.

Der Stadtmissionar

Das Komitee von St. Chrischona entschied nach Heinrich Stöckles Einsegnung, er solle im »Evangelischen Verein für innere Mission Augsburger Bekenntnisses« in Baden sein Dienstfeld finden. Dieser erste Platz blieb auch sein einziger! Von 1913 bis zu seinem Heimgang im Jahre 1961 hat er dort in großer Treue und unter dem göttlichen Segen gedient, auch noch im »tätigen Ruhestand« nach 1955.

Es war ein Jahr vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, als er seine Arbeit in einem Arbeiterviertel der Großstadt Mannheim begann. Am Anfang ging es durch große Tiefen. Starke Schatten lagen über der noch sehr jungen Arbeit. Ein Vorgänger hatte im Dienst Schiffbruch erlitten. Der nächste Stadtmissionar war trotz eines treuen Einsatzes den Anforderungen nicht gewachsen gewesen. Wie würde es mit dem achtundzwanzigjährigen Heinrich Stöckle werden?

Mit wachem Geist begabt, voll innerlicher Wärme und mit großer Hingabe brachte er eine klare Botschaft des Evangeliums. Die Wirkungen blieben nicht aus. Es gab manche Scheidung der Geister, aber es fielen noch mehr klare Entscheidungen für Jesus. Der Kriegsausbruch 1914 brachte viele Herzen in Bewegung. Schon die Buben und Mädchen in den Kinderstunden kamen unter den Zug des göttlichen Geistes und wurden still und voll inneren Fragens. Ganz besonders nahm sich Heinrich Stöckle der männlichen Jugend an. Die Brunnenstube dieser Jugendarbeit war die Weißkreuzstunde am Sonntagmorgen mit Wortauslegung, Behandlung und Deutung der brennenden Zeitfragen und Gebetsgemeinschaft auf den Knien. Für die wöchentliche Männer- und Jünglingsstunde mobilisierte der junge Stadtmissionar seine junge Mannschaft zum unermüdlichen Einladen und Herbeischleppen von Arbeitskollegen und andern, die dem Evangelium fernstanden. Es war eine Blütezeit des missionarisch-geistlichen Lebens. Mehr und mehr wuchs die Schar der bewußten Nachfolger Jesu Christi.

Trotz der nicht kleinen Schar, die sich um ihn sammelte, war Stöckles Seelsorge immer persönlich. So fuhr er z. B. im letzten Kriegsjahr 1918 einmal über 400 km mit der Bahn, um nach einem jungen Soldaten zu sehen und ihn vor dem Fronteinsatz zu stärken und zu trösten.

Ein Stück Segensgeheimnis lag in seinem Ringen um echte Demut. Einst geschah es, als er durch vielfältigen Dienst überreizt war, daß ihm heftige Worte unterliefen. Das ließ ihm keine Ruhe. Er mußte die Sache bereinigen. Bedrückt suchte er den viel jüngeren Bruder auf und bat ihn herzlich um Vergebung und um neues Vertrauen.

Nach fünf Jahren seines Dienstes fand die blühende Gemeinschaftsarbeit in Mannheim ein schönes Haus in der Neckarstadt, das auch Raum für die verschiedenen Kreise der Kinder- und Jugendarbeit bot. Vier Jahre später konnte Heinrich Stöckle auf dem gleichen Grundstück einen großen Gemeinschaftssaal mit mehreren Nebenräumen mit insgesamt 500 Sitzplätzen einweihen.

Der Dreiunddreißigjährige fand 1918 seine ihn prachtvoll ergänzende Lebensgefährtin. In feiner Zurückhaltung, mit klarem, festem Wesen und praktisch ordnenden und helfenden Händen stärkte sie ihn, nahm ihm manche Lasten ab und verstand es, ihn aufzumuntern. Sie wurde später einmal schwer krank und war für Jahre fast arbeitsunfähig. Doch aus dem dunklen Tal führte der Herr sie wieder heraus und schenkte volle Genesung. Zwei Töchter und drei Söhne wurden den Eltern geschenkt.

Als nach dem Ersten Weltkrieg der revolutionäre Geist sich in tiefen moralischen Einbrüchen austobte, erlebte Mannheim eine spürbare Erweckung. Die Arbeit wuchs ständig. Zuletzt waren fünf Stadtmissionare tätig. An jedem Montagmorgen kamen sie zur Bibelbetrachtung und Gebetsgemeinschaft zusammen. Von diesen Arbeitsgemeinschaften ging ein reicher Segen aus.

Eine große Arbeitsfülle lag auf Heinrich Stöckle. 300 Kinder besuchten die Sonntagschule, 50–60 junge Männer und noch mehr junge Mädchen die Jugendstunden. Dazu kam der angespannte Dienst am Wort auch in den Vororten Mannheims. Da gab es manche Nöte, Enttäuschungen, stille Kämpfe und manchmal auch Mangel an geistlicher Vollmacht. Stöckle zitterte vor der Gefahr der Verflachung und Routine. Er suchte brüderliche Hilfe. Oft fand er sich am Samstagabend bei einem jüngeren Bruder ein, schüttete sein Herz aus und flehte in ernstem Gebet um neue Segenzuflüsse.

Die »bösen Mannheimer Buben«

Auf dem Höhepunkt der Arbeit, aus der eine Reihe junger Menschen in die vollzeitliche Reichgottesarbeit eingetreten sind, erreichte Heinrich Stöckle der Ruf in die Leitung des Gemeinschaftsverbandes als Inspektor. Mit ganzer Kraft widmete er sich von Karlsruhe-Durlach aus der neuen Aufgabe. Wenige Jahre später führte ihn jedoch sein Weg wieder nach Mannheim zurück. Von nun an hatte er eine anstrengende Doppelaufgabe. Neben seiner großen örtlichen Arbeit machte er viele Reisen und diente den Gemeinschaften hin und her im Lande mit Monatsstunden und Bibelwochen. Sein herzliches Verhältnis zu »seinen« jungen Männern, überhaupt zur Jugendarbeit blieb erhalten. In seiner oft etwas schwernehmenden Art war Stöckle nicht der Jugendprediger, der immer neue Späße auf Lager hatte. Er war der Führer der jungen Leute im besten Sinne des Wortes, er war ihr Seelsorger. Einer seiner »bösen Mannheimer Buben«, wie er sie scherzhaft nennen konnte, der inzwischen zur älteren Generation gehört, schreibt: »Bruder Stöckle ist für uns unvergeßlich. Seine tiefgegründeten, vom Geist gewirkten Predigten prägten unser junges Leben. Ich muß gestehen, wir haben es ihm mit unserer forschen Art nicht leicht gemacht. Aber er liebte seine Jungen über alles und mit väterlicher Liebe. Als junger Mann war ich etliche Male zur Seelsorge bei ihm. Eine wunderbare Stille lag in diesem Raum . . . Seine liebe, dem anderen vertrauende Art löste in mir alle Schranken. Es mußte alles in mir geoffenbart werden, was vor Gott nicht bestehen kann.

Mit einem Gebet ging ich gestärkt nach Hause . . . Fröhlich zog ich meine Straße . . .«

Heinrich Stöckle war immer für seine Jungen da, er freute sich herzlich an ihren Späßen und ihrem harmlosen Schabernack. Er konnte Tränen lachen. Aber immer blieb er der »Meister«, wie sie ihn scherzhaft unter sich nannten.

1922 hatte er – wie schon erwähnt – einen großen schönen Saal für die Stadtmissionsarbeit in Mannheim-Neckarstadt gebaut. Pult und Harmonium standen auf einem größeren Podest. Darüber war das Christusmonogramm »IHS« angebracht. Es muß nach 1927 gewesen sein, da fragten die »bösen Mannheimer Buben«, was diese Buchstaben bedeuten sollten. Heinrich Stöckle antwortete wahrscheinlich: »Viele sagen: Jesus – Heiland – Seligmacher.« Darauf prompt die Buben: »Wir haben geglaubt: Inspektor Heinrich Stöckle!« – Nach kurzer Zeit waren die Buchstaben übermalt. Das war eine Predigt von Heinrich Stöckle ohne Worte!

Mit dem Jahre 1933 brach eine große Bewährungsprobe an. Es ging durch Sichtungszeiten. Wie entscheidend wichtig wurde jetzt der Orientierungsdienst durch das Wort der Bibel in der Großstadt wie im Lande! Da die organisierte Jugendarbeit im nationalsozialistischen Staat unter hartem Verbot stand, richtete Stöckle mit den mitarbeitenden Brüdern eine zentrale Jungmänner-Bibelstunde ein. Einige wenige ließen sich vom Geist des Dritten Reiches verleiten. Doch die seelsorgerliche Wortverkündigung und die biblische Zeitorientierung half damals 40–50 jungen Männern zu einem klaren Standpunkt. Noch nach 30 Jahren dankten es viele ihrem Inspektor, wie richtig und entscheidend seine Hilfe aus dem Worte Gottes war.

Um einer späteren Mitarbeiter- und Verkündigernot vorzubeugen, sammelte Heinrich Stöckle damals eine Anzahl Brüder zu einer theologischen Schulung mit Einführung in das neutestamentliche Griechisch. Die Frucht zeigte sich nach dem Zusammenbruch, als aus dieser Schar etliche für den Dienst am Wort zur Verfügung standen.

Inspektor und Bruder

Wie Heinrich Stöckle seinen Dienst als Inspektor eines großen Gemeinschaftsverbandes auffaßte und durchführte, darüber wollen wir jetzt aus berufener Feder noch etwas mehr hören. Wir bringen Auszüge aus einem Nachruf, den der langjährige Vorstand des Vereins für innere Mission Augsburgerischen Bekenntnisses, Pfarrer

Wilhelm Beck, anlässlich des Heimgangs von Heinrich Stöckle geschrieben hat:

»Wer in einem Reichgotteswerk an eine Stelle berufen wird, wo es die Verantwortung für das ganze Werk mitzutragen gilt, steht unter einer sehr ernsten Last, sofern er seinen Auftrag und seine Berufung von Gott her nimmt und mit ganzem Ernst erfaßt. Zur Aufgabe des ›Inspektors‹ gehört es auch, daß er sich um die vielen Mängel und oft recht ungeistlichen Verhältnisse der einzelnen Gemeinschaften kümmert, ernst und offen darauf hinweist und zur Besserung zu helfen sich bemüht. Das ist keine einfache Sache und kein leichter Dienst, weil man gar oft auf rechthaberische Ablehnung stößt. Es dürfen aber solche Nöte im Gebet vor den Herrn gebracht und dauernd vor ihm bewegt werden. Der Gebetsumgang mit dem Herrn hält die bedrückte Seele aufrecht.

Wer Bruder Stöckle näher kannte, weiß, daß er ein empfindsames Gemüt und eine etwas schüchterne Naturanlage hatte. Wie mag er darum je und je schwer an seinem Inspektorat getragen haben! Aber er hat gelernt, vor dem Herrn zu stehen und auf dessen Wink zu achten. Sein Beten war oft geradezu ein Seufzen zum Herrn, ein Zeichen dafür, wie stark ihn innerlich die Verhältnisse, in die er hineinsah, und die persönlichen und sachlichen Angelegenheiten, mit denen er sich zu beschäftigen hatte, bewegten.

Ein enges Vertrauensverhältnis bestand zwischen Bruder Stöckle und den Predigerbrüdern. Er war für sie nicht zuerst ›Inspektor‹ als vielmehr ›Bruder‹, der sich wahrhaft brüderlich und verständnisvoll auch ihrer familiären Angelegenheiten annahm, der sich freute mit den Fröhlichen und weinte mit den Weinenden. Er war der Mann ihres Vertrauens und oftmals ihr Seelsorger . . . Was wohl allen, die ihn näher kennenlernen durften, besonders in seinen letzten Lebensjahren recht eindrücklich wurde, war seine starke Verinnerlichung des Dienstes der am Worte Dienenden. Wie manches Mal hat er das Wort eines Gottesmannes angeführt: ›Mein Ruhen in Jesus ist mein größtes Tun.‹ Unter diesem ›Ruhen‹ verstand er das Stillehalten der zubereitenden Zucht des Geistes . . .

Christozentrisch gestaltete Bruder Stöckle die vielen Referate, um die er häufig gebeten wurde und für die ihm viele Brüder dankbar sind. Ob er solche im kleinen Kreis der Reisepredigerkonferenzen oder im großen Kreis des Landesbrüderrats hielt – man merkte es seinen Ausführungen an, mit welcher Treue er sich vorbereitet hatte und wie sehr es ihm darum ging, einen wirklichen, wahrhaft geistlichen Dienst damit zu tun.«

Das zuletzt genannte Kennzeichen der Treue wird durch einen andern theologischen Freund von Inspektor Stöckle, Dekan Urban aus Bretten, bestätigt: »Auf eine gründliche, aber auch betende Vorbereitung aller seiner Dienste legte er nicht nur für seine Person größten Wert, sondern auch bei den Predigerbrüdern, als er deren Mitältester und Inspektor geworden war. So hat er einmal zu einem Bruder gesagt: ›Wenn ich in eine Predigerwohnung komme und sehe keinen Schreibtisch, dann fehlt mir etwas.«

Nicht zu zählen sind die Versammlungen, die Monatsstunden, die Brüderkonferenzen, die Bibelwochen, die Jahresfeste und Rüsttage, bei denen der »Bruder Inspektor« gedient hat. Über die Grenzen des eigenen Gemeinschaftsverbandes hinaus hat Heinrich Stöckle in manchen Werken der Äußeren und Inneren Mission gelegentlich mitgearbeitet. Er war z. B. mit dem Diakonissen-Mutterhaus in Nonnenweier, dem Diakonissen-Kranken- und Mutterhaus in Mannheim und der Basler Mission herzlich verbunden. Auch in die pfälzischen und hessischen Gemeinschaften rief man ihn zum Dienst.

Auf seine innere geistliche Haltung, die er bei allem, was er tat und sagte, einnehmen wollte, soll noch durch eine kleine Episode Licht fallen: Nach 42jähriger Dienstzeit trat Heinrich Stöckle in den wohlverdienten Ruhestand. Nach der Abschiedsfeier in Mannheim, auf der viele gute Worte über ihn gesagt wurden, sagte ein Bruder zu ihm: »Nicht wahr, es ist doch alles schön im Rahmen geblieben?« Darauf antwortete er: »Es ging gerade noch, mehr hätte ich nicht ertragen.«

Der Vater weiß . . .

Es ist im Verlauf unserer Darstellung auf den beharrlichen und treuen Gebetsdienst von Heinrich Stöckle hingewiesen worden. Wir wollen jetzt noch zwei kurze Auszüge aus längeren Betrachtungen des Heimgegangenen über das Beten hören:

»Wir denken immer nur menschlich, und darum ist auch unser Beten weithin menschlich bestimmt. Wir gleichen auf unserer Lebensreise gar oft dem Wanderer im Tale, der nur sehr wenig überschauen kann. Wir sind kurzsichtig und haben einen sehr beschränkten Horizont. Darum sind auch unsere Bitten manchmal entsprechend kurzsichtig, und darum bitten wir oft wie kleine Kinder um törichte Dinge, die, wenn sie uns gegeben würden, uns nur Schaden brächten. Der Vater weiß, was wir bedürfen. Er übersieht nicht nur ein kurzes Stück Weges, wie ein Wanderer im Tale. Er übersieht alles,

unseren ganzen Weg bis ans Ziel, und darum gibt er uns nach unseren wirklichen Bedürfnissen das, was uns im Blick auf die Zielerreichung nötig ist.

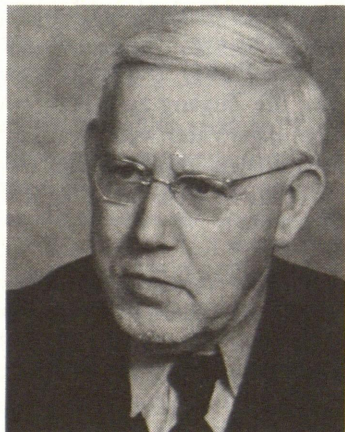
Das kann nur er, dessen Gedanken höher sind als unsere Gedanken, der uns aber sagen läßt: ›Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe: Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Endziel, das ihr erwartet‹ (Jer. 29, 11). Darum geht es also im Gebetsleben der Kinder Gottes, die Zugang zum Herzen des Vaters haben, daß uns bewußt bleibe: ›Der Vater weiß, was ich bedarf. Vor ihm lasse ich alle meine Anliegen kund werden.‹ – ›Dann wart ich still, sein Wort ist ohne Trug. Er weiß den Weg für mich, das ist genug.‹«

»Priesterliche Beter, wie Gott sie sucht, haben Zeit für Gott. Es sind Menschen, die Gott besuchen kann. Es geht hier nicht darum, Zeit zu haben für Gott, um für ihn zu wirken, für ihn zu arbeiten, was ja heute in allem und bei allem an erster Stelle steht. Priesterliche Beter haben Zeit für Gott, wenn er sie besuchen will, wenn er zu uns kommen will, um zu uns zu reden in seinem Wort, uns tiefer hineinführen will in seine Gedanken, wenn er uns offenbaren will ›das Geheimnis seines Willens . . .‹

Der Feind Gottes und seiner Gemeinde tut alles, damit priesterliche Beter nicht werden und reifen, damit Gott in gerichtsreifen Zeiten solche Beter, die sein Gerichtshandeln noch aufhalten können, nicht findet. Er jagt die gläubigen Christen zur Arbeit, zum Wirken für den Herrn in einem Tempo, daß sie keine Zeit mehr haben für das eine, was not ist, für stilles Empfangen, wenn der Herr bei ihnen einkehren will. Dann gibt es Gemeinden ohne den Herrn, Gemeinden, die sich nach ihm nennen, aber er steht vor der Tür. Das ist die große Not! Daß bei uns doch aus dem inneren Empfangen aus der Fülle Gottes ein Gott wohlgefälliger Priesterdienst erwacht!«

Fritz Gerlinger und Arno Pagel

Paul Tegtmeyer



Geb. 9. 8. 1886 in Hannover. 1906–1911 Studium der Theologie in Halle an der Saale und Bern. 1912–1921 Pastor in Wybelsum/Ostfriesland. 1921–1923 Lehrer an der Volkshochschule »Lindenhof« in Bethel und Sekretär des Gnadauer Verbandes. 1923–1954 Vorsteher der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth in Bethel. Gest. 30. 1. 1967.

Mitten unter den Brüdern

Auf dem Friedhof in Bethel haben Vater und Mutter Tegtmeyer inmitten der Gräber der Nazareth-Diakone ihre letzte irdische Ruhestätte gefunden. Damit ist Paul Tegtmeyers Wunsch erfüllt worden: »Mein Grab soll mitten unter den Brüdern sein und nicht anders gestaltet werden als die Gräber der Nazarethleute. Der Hirte Nazareths möchte inmitten der schlafenden Herde auf den kommenden Erzhirten warten.« Auf der großen Steinplatte, die beide Gräber verbindet, liest man unter seinem Namen den Satz aus Johannes 4, 50: »Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin.« Der Heimgegangene hat diesen Vers sehr geliebt und von ihm gesagt: »Das Wort drückt am besten die große Gnade aus, die mir in meinem Leben und Dienst widerfahren ist.«

»Er tut alles fein zu seiner Zeit«

Unter diesem Wort aus dem Buch des Predigers Salomo (3, 11) hat Paul Tegtmeyer gern sein Leben überschaut und zusammengefaßt. Über dem Tag seiner Geburt stand die Losung aus Hiob 33, 29ff.: »Siehe, das alles tut Gott zwei- oder dreimal mit einem jeglichen, daß er seine Seele zurückhole aus dem Verderben und erleuchte ihn mit dem Licht der Lebendigen.« Vier Tage später wurde er an den Särgen seiner beiden Brüder getauft. Über seinen Tauftag setzte er später das Wort aus 5. Mose 32, 10: »Er fand ihn in der Wüste, in der dürren Einöde, da es heult.« Der Vater war Eisenbahner und wurde mehrfach versetzt. Daher kam es, daß Paul seine Kindheit teils in

Hannover, teils in Osnabrück und Emden verlebte. In seiner Gymnasiumszeit schloß er sich dem Schülerbibelkreis (BK) an, der ihm ein gutes Lebensfundament gab. In der Rückschau sah er das Wort von Sören Kierkegaard über diesen Jahren leuchten: »Daß Gott auf mich sah, das machte, daß ich auf Gott sehen mußte.«

In der Zeit des Studiums wurde Professor Martin Kähler sein großer Lehrer, den er sein Leben lang verehrte. Aber noch zwei anderen »Lehrern« in Halle verdankte er viel. Zwei Nazareth-Diakone aus Bethel verrichteten einen gesegneten Dienst in der Stadtmission und in der Blau-Kreuz-Arbeit. Das war Paul Tegtmeyers erste Berührung mit der männlichen Diakonie, die später seine Lebensaufgabe wurde. Ein Wort des Kirchenvaters Augustin gibt die besondere Bedeutung der Studienzeit an: »Wir erkennen nicht, damit wir glauben. Aber wir glauben, damit wir erkennen. Bete tapfer, daß Gott dir Erkenntnis gebe.«

In Tegtmeyers ostfriesische Kirchengemeinde Wybelsum begleitete ihn seine Frau Maria geb. Immer. Daß sie ihm zugeführt wurde, das war für ihn ein ganz besonders eindrücklicher Beweis dafür, daß Gott »alles fein zu seiner Zeit« tut. Sie war ihm in 49 Ehejahren geliebte Gefährtin und getreue Mitarbeiterin und Mitstreiterin. Die Landgemeinde an der Nordsee, in der sie einen geistlichen Aufbruch erlebten, haben die beiden ihr Leben lang geliebt. Sie haben oft von den weiten Marschen, den Weiden mit den Schafherden und den stillen, kernigen Menschen erzählt. Paul Tegtmeyer benutzte in seinen Predigten gern Bilder und Erlebnisse aus Ostfriesland zur Veranschaulichung. So stellte er uns einmal die Zehn Gebote als Deiche um die Völkerwelt dar und berichtete von einem Deichbruch, der durch ein Mäusenest entstanden war. Wie deutlich wurde es uns da, daß auch nur kleine Einbrüche in die Ordnungen und Gebote zu großen Katastrophen im persönlichen Leben und im Schicksal der Völker führen können!

1921 zogen Tegtmeyers von Wybelsum nach Bethel in die von Bodelschwinghschen Anstalten, wo P. Tegtmeyer den Dienst als Lehrer an der Volkshochschule »Lindenhof« und als Sekretär des Gnadauer Gemeinschaftsverbandes übernahm. Dem Ruf nach Bethel ging eine längere Geschichte voraus. Eine Verbindung nach dort bestand schon einige Zeit. In den Hungerjahren nach dem Ersten Weltkrieg waren manche Gaben an Lebensmitteln aus den Marschdörfern an der Nordsee nach Bethel gesandt worden. Boten des Evangeliums kamen als Gegengabe nach Ostfriesland, unter ihnen Pastor D. Walter Michaelis, Dozent an der Theologischen Schule in

Bethel und Vorsitzender des Gnadauer Verbandes. Er war mehrmals im Pfarrhaus in Wybelsum eingekehrt und hatte den jungen dynamischen Amtsbruder kennengelernt. Er hatte gemerkt, daß ein Mann wie Tegtmeyer nicht ein Leben lang in der äußersten Nordwestecke Deutschlands bleiben konnte und durfte.

Der Abschied aus der Bauerngemeinde war schwer: »Es war ein Losreißen, bei dem jedes Würzelchen des Lebensbaumes blutete und tropfte.« Doch in der Rückschau lautete das Bekenntnis: »Heute müssen wir sagen, daß es lauter Wunderwege unseres Gottes waren.« Der Einzug am neuen Wohn- und Wirkungsort versetzte die Bethelbewohner in großes Staunen, denn der Pastorenfamilie folgte nach einigen Tagen eine ganze Familie von Haustieren, von der man sich nicht trennen wollte.

Ein wichtiges Gespräch auf dem Friedhof

Nur eineinhalb Jahre hat Pastor Tegtmeyer am »Lindenhof« gewirkt. Da traf ihn der Ruf in das Vorsteheramt der Westfälischen Diakonenanstalt Nazareth. Das Werk bestand gerade 46 Jahre, als es in eine Krise geriet. Der Erste Weltkrieg hatte nicht nur große Lücken in die Reihen der Brüder gerissen, sondern man war durch die langen Kriegsjahre auch einander fremd geworden. Die Wirtschaftslage war besorgniserregend. Dazu stellte die wachsende Not im Volk immer wieder neue, oft schwere Aufgaben an die männliche Diakonie. Nicht zuletzt: Der bisherige Leiter, Pastor Johannes Kuhlo, stand vor seiner Pensionierung. Wo war der rechte Mann, der hier in die Bresche sprang? Pastor Fritz von Bodelschwingh, der Sohn des Gründers und der damalige Leiter der Anstalt Bethel, hatte stets ein gutes Gespür für richtige Mitarbeiter bewiesen. Als er einige Zeit Tegtmeyer in seinem Wirken im »Lindenhof« hatte beobachten können, stand es für ihn fest: Das ist der Mann, den Nazareth braucht.

Bei wichtigen Gesprächen suchte Fritz von Bodelschwingh gern die Stille des Friedhofs. Das geschah auch im Spätsommer 1922, als er Paul Tegtmeyer die entscheidende Frage vorlegte. Dieser sagte nicht spontan zu, sondern wollte erst seinerseits zwei Fragen beantwortet haben:

1. »Ist das Vorsteheramt mehr ein organisatorisches und verwaltungstechnisches Amt?« Bei einem Ja auf diese Frage müsse er ablehnen.
2. »Oder handelt es sich um ein Hirtenamt, das durch Verkündi-

gung, Seelsorge und Unterricht dem Bau der Gemeinde Jesu dienen soll? Dann sei er gern bereit. Der Anstaltsleiter griff meine zweite Frage bejahend auf.« So heißt es in Tegtmeyers Aufzeichnungen.

Am 17. Januar 1923 wurde der neue Vorsteher in der Zionskirche in sein Amt eingeführt. Er predigte über das Jesajawort: »Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit.« Denn das war ihm klar: »Ein Brüderhaus ist ein Ort, wo für die Kriege des Herrn Streiter ausgebildet werden.« 25 Jahre später predigte Tegtmeier an der gleichen Stelle über den Schriftabschnitt Jesaja 61, 1–6. Wer dabei war, wird es nie vergessen, wie er mit seiner klaren, markanten Stimme durch die Zionskirche rief: »Königsbote, sag deine Botschaft fröhlich!« Das war nicht nur das Thema jener Stunde, das prägte seine ganze Verkündigung. O ja, fröhlich hat er die Botschaft gesagt, aber auch mit tiefem Ernst, klar und einprägsam.

Doch kehren wir zurück zum Jahre 1923. Seine Lebensaufgabe lag wie ein weites Feld vor ihm. Er ging darüber und fand fruchtbares Land, das auf die Saat wartete. Und er wurde zum rüstigen Sämann Gottes. Die Saat war gut, die er ausstreute, und der Acker nahm sie freudig auf.

Pastor Tegtmeier hat seine Predigten immer in drei Teile geteilt und über jeden Teil eine Überschrift gesetzt. Wenn wir jetzt seinen wichtigsten Lebensabschnitt im Brüderhaus Nazareth betrachten, der auch eine Predigt war, so wollen wir ihn ebenfalls in drei Teile gliedern.

Der Sämann Gottes

Am Anfang der Tätigkeit stand sicher auch manche Organisations-, Verwaltungs- und Wirtschaftsarbeit, für die Tegtmeier, wie er sagte, keine Gaben hatte. Wenn er sie gemeistert hat – und er hat sie gemeistert –, so hat er sich dafür die Kraft schenken lassen.

Wie Nazareth gesunden konnte, das hatte der neue Vorsteher bald entdeckt. Es galt, einen neuen inneren Zusammenhalt zu schaffen, und den konnte nur der Geist Gottes wirken. »Wir suchten und fanden den Weg zur geistlichen Bruderschaft.« So lesen wir in seinen Aufzeichnungen. Und dann geht es weiter: »Das Wort Gottes fügte uns neu zusammen.«

Es gab genug Gelegenheiten, und neue wurden geschaffen, wo Tegtmeier uns das Wort vollmächtig sagte. Gottesdienste, Andachten, Bibelarbeiten an Brüderabenden und in Freizeiten waren

gesegnete Stunden, von denen man reich beschenkt und gestärkt nach Hause ging. Trauungen, Taufen und Beerdigungen wurden zu Feiern unter dem Worte Gottes.

Jungbrüderfreizeiten in den Jahren 1946–48 werden in meiner Erinnerung lebendig. Es gab in unseren Reihen ein Aufhorchen und Aufwachen, wenn uns Vater Tegtmeyer die Botschaft sagte. An eine Freizeit muß ich besonders denken, in der er uns die »Bekenntnisse des Jeremia« darlegte und wir bis ins Innerste erschüttert wurden, so daß wir darüber Essen und Trinken vergaßen und für den vorgesehenen »gemütlichen Teil« keine Zeit mehr fanden!

Wie wurden uns die großen Zusammenhänge des Glaubens deutlich und die biblischen Gestalten lebendig! Man saß mit Joseph im Gefängnis, lebte mit Noah in der Arche, zog mit Mose durch die Wüste und sah, wie die Frau am Jakobsbrunnen ihren Krug stehenließ. Man wurde in das Passionsgeschehen hineingenommen und begleitete Paulus auf seinen Missionsreisen. Überaus lebens- und gegenwartsnah konnte uns unser Vorsteher die biblische Botschaft darreichen. Bilder und Beispiele waren treffend gewählt, und seine kernige, schlichte Sprache – er benutzte kaum Fremdwörter – drang in tiefste Schichten der Seele.

Die Abendmahlsfeiern vor dem Jahresfest und das Jahresfest selber mit den Einsegnungen wurden zu Höhepunkten im Leben Nazareths. Nicht, daß es das nachher nicht mehr gegeben hätte, aber unter Pastor Tegtmeyer bekamen die Feiern ein besonderes Gepräge. Keine geringe Rolle spielte dabei der geistliche Hunger der Nachkriegsjahre.

Die theoretische Ausbildung der Diakone bekam unter Tegtmeyer eine neue Prägung. Vorher war sie meist neben dem Stationsdienst, also berufsbegleitend, geschehen und somit belastend für die Teilnehmer. Nun wurden die Schüler aus der praktischen Arbeit herausgelöst, hatten Muße für die Ausbildung und wuchsen durch das gemeinsame Leben im Brüderhaus zu einer Gemeinschaft zusammen. Pastor Tegtmeyer gab selbst Unterricht in den wichtigsten Unterrichtszweigen, wie Glaubenslehre, Bibelkunde, Exegese und Homiletik. Er verlangte viel und konnte manchmal aus der Haut fahren, wenn die Mitarbeit der Schüler nachzulassen schien. Aber auch die Unterrichtszeiten waren gesegnete Zeiten der Saat.

Der Hirte

Paul Tegtmeyer hatte lange mit den Hirten in den Marschdörfern

gelebt und ihren Beruf kennengelernt. Aber er war auch bei den Hirten des Alten Testaments in die Schule gegangen. An seinem Sarg wurde bezeugt: »Er war ein Hüter aus der Hirtenschule Jesu. Wie hat er die Hirtengeschichten der Bibel geliebt, sie immer wieder gelesen, vorgelesen, ausgelegt und sie zu leben versucht! Er war ein Freund des Freundes Gottes Abraham. Er ist sozusagen mit den Hirtenfürsten des Alten Testaments auf du und du gestanden und in ihren Zelten ein- und ausgegangen.«

Pastor Tegtmeyer wußte, was er den ihm anvertrauten Menschen schuldig war und hat sie in Wahrheit zum frischen Wasser geführt. Er hat uns den inneren Hunger gestillt, der bei uns genau so groß war wie der leibliche. Der Gehorsam, den er forderte – man möchte solches heute als autoritär abstempeln –, war letztlich das Hörenlernen auf die Stimme des Guten Hirten, Jesus. Daß seine Herde auf dem rechten Wege bleiben möge, war seine große Sorge: »Oft kam ein Schäflein draußen weg, und ich hab's nicht wiederfinden können. Und einmal meinte ich, daß die ganze Herde mir abhanden gekommen sei.«

Was in den letzten Worten fast prosaisch dargestellt wird, hat folgenden traurigen Hintergrund.

Im September 1933 wurde auf der Hundertjahrfeier des »Rauhen Hauses« in Hamburg die Eingliederung der gesamten Deutschen Diakonenschaft in die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei gefordert. Paul Tegtmeyer war einer von denen, die den falschen Weg am deutlichsten erkannten, und protestierte heftig. Er war bereit, sein Amt zur Verfügung zu stellen, wenn es zu dieser Eingliederung kommen sollte. Es war wohl die dunkelste Stunde seiner Dienstzeit, als sich einige Diakone aus der Bruderschaft lösten. Voller Dank konnte er dann jedoch feststellen, daß er die meisten vor dem drohenden Abgrund bewahrt hatte.

Pastor Tegtmeyer hat neben seinem Vorsteheramt in Nazareth noch manch andere Dienste versehen, so beim CVJM, bei der Tersteegenruh-Konferenz in Essen, beim Blauen Kreuz und in der Bekenntnisbewegung »Kein anderes Evangelium«. Über die beiden letzteren Tätigkeiten wird später noch kurz einiges gesagt. Alle diese Dienste muß man unter dem Zeichen des Hirtenamtes sehen. Hören wir dazu noch einmal Paul Tegtmeyer selber: »Auf meinem Schreibtisch steht, von Künstlerhand geschnitzt, das Bild vom Guten Hirten, der ein verlorenes, gesuchtes, gefundenes Schäflein seiner Herde heimträgt in seine Geborgenheit. Es hat mich täglich ge-

fragt: Bist du auch ein guter Hirte, der sucht und rettet, was noch nicht gefunden ist?«

Der Vater

Vielleicht hat es manchen, der nach Nazareth kam, eigenartig berührt, wenn von »Mama und Papa Tegtmeier« die Rede war. Mir jedenfalls ging das so. Aber dann merkte ich bald: Da war wirklich eine Familie, da war Heimat, Geborgenheit.

Man kann sich Gedanken darüber machen, warum nicht *Vater* und *Mutter*, sondern *Mama* und *Papa* gesagt wurde? Hatte das eine besondere Bewandnis? Zunächst einmal war das »Papa« und »Mama« von den drei Tegtmeier-Töchtern übernommen worden, aber dahinter stand noch ein anderer Gesichtspunkt. Der Vorsteher Nazareths wollte nur stellvertretend Vater sein für den, »der der rechte Vater ist über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden« (Eph. 3, 15).

Man sprach von der Nazareth-Familie, von den Nazareth-Geschwistern, und man gewann wirklich den Eindruck, daß bei aller Verschiedenheit und Vielgestaltigkeit alle gleicher Herkunft waren. Papa Tegtmeier konnte oft recht hart, ja unerbittlich sein, wie das auch leibliche Väter sein können, aber dahinter stand immer die Liebe, die das Beste für die Kinder will. Es hat in Nazareth manche Kritik an Entscheidungen des Vorstehers gegeben, vor allem, wenn es um Stellenbesetzungen ging, aber ein von Oben nach Unten war es nie. Die Tür zu »Papa« war stets geöffnet.

Und wenn man bei »Papa« nicht immer volles Verständnis fand, dann bei »Mama« bestimmt. Die Nazarethmutter genoß das volle Vertrauen nicht nur der Brüder-Bräute und -Frauen, sondern auch mancher Bruder fand den Weg zu ihr, wenn sich z. B. Hindernisse in Verlobungsfragen in den Weg legten. »Mamas« Worte waren dann oft Hilfe. Aber sie griff auch anders ein, wenn es nötig war. In der Inflationszeit hat sie so mancher jungen Mutter Milch von ihren Kühen, die sie selbst molk, gebracht.

Daß es im Hause Tegtmeier gesellige Abende gab, an denen man nach einem guten Abendessen in heiterer Runde saß, rundet das Familienbild Nazareths ab. Pastor Tegtmeier war ein recht heiterer, geselliger Mann, mit einer ausgezeichneten Erzählergabe. Wie könnten wir Nazareth-Brüder jene in vielem für uns so prägende Zeit je vergessen?

Walter Piltz

»Laß doch dein Licht auslöschen nicht . . .«

Walter Pilz, einer der von meinem Vater ausgebildeten Diakone, hat in der vorangehenden Darstellung sich in lebendiger Weise mit dessen eigentlichem Lebenswerk in der Nazareth-Bruderschaft beschäftigt. Vaters Interesse und Tätigkeit umfaßte aber auch andere Bereiche der Reichgottesarbeit. Zwei davon sollen noch kurz gesondert behandelt werden: seine lebenslange Verbundenheit mit dem Blauen Kreuz und seine aktive Mitarbeit in der Bekenntnisbewegung in seinen letzten Lebensjahren.

In der Hafenstadt Emden sah Paul Tegtmeier schon in seiner Jugendzeit das große Elend der Alkoholiker in der Gemeinde, bei Seeleuten und Hafendarbeitern. Als er 16 Jahre alt war, machte Jesus sich einen schwer behinderten Mann – der das Gespött der Straßengeneration war – zu einem Gnadenwerkzeug gerade unter der Jugend. Dessen Zeugnis von dem rettenden Sünderheiland traf auch den Sekundaner. Von der Stunde an hieß sein Lebensmotto: »Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus sagte, und ging hin.« Paul Tegtmeier ging hin auch zu den Alkoholgebundenen. Der Schülerbibelkreis half an jedem Sonntagnachmittag und Sonntagabend in der Blaukreuzarbeit. Es mußte jedesmal eine Turnhalle zum Versammlungssaal hergerichtet werden. Es hieß, ins Hafenviertel und auf die Straßen zu gehen, um Männer und Frauen abzuholen und später heimzubringen. Er selbst und fünf seiner Freunde setzten ihre Unterschrift mit unter die Enthaltensamkeits-Verpflichtung der armen Brüder, um sie in ihrem schweren Kampf zu unterstützen. Bis an sein Lebensende hat er das Gelübde gehalten als Beispiel und Hilfe für viele.

Als Brüderhausvorsteher fühlte er sich besonders mit den Diakonen verbunden, die in der Trinkerfürsorge arbeiteten. Wie gern kehrte er in den Heilstätten und Herbergen ein! Wie manche Bibelwoche und Freizeit hat er bis in sein letztes Lebensjahr hinein mit geheilten und noch sehr gefährdeten Alkoholikern gehalten! –

Als die modernistische Theologie mit ihrem Entmythologisierungsprogramm die Glaubwürdigkeit der Bibel angriff und untergrub, als die Gemeinden dadurch verwirrt und angefochten wurden, hat sich Paul Tegtmeier entschlossen auf die Seite derer gestellt, welche die Gemeinde des Herrn weiterhin zu den lebendigen Brunnen des untrüglichen, ewigen Gotteswortes leiten wollten. Als sich 1960 ein Bruderkreis zur Abwehr der alt-neuen Irrlehren sammelte, war er von ganzem Herzen dabei. Man sprach vom »Bethel-

kreis«, weil die Brüder meist in Bethel sich trafen. Dieser Kreis übernahm am 21. 3. 1966 den Namen »Bekennnisbewegung ›Kein anderes Evangelium««. Paul Tegtmeier wurde zum Vorsitzenden gewählt.

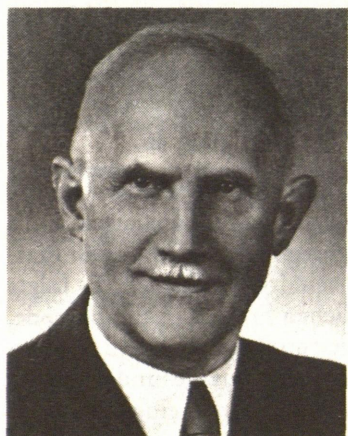
1963 schon hat er einen »Hirtenbrief« unter der Überschrift »Laß doch dein Licht auslöschten nicht« herausgegeben. Dieser fand eine starke Beachtung und weite Verbreitung. Wir schließen mit zwei kurzen Auszügen:

»Bei den vielen, sehr verschiedenen, sich gegenseitig oft widersprechenden Aussagen der genannten theologischen Richtung liegt die Wurzel des Schadens in dem Irrtum, ›die großen Taten Gottes« in der Geschichte seien der von Gott entfremdeten und für ihn erblindeten Vernunft des gefallenen Menschen zugänglich. Unser Verstand bedarf der Heilung und Erleuchtung durch den Heiligen Geist für sein theologisches Forschen und Deuten des Offenbarungswortes in der Schrift.«

»Der Herr Jesus Christus ist mitten unter uns als der Gute Hirte seiner Herde. Er will sich auch heute ihrer selber annehmen (Hes. 34, 15. 16a). Er ruft von den löchrigen Brunnen ohne Wasser zu sich selbst. Er will nicht, daß auch nur ein einziger von uns in der Wüste der Zeit an leeren Brunnen stirbt. Er gibt in seinem Wort lebendiges Wasser. Und die Schriftzeugnisse sind die Wegweisung dorthin. Aber wir dürfen und müssen an ihn persönlich nach dem Zeugnis der Schrift glauben als an unseren Heiland und Herrn.«

Maria Tegtmeier

Arno Haun



Geb. 1. 10. 1890 in Craja bei Bleicherode am Harz. Schulzeit und Abitur in Nordhausen. 1911–1914 Studium der Theologie in Marburg, Berlin und Leipzig. Weltkriegsteilnehmer 1914 bis 1918. Nach einem Wiederholungssemester 1. theol. Prüfung 1919. Vikariats- und Hilfspredigerzeit. 1921–1927 Pfarrer in Obersdorf bei Sangerhausen, dann bis 1931 in Trefurt im Werratal (nahe an der thüringisch-hessischen Grenze). 1931–1936 Mitarbeiter im Diakonissen-Mutterhaus »Neuvandsburg« in Elbingerode, dann in der Hauptstelle des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes (DGD) Marburg/Lahn. 1942 nach dem Heimgang von Pfarrer Theophil Krawielitzki Leiter (Werkvater) des DGD. 1966 im Ruhestand. Gest. 1. 4. 1968.

Keine Feld-, Wald- und Wiesenpredigten mehr

Keine Feld-, Wald- und Wiesenpredigten mehr

Die Jugendzeit und die Jahre des Ersten Weltkrieges waren für den Pfarrerssohn Arno Haun nicht ohne religiöse Erfahrungen und Eindrücke geblieben. Doch hatte er sterbenden Kameraden keine andere Hilfe bringen können, als daß er ein Vaterunser mit ihnen betete. Als der Einunddreißigjährige seinen ersten Pfarrdienst in dem thüringischen Dorf Obersdorf begann, hatte er es immer noch schwer, einen wirklichen inneren Zugang zu den Menschen zu finden. Er war kein lebendiger Zeuge Jesu aus eigener Erfahrung.

Doch bald bahnte sich eine Wendung an. Hauns Amtsnachbar war ein Pfarrer Kiehne. Dieser gehörte dem Pastoren-Gebets-Bund (heute: Pfarrer-Gebets-Bruderschaft, PGB) an und stand in der bewußten Nachfolge Jesu Christi. Er nahm sich seines Kollegen in freundschaftlicher Fürsorge an und betete auch treu für ihn. Bald lud er ihn ein, an einer Evangelisation in seiner Gemeinde teilzunehmen. Diese wurde von zwei Diakonissen aus dem Haun bis dahin völlig unbekanntem Mutterhaus »Neuvandsburg« in Elbingerode gehalten. (Das Mutterhaus gehörte dem Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverband an.) Solch eine Evangelisation durch

Schwestern, wenn sie auch vor allem für die Frauen der Gemeinde gedacht war, war damals eine fast unerhörte Tat und wurde nur von wenigen Pfarrern gutgeheißen. Kiehne kannte solche Bedenken nicht.

Die junge Pfarrfrau Haun fühlte sich zu der schlichten und klaren Botschaft der Diakonissen hingezogen. Sie bat ihren Mann, sie zu begleiten. Eigentlich wollte dieser draußen auf den Schluß der Versammlung warten. Da es aber sehr kalt war, zog er es vor, in den Saal zu gehen. Auch ihn sprach die Verkündigung an.

Bald waren Kiehne und Haun freundschaftlich verbunden und besuchten gemeinsam eine Pfarrereizeit in Bad Oeynhausen. Dort begegnete Haun zum erstenmal dem gesegneten Seelsorger für Pfarrer, Pastor Ernst Lohmann. Dieser beeindruckte ihn tief. Es folgte eine weitere Einladung zu einer ähnlichen Freizeit in Elbingerode. Haun spürte, daß er vor einer Lebensentscheidung stand. Er versuchte, ihr noch auszuweichen und nahm die Zusage für die Freizeit unter fadenscheinigen Gründen zurück. Durch einen Fahrradunfall, der ihn das Leben hätte kosten können, erkannte er, daß man dem Ruf des lebendigen Gottes nicht entfliehen kann. Mit Verspätung traf er doch noch in Elbingerode ein. Hören wir ihn selber:

»Bei meiner Ankunft am Bahnhof wartete mein Freund am Zug auf mich und sagte: ›Ich wußte, daß du kommen würdest.‹ Ich konnte nur still neben ihm hergehen. Dieses Geführtwerden von Gott war mir heilig. Am dritten Tag sah ich klar, daß ich bisher noch nicht unter der Führung Gottes, sondern nur meines Ichs gestanden hatte und vertraute mich nun ganz bewußt und restlos der Führung Jesu an. Als meine Frau die Nachricht davon erhielt, kam sie nach, aus Angst, unser gutes Verstehen würde nun aufhören. Aber das Gegenteil traf ein. Sie machte nach drei Tagen denselben Schritt wie ich, und wir verstanden uns fortan noch viel besser und tiefer und fanden jetzt auch den Schlüssel zu manchen noch kalten Herzen in unserer Gemeinde. Welch ein seliges Wandern, wenn Jesus führt!«

Der Haun schon bekannte Pastor Ernst Lohmann war das Werkzeug Gottes, durch das er die entscheidende seelsorgerliche Hilfe empfing. Aber auch die andern Freizeitleiter, die Pastoren Ernst Modersohn, Ludwig Thimme und Theophil Krawielitzki, wurden ihm zum Segen. Fortan war er im Mutterhaus in Elbingerode geistlich zu Hause.

Haun ließ seine Obersdorfer Gemeindeglieder nicht lange im Unklaren über seine neue Erfahrung. Gleich in der ersten Predigt nach

der Rückkehr von der lebenswendenden Freizeit kündigte er an: »Bisher habt ihr Feld-, Wald- und Wiesenpredigten gehört. Von jetzt ab werdet ihr Kreuzespredigten hören.« Dieses Versprechen machte er wahr. In der Gemeinde fing es an, sich geistlich zu regen. Junge Menschen wurden dem Ruf Jesu gehorsam. Das begann schon im Konfirmandenunterricht. In der wachsenden Frauen- und Mädchenarbeit setzte sich auch die Pfarrfrau fröhlich ein. Viele Gemeindeglieder nahmen an Freizeiten in Elbingerode teil und begegneten dort dem lebendigen Herrn.

Eine ähnlich gesegnete Arbeit durfte Haun auch in Treffurt, seiner zweiten Gemeinde, tun. Menschen, die seit Jahren keine Kirche betreten hatten, kamen und hörten. Das Pfarrhaus wurde mehr und mehr Heimat und Mittelpunkt derer, die Jesus lieb hatten. Haun wollte ganz gewiß Pfarrer für alle sein, aber demütig und brüderlich schloß er sich der landeskirchlichen Gemeinschaft an, die als eine Frucht früherer Erweckungen in Treffurt sich versammelte. Eine besondere Freude war es immer für die Pfarrersleute, wenn eins der jungen Mädchen den Ruf hörte, Diakonisse zu werden.

»Tun wir nur den Mund auf!«

Nicht nur auf der Kanzel und in der Seelsorge in seinen Gemeinden war Haun ein klarer Zeuge und Missionar. Es zeigte sich schon bald eine besondere Gabe an ihm, die bis in seine späten Jahre sichtbar geblieben ist: Er hatte eine große Freude, allen Menschen von Jesus zu sagen, die seinen Weg kreuzten. Im Eisenbahnabteil, auf der Bank im Kurpark, bei Gefangenenbesuchern – und wo und wie immer sich Möglichkeiten boten – kam er mit den Leuten ins Gespräch über Jesus. Er tat das nicht aufdringlich, er setzte nicht zu massiven Bekehrungsversuchen an. Er bezeugte schlicht, daß alle Menschen ohne Jesus verloren sind, aber durch den Glauben an ihn einen freien und getrosteten Zugang zu dem heiligen und lebendigen Gott haben. Er bekräftigte das aus dem eigenen Erleben heraus, und bei manchem seiner Gesprächspartner wurde der Wunsch wach: »Ich möchte werden wie Sie und in Jesus meinen persönlichen Herrn und Heiland haben.«

Haun hat im Jahre 1925 nach der Rückkehr von einer Pfarrerefreizeit in Elbingerode in einem Rundbrief an Brüder aus dem Pastoren-Gebets-Bund einen anschaulichen Bericht gegeben von den gebotenen und genützten Möglichkeiten seiner missionarisch-seelsorgerlichen Gesprächsführung an einem einzigen Reisetag. Wir können diesen nicht im vollen Wortlaut abdrucken, sondern müssen uns

mit den Schlußsätzen begnügen: »Es war wunderbar, wie der Herr mich von einem Hungrigen zum andern führte. Mir kam mit einem Mal die Welt vollgepropft vor mit hungrigen Menschen. Ich hätte beinahe gesagt: Waggonweise fahren sie herum! Tun wir nur den Mund auf! Gott ist treu, er hilft so herrlich – bei Arbeitern wie Apothekern, Pastoren, Ärzten und Fabrikherren. (Diesen Berufen gehörten die Leute an, mit denen Haun an jenem Tage ins Gespräch gekommen war.) Nur keine Angst – sie sind ja so arm – diese Menschen ohne Jesus! Ja, gepriesen sei der Herr täglich!«

Wellenbrecher und Lastenträger

Seine Lebenswende hatte Arno Haun in Elbingerode erfahren. So war es wie ein »Nachhausekommen«, als er dem Ruf in die Mitarbeit des Mutterhauses »Neuvandsburg« im Jahre 1931 folgte. Er hat die Zeit dort einmal in dem Satz zusammengefaßt: »Das war mein Schrittaufnehmen und Schritthalten mit den Hauseltern Pfarrer Woeckel und Schwester Klara Sagert als Wellenbrecher vor ihnen her.« Er hat für seinen Dienst – nicht nur in Elbingerode – auch gern das Bild vom Feuerwehrmann im Dienst des Herrn gebraucht, der überall dorthin entsandt werde, wo es brenne, und wo gelöscht werden müsse. Nicht um die guten und geistlichen Feuer des erwecklichen Gotteswirkens handelte es sich dabei, sondern um allerlei zerstörende Brände, wie sie Menschen mit ihrer Unvernunft, Rechthaberei und Ichhaftigkeit anzünden können. In seiner ruhigen und besonnenen Art hat Haun manchen Brand löschen, manche Welle brechen helfen. Aber es gab auch viel fröhliche und fruchtbare Aufbauarbeit des Reiches Gottes in der Verkündigung und Seelsorge, z. B. auf Freizeiten, in den Gemeinschaften und in der Schwesternschule, zu tun.

Als ein Mutterhaus-Neubau errichtet wurde, mußte sich Pfarrer Haun auch als Bauführer betätigen. Zwei Jahre lang hatte er an jedem Freitagvormittag eine Bausitzung zu leiten. Viele Verhandlungen mit dem Architekten und den Firmen waren nötig. Um Darlehen zur Finanzierung des Baues zu bekommen, mußten mancherlei Reisen unternommen werden. Darum war niemand dankbarer und glücklicher am Festtag der Einweihung des Neubaus im Juni 1934 als Arno Haun.

Im Blick auf das Dritte Reich hat Haun sich und andere im DGD einer gewissen politischen Harmlosigkeit angeklagt: »Wir haben das Schrifttum der Nationalsozialistischen Partei und manche ihrer Handlungen nicht ernst genommen.« Er stand aber als Christus-

zeuge klar und unentwegt seinen Mann. Er scheute nicht unangenehme Begegnungen und Verhandlungen mit Dienststellen der Partei und des Staates, wenn diese die Freiheit der Verkündigung für den Bereich des Mutterhauses und der Gemeinschaftsarbeit behinderten. Manchmal suchte man gegen Freizeiten einzuschreiten, ein anderes Mal einen Saal für Evangelisationsvorträge zu verbieten. Dann war Haun tapfer zur Stelle. In all solchen Kämpfen und Auseinandersetzungen hat er aber nie sein eigentliches und wichtigstes Anliegen, nämlich die Verkündigung des unverkürzten biblischen Evangeliums und die Seelsorge an den einzelnen, die zur Reife in Christus gelangen sollten, aus dem Blickfeld verloren. Er vergaß auch nie die eigene Reinigung und innere Festigung im Glauben.

1936 wurde Haun zur Entlastung des alternden Werkvaters Theophil Krawielitzki in die »Hauptstelle« des DGD in Marburg berufen. Die Jahre 1936–1942 hat er folgendermaßen überschrieben: »Mein gesegnetes Lasttragen und dabei frohes Aufsehen auf Jesus, zusammen mit Pfarrer Krawielitzki und Schwester Emilie Siekmeier (der Werkmutter).«

U. a. war Haun die Aufsicht über die Krankenhäuser aufgetragen, in denen Diakonissen des DGD arbeiteten. Das brachte in jener Zeit, in der man den Dienst der Inneren Mission immer mehr zurückdrängen wollte, eine Unzahl von Verhandlungen mit allen möglichen Behörden mit sich. Dabei kam es gelegentlich zu unerquicklichen und für Haun nicht ungefährlichen Auseinandersetzungen. Sogar einem Gauleiter der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, der die Abberufung der leitenden Schwester eines Krankenhauses forderte und dabei alle Schwestern unflätig beschimpfte, ist er tapfer entgegengetreten.

Leiter des DGD in schwerer Zeit

Am 22. 3. 1942 vollendete sich der irdische Weg von Theophil Krawielitzki. Das Vertrauen der leitenden Brüder und Schwestern des DGD berief Arno Haun zu seinem Nachfolger. Trotz der Wirren der Kriegsjahre und den immer mehr zunehmenden Reiseschwierigkeiten war der neue Werkvater unermüdlich unterwegs, um – so lauten seine eigenen Worte – »möglichst viele der Werkglieder dort aufzusuchen, wo sie in den kleinen täglichen Aufgaben den großen Gott erleben«.

Bald wurden Reisen aus einem besonders traurigen und notvollen Anlaß nötig. Bei Bombenangriffen wurden in zunehmendem Maße auch Krankenhäuser, in denen Diakonissen des DGD tätig

waren, und andere Arbeitsstätten – wie Gemeinschaftshäuser – getroffen. Sobald Haun davon hörte, machte er sich auf den Weg, um das Leid mit den Schwestern zu teilen und mit ihnen nach Hilfe zu suchen. Es war oft nicht leicht, durch die Trümmer der zerstörten Großstädte im Ruhrgebiet, wie Oberhausen, Bochum und Duisburg, zum Ziel zu kommen. In Frankfurt und Mannheim waren die Bilder des Schreckens ähnlich. Was war das für ein Lichtblick in der Lage der hartbetroffenen, verängstigten Schwestern, wenn auf einmal Pfarrer Haun auftauchte und das rechte Wort der Anteilnahme und des mutmachenden Trostes fand!

Unbeschadet der schlimmen äußeren Verhältnisse lag dem seelsorgerlich gesinnten Werkvater die innere Entwicklung einer jeden Schwester und eines jeden Bruders im DGD ständig am Herzen. Hören wir einige seiner Fragen und Mahnungen:

»Ist die Verbindung mit dem Herrn bei dir noch da? Reißt sie bei dir ab, dann kommen viele, die sich auf dich verlassen, in Lebensgefahr . . . Je aufgeregter die Wasserwogen toben, um so schwerer muß das Schiff beladen sein, um so größeren Tiefgang muß es haben, wenn es nicht von den Wellen zerbrochen werden soll. Tiefgang bekommen wir am besten durch gründliches Lesen im Wort, durch Stille und Gebet und durch göttliche Gemeinschaft untereinander. Hältst du treu diese Verbindung? Wir alle sind füreinander verantwortlich! Ich für dich und du für mich, einer für alle und alle für einen! Umgebt die, die sich absondern und verlaufen wollen, mit euren Gebeten, bis sie wieder zurückkehren!«

Elf Tage nach Kriegsende die erste Reise!

Am 28. 1945 März wurde die Stadt Marburg, Hauns Wohnort, von amerikanischen Truppen besetzt. Am 7. Mai wurde die Urkunde der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht unterzeichnet. Am 18. Mai war Haun schon wieder unterwegs, es zog ihn mit Macht zu seinen Brüdern und Schwestern. Hören wir seinen Bericht:

»Am 18. 5. konnte ich mit einem Lieferwagen nach Frankfurt fahren und mir dort noch einmal unser in Trümmer gelegtes Privatkrankenhaus in Sachsenhausen ansehen, bevor ich am Abend in Bad Soden dann die Aufbaumöglichkeiten zu besprechen hatte . . . Am 19. 5. fuhren Schwester Elfriede B. und ich mit dem Rad nach Höchst zum Gesundheitsamt und dann wieder nach Frankfurt zu Verhandlungen mit einem ehemaligen Chefarzt . . . Dann waren

wir noch in Bockenheim bei unseren Gemeindeschwestern. Am Abend kamen wir wieder gut in Soden an . . .

Am 21. 5. fuhr ich mit Schwester Hilda B. im leichten Regen nach Oberursel, begrüßte dort und in Dornholzhausen unsere Schwestern und traf in Hohe Mark den vor einigen Tagen aus der Gefangenschaft in Wien heimgekehrten Dr. M. bei seinem ersten Gottesdienst . . . Am 22. brach die Sonne am Nachmittag wieder durch. Ich fuhr mit dem Rad nach Höchst, setzte über den Main und konnte 18.30 Uhr von Frankfurt-Louisa mit einem Zug nach Darmstadt kommen. Von dort ging es noch 16 km nach Crumstadt, um Frau W. Grüße von ihrem Mann zu bringen, der in Marburg im Lazarett liegt . . . Am 23. fuhr ich die Bergstraße entlang, gab hier und da Briefe an die Eltern von Schwestern ab und kam nach 16 Uhr in Heidelberg-Rohrbach an. Wir hatten dort in 24 Stunden im Kreis der Schwestern dreimal Andacht und freuten uns, daß die so lange unterbrochene Verbindung wieder hergestellt war . . .

Am 25. fuhr ich mit dem Rad nach Darmstadt zurück, traf unterwegs Schwester Lina N. und konnte von Darmstadt mit dem Zug wieder nach Frankfurt-Louisa fahren. In unserem Haus Schaumainkai sah ich Bruder H., der von Linz kam. Am 26. hatte ich Gelegenheit, bis Friedberg mit einem Lastwagen zu fahren. Dann wanderte ich bis Gießen und war dankbar, daß mir in Butzbach der Hausvater von Hebron, Direktor Mogk, und Schwester Erna Eicher, die mich dort mit ihren Rädern überholten, mein Gepäck abnahmen. Von Gießen bis Marburg konnte ich in einem Güterzug mitfahren, der entlassene Gefangene aus der Tschechoslowakei über Kassel nach Düsseldorf brachte. So hatte der Herr viel Gnade zu dieser Reise gegeben.«

Die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg

Zu den ersten Aufgaben, die Haun in den westlichen Besatzungszonen anpackte, gehörte es zu helfen, daß dem in Polen beheimatet gewesenen Mutterhaus »Altvandsburg« eine neue Heimat zuteil wurde und daß die Diakonissen des Mutterhauses »Neuvandsburg«, die nicht in das in der russischen Zone liegende Elbingerode zurückkehren konnten, eine Wohnstatt fanden. Dann galt es abgerissene Fäden zur Allianz, zum Gnadauer Verband und zum Jugendbund für entschiedenes Christentum (EC) neu zu knüpfen. Im Dritten Reich hatte Krawielitzki dem Gnadauer Verband vorgeworfen, er betätige sich zu stark kirchenpolitisch im Sinne der Be-

kennenden Kirche. Wenn man sich auf »Seelenrettung« beschränke und eine gute nationale Gesinnung an den Tag lege, könne man auch mit dem nationalsozialistischen Staat auskommen. Krawielitzki war mit dem DGD aus dem Gnadauer Verband ausgetreten. Nun war es Hauns Aufgabe, die Brücken wieder zu bauen. Er tat es in brüderlicher Demut: »Daß infolge so mancher Mißverständnisse und Mißverhältnisse die Verbindungsfäden zum Gnadauer Verband und zum EC losgelassen wurden, haben wir schon lange als eine dunkle Zeit und als Schuld erkannt, mit der wir ins Licht Gottes treten und nun auch Euch um Vergebung bitten wollen. Der Herr will uns gewiß neu segnen zu gemeinsamem Dienst.«

Wie freute sich Arno Haun mit, daß Gott in den politisch und wirtschaftlich so armen und dunklen Nachkriegsjahren bei vielen ein Aufwachen zum lebendigen Glauben an Jesus Christus schenkte. Von besonderem Segen waren die Jugendevangelisationen. Im DGD erlebte man viele Gotteswunder. Es heilten so manche Schäden, die dem Werk in der Kriegszeit zugefügt worden waren. Zerstörte Häuser wurden wieder aufgebaut, neue wurden errichtet. Die Verbindung zu den Stationen im Ausland konnte wieder aufgenommen werden. In der Äußeren Mission schlossen sich die Türen zu dem alten Missionsfeld China, aber neue öffneten sich nach Japan, Taiwan und Thailand. Hoffnungsvolle Möglichkeiten boten sich in Brasilien.

1949 war ein Jubiläumsjahr für den DGD. 50 Jahre waren seit dem Tag verflossen, an dem mit dem Eintritt der ersten vier Schwestern in Borken (Ostpreußen) die Geschichte des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes ihren Anfang genommen hatte. Wichtiger als alle durchgeführten Feiern war Haun, daß jedes Glied des Werkes sich nach den Fundamenten und Zielsetzungen für das Ganze und für jeden einzelnen vor Gott fragen ließ. Es ging ihm darum, daß allen das Geheimnis des verborgenen Lebens mit Gott vertraut würde:

»Es gibt keinen Baum mit starken und weitausladenden Zweigen, die viele Früchte tragen, der nicht ebenso starke wie weitverästelte Wurzeln im dunkeln Schoß der Erde verborgen hätte. Wir wissen: Nehmen wir dem Baum seine Wurzeln, dann verdorrt er und bringt keine Frucht mehr. Lassen wir uns das bei unserer Wiedergeburt geschenkte Leben aus Gott nehmen, und stärken wir es nicht täglich durch den verborgenen Umgang mit ihm, durch unser Forschen im Wort, durch unsere Aussprache mit ihm darüber in Gebet und Stille, dann brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn Buße und

Glaube unter uns weniger werden und wir bald von Gott abgehauen und beiseite geworfen werden. Oh, laßt uns einander helfen zu diesem verborgenen Leben mit Gott, damit unser innerstes Leben nicht nachläßt, sondern stärker wird!«

Bis zum Jahre 1966 hat Hauns ganze Kraft daheim am Schreibtisch und auf vielen Reisen, die aus den mannigfaltigsten Anlässen durchgeführt wurden, dem DGD gehört. Bei den oft so großen Aufgaben war es erstaunlich, wie er immer noch für einzelne Menschen sich Zeit nahm. Das betraf natürlich vor allem seine Brüder und Schwestern im Werk. Aber auch für andere war er da. Manches Gefangenen hat er sich mit viel Liebe angenommen. Durch Enttäuschungen hat er sich dabei nicht schnell entmutigen lassen. Hier und da schaute er bei einer früheren Konfirmandin herein oder grüßte er einen Pastor, der als ein entschiedener Zeuge des Evangeliums auf einsamem Posten stand. Manchmal überraschte er einen früheren Schul- oder Kriegskameraden. Oft kehrte er bei Alten und Schwachen ein.

»Mit Jesus nur Schönes!«

Am 1. 10. 1966 schied Arno Haun aus seinem Dienst als Werkvater. Bald machte eine Lebererkrankung ihm immer mehr zu schaffen. Doch wollte er am Loben und Danken bleiben und andere dazu ermutigen: »Die meisten Menschen meinen, zum Leiden gehöre das Klagen, und da, wo einer Gutes erfahre, könne er auch loben. Ist das wohl richtig? Erfahren wir nicht vielmehr, daß alles, was uns Not macht, aufhört, uns innerlich zu bedrängen, wenn wir mit einem Lobgesang darauf antworten? Ist das deine Erfahrung auch geworden? Oder fehlt sie bisher in deinem Leben? Wenn ja, dann bitte Gott, daß er sie dir noch schenkt. Ich bitte ihn jedenfalls darum. Wenn wir sie nicht haben, würde uns das Beste im Leben fehlen.«

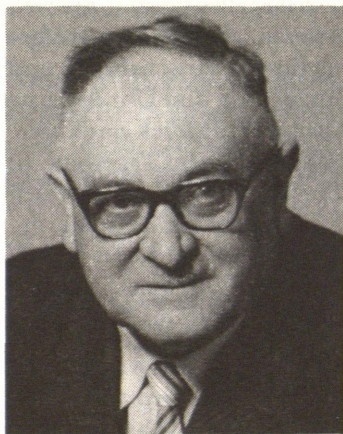
Wer den Schwächerwerdenden nach seinem Befinden fragte, erhielt meistens zur Antwort: »Gut!« Als Arno Haun Anfang Januar 1968 mit seiner Frau am Frühstückstisch saß und diese fragte: »Was wird uns das neue Jahr wohl bringen?«, da entgegnete er: »Mit Jesus nur Schönes!« Zu solchem Schönen zählte er, daß eine Diakonisse, die aus seiner früheren Gemeinde Treffurt stammte, zur Pflege in sein Haus gesandt wurde. Als ihm das bewußte Sprechen kaum noch möglich war, hat er mit beinahe letzter Kraft dem Mutterhaus für den Liebesdienst durch die freigestellte Schwester noch einmal herzlich gedankt. Bei dem Geschäft, das er so oft seinen Brüdern

und Schwestern empfohlen hatte, blieb er selbst: Danken bis zuletzt!

Das Allerschönste, das ein Jünger Jesu mit seinem Herrn erleben kann, trat dann am 1. 4. 1968 ein. Arno Haun wurde in die Ewigkeit abberufen. Über der Todesanzeige stand das Bibelwort: »Seine Knechte werden ihm dienen und sehen sein Angesicht« (Offb. 22, 3. u. 4).

Arno Pagel

Paul Stäbler



Geb. 15. 2. 1896 in Birkach (heute Stuttgart-Birkach). Teilnehmer am Ersten Weltkrieg 1914–1918. Danach landwirtschaftliche Ausbildung. 1919 Berufung in die Mitarbeit der »Gustav-Werner-Stiftung zum Bruderhaus«. 1921–1935 Hausvater der Zweiganstalt Schernbach, Kr. Freudenstadt. 1935 Berufung zum Aufbau und zur Leitung der neuen Zweiganstalt Buttenhausen, Kr. Münsingen (Schwäbische Alb). Ab 1940 zugleich Vorstand der gesamten Gustav-Werner-Stiftung (erst kommissarisch, dann von 1946 an als »Direktor«). 1952 Gründung der gemeinnützigen

»Haus am Berg-GmbH« in Urach. Geschäftsführer des rasch wachsenden Werkes. Gest. 26. 4. 1970.

Goldene Jahre

Der Bauernsohn Paul Stäbler ist in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen. Er hat früh fleißig arbeiten gelernt. Als Sechzehnjähriger kam er – zusammen mit einigen seiner Freunde – zum bewußten Glauben an Christus. Es waren kurze »goldene Jahre« bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in denen die jungen Leute sich fröhlich zu Jesus hielten und ihren Herrn vor andern bekannten.

Aus den mörderischen Jahren des Krieges durfte Paul Stäbler gesund zurückkehren. Nach einer kurzen landwirtschaftlichen Ausbildung trat er in die Mitarbeit des »Bruderhauses« ein, einer Gründung von Gustav Werner, dem »schwäbischen Franziskus«. Die Zweiganstalt Schernbach im Schwarzwald wurde ihm als dem erst 25jährigen Hausvater anvertraut. Als sechs Jahre später Martha Kappler als Lebensgefährtin an seine Seite trat, begann für die beiden eine 42 Jahre währende Lebens- und Dienstgemeinschaft, die in schönen und schweren Tagen immer erneut eine Quelle der Ermutigung und des Dankens war. Wenn Paul Stäbler später von der Schernbacher Zeit erzählte, dann nannte er sie seine »goldenen Jahre«. Damals wurden den Hauseltern auch ihre vier Kinder, zwei Mädchen und zwei Buben, geschenkt.

60–80 leicht schwachsinnige Männer und Frauen jeden Alters gehörten zur Anstalt. Wer es von diesen nur irgendwie konnte, war in der Land- oder Hauswirtschaft tätig. Hören wir einen Auszug aus einem anschaulichen Bericht: »Die Hauseltern sind als Vater und Mutter das Haupt der großen Familie, stellen alles Persönliche weit zurück und stehen freudig in ihrer schweren, aber schönen Aufgabe. Der ›Vater‹ trägt die Verantwortung für das wirtschaftliche und geistige Leben in der Anstalt. Er ist morgens um fünf Uhr der erste in Hof und Stall, hält nach dem gemeinsamen Frühstück eine kurze, schlichte Andacht, und nach einem Loblied geht's ans Tagewerk. In großer Geduld versucht er, die Arbeit so zu verteilen, daß er jedem der Anbefohlenen, aber auch den Anforderungen des Betriebes gerecht wird. In der Arbeit in Feld und Wald geht er voran und ist Führer und Vorbild der ihm Anvertrauten. Dadurch gewinnen sie großes Vertrauen zu ihm, und dieser enge Kontakt macht es möglich, daß der Hausvater Seelsorger für den einzelnen wird.«

»Goldene Jahre« waren es auch für die aufblühende Gemeinschaftsarbeit im Hochschwarzwald. Der tatkräftige Hausvater von Schernbach hat es nicht unterlassen, in manches Schwarzwalddorf selber den Ruf des Evangeliums hinauszutragen und durch Zeugen Jesu, die er rief, ausbreiten zu helfen. Mit großer Zielklarheit wirkte er darauf hin, daß Schernbach und die andern Anstalten des Bruderhauses Mittelpunkte der erwecklichen Verkündigung waren und ein pietistisches Gemeinschaftsleben sich von ihnen aus entwickelte. Diese Arbeit geschah in enger Verbindung mit der Liebenzeller Mission.

Harte Arbeits- und Kampfzeit

1935 mußte Paul Stäbler von Schernbach Abschied nehmen. Am neuen Wirkungsort, dem Albdorf Buttenhausen, wurde ein heruntergewirtschaftetes Rittergut übernommen. Dieses mußte so in Ordnung gebracht und ausgeweitet werden, daß 300 Pfleglinge – aus irgendwelchen Gründen am Leben gescheiterte und der Arbeit entwöhnte Männer, Frauen und Jugendliche – dort einen Ort fanden, um zu einer geregelten Tätigkeit angeleitet zu werden. »Zurückführung in die Volksgemeinschaft« – so bezeichneten die Nationalsozialisten, die damals in Deutschland die politische Macht ausübten, das Ziel, das dem »Beschäftigungs- und Bewahrungsheim Buttenhausen« gesteckt sein sollte. Damit allein konnte sich aber das Hauselternpaar Stäbler unmöglich zufriedengeben. Den Bewohnern des Heims durfte das Evangelium nicht vorenthalten werden. Es ging nicht nur um die Hinführung zu einem besseren sozia-

len Verhalten. Es ging entscheidend auch darum, daß in ihrer Sünde verlorene Menschen zur Gotteskindschaft und zum ewigen Leben gerettet wurden durch den Glauben an Jesus. Bei einer solchen Einstellung Stäblers konnten Spannungen mit der Ideenwelt und den Vertretern des Nationalsozialismus und mit den Behörden nicht ausbleiben.

Gebet, Andachten und Bibelstunden behielten in Buttenhausen im Dritten Reich ihren Platz, wenn es auch an Anfeindungen dagegen nicht fehlte. Da Stäbler fachlich außergewöhnlich tüchtig war und unter seinen Pflegebefohlenen mancherlei Erfolge zu verzeichnen waren, bequemten sich die damaligen Machthaber ihm gegenüber zu widerwilligen Zugeständnissen. So konnte der Hausvater von Buttenhausen weiterhin seinen Grundsatz praktizieren: »Von denen, die durch meine Häuser gehen, soll mir keiner in der Ewigkeit den Vorwurf machen, ich hätte ihm den Namen Jesus und das, was wir darin haben, verschwiegen.«

Eines Tages erschien in Buttenhausen eine Kommission, die besprechen wollte, welche Pfleglinge an einen anderen Ort »verlegt« werden sollten. Es wurde eine harmlose Verlegung vorgetäuscht, aber Stäbler wußte, was darunter zu verstehen war. Wer auf diese Weise Buttenhausen verließ, der würde unweigerlich in einem Verbrennungsofen oder einer Gaskammer enden. Das war das schreckliche Verbrechen der sogenannten Euthanasie, der Tötung des angeblich lebensunwerten Lebens.

Die Kommission wollte sich zunächst mit zwei Pfleglingen zum Abtransport begnügen. Stäbler erklärte unerschrocken und ohne Rücksicht auf seine Person, daß er sich dieser Maßnahme widersetze. Mutter Stäbler meldete ihren Widerspruch in anderer, noch wirksamerer Form an: »Gut, wenn Sie unsere Leute mitnehmen wollen, dann gehe ich ebenfalls mit.« Die Besucher schwiegen betreten und verabschiedeten sich, denn sie spürten den großen Ernst in diesen Worten. Sie sind nicht wiedergekommen. Niemand aus Buttenhausen ist dem Verbrechen der Euthanasie anheimgefallen. Die Hauseltern der anderen »Bruderhäuser« haben sich ähnlich tapfer verhalten.

Noch etwas machte jene Jahre für Paul Stäbler notvoll und kampfreich: seine Haltung zu den Juden. Das Dorf Buttenhausen hatte einen ungewöhnlich hohen Anteil an jüdischen Bewohnern. Als der nationalsozialistische Judenhaß sich austobte, hat Stäbler manchem Angefeindeten und Bedrohten zu helfen versucht: durch Nahrungsmittel und tröstende Gespräche. Er hat oft seelisch und kör-

perlich unter der Ohnmacht gelitten, daß er nicht mehr tun konnte. Es war wieder einmal einer jener schaurigen Tage, an dem ein Transport von Juden das Dorf verließ, um den Schrecken der Konzentrations- und Vernichtungslager ausgeliefert zu werden. Stäbler stand bebend am Schloßberg und sagte zu seinen Kindern: »Das alles kommt auf uns Deutsche zurück, das läßt Gott nicht ungestraft.«

In den Kriegsjahren 1939–1945 stand man in Buttenhausen immer wieder vor neuen Aufgaben, die dank der Dynamik der Verantwortlichen tapfer in Angriff genommen wurden. Umstellungen – auch häufige Umzüge innerhalb der Häuser – wurden nicht gescheut. Für die in Stuttgarter Altersheimen »Ausgebombten« mußte eine neue Heimat geschaffen werden. Immer mehr junge Mädchen, die in Gefahr der leiblichen und sittlichen Verwahrlosung waren, füllten die Häuser. Mit Beweglichkeit, großem Ideenreichtum und einer tiefen Liebe zu all denen, die Hilfe brauchten, war Stäbler immer bereit, Unmöglich-Scheinendes möglich zu machen. Er ging überall in der Arbeit voran und nahm nie Rücksicht auf sich, erwartete aber ebenso von allen seinen Mitarbeitern denselben uneingeschränkten Einsatz im Dienst für den Herrn.

Abschied vom Bruderhaus

Zu dem kräfteverzehrenden Amt des Hausvaters von Buttenhausen war für Paul Stäbler 1940 noch zusätzlich die Aufgabe des verantwortlichen Leiters (Vorstandes) der gesamten Gustav-Werner Stiftung zum Bruderhaus mit ihren vielen Zweiganstalten getreten. Ein wiederholter Wechsel in der Leitung der Stiftung hatte sich wenig günstig ausgewirkt. Man erhoffte nun von der Berufung eines bewährten Mitarbeiters aus den eigenen Reihen eine beständigere Entwicklung. Stäblers Umsicht und große praktische Erfahrung kam dem Werk in der Schlußphase des Dritten Reiches und den schwierigen Nachkriegsjahren mannigfach zugute. Er zeigte, daß sein Christusglaube keine Theorie war, sondern daß er mit beiden Füßen in dieser Welt stand. Er nahm es mit den in ihr gegebenen Möglichkeiten auf und setzte sich mit ihren scheinbaren Unmöglichkeiten so lange auseinander, bis er doch noch etwas erreichen konnte.

Daß man ihm sehr viel zutraute – dafür ein kleines originelles Beispiel: Kurz nach Kriegsende sollte ein Kindertransport in den Schwarzwald organisiert werden. Die Transportmöglichkeiten lagen sehr im argen. Es gelang Stäbler aber doch, einen Omnibus mit Holzkohlenvergaser zu bekommen. Der Landrat in Freudenstadt

soll daraufhin geäußert haben: »Herrn Stäbler gelingt alles. Wenn er will, daß die Murg bergauf fließt, dann tut sie es auch.«

1952 meinte man in der Gustav-Werner-Stiftung, daß wieder ein Theologe das Vorstandsamt übernehmen solle und daß eine neue Aufgabenteilung im Werk vorzunehmen sei. Das bedeutete den Abschied Paul Stäblers aus seiner bisherigen Verantwortung.

Ein neuer Auftrag im vorgerückten Alter

Bei seinem Ausscheiden war er 55 Jahre alt. In diesem Alter stecken sich die meisten Menschen keine neuen, großen und verantwortungsvollen Ziele mehr. Doch in seinem frohen, klaren Christenglauben, der in der Liebe tätig sein wollte, setzte sich Paul Stäbler nicht zur Ruhe, sondern bat Gott um neue Aufgaben. Er fand sie in dem Auf- und Ausbau der »Haus am Berg-GmbH-Heime für Jugendliche und Ältere« in Urach. Er wurde der Geschäftsführer dieses Unternehmens. Aus dem ersten Jahresbericht 1954 erfahren wir, daß inzwischen 40 alte Menschen, 45 Lehrlinge einer Werkstatt für Behinderte und 10 Haustöchter im »Haus am Berg« ihre Heimstatt gefunden hatten. Bald kamen zwei Wohnheime für Mädchen in Stuttgart-Schönberg und im Stadtkern in der Eugenstraße dazu. Dafür bestand in jenen Jahren ein großes Bedürfnis.

Besonders bedeutsam wurde das Jahr 1959. Da wurde »Haus am Berg« als Nachfolger der Gustav-Werner-Stiftung Pächter des »Landheims Buttenhausen«. Diesen Namen trug inzwischen die der Familie Stäbler aus arbeitsreichen Aufbau- und Kampfjahren vertraute und ans Herz gewachsene Anstalt. Der Besitzer war die Stadt Stuttgart. Das Landheim nahm wie früher Frauen und Mädchen auf, die bei alarmierenden Zeichen sozialer Auffälligkeiten von Sozial- und Jugendämtern gebracht wurden. Diese Zeichen sind u. a. häufiger Arbeitsplatzwechsel, Schulschwänzen, sexuelles Fehlverhalten. Es handelte sich um solche, die zum großen Teil niemals wirklich Vater- und Mutterliebe erfahren hatten. Sie kamen aus gestörten Familienverhältnissen, waren schlechtem Umgang anheimgefallen und zeigten oft große Labilität und Kritikschwäche.

Auch alte Menschen gehörten zur Wohngemeinschaft von Buttenhausen. Und noch einem neuen Menschenkreis wurde das Landheim zur Heimat. Es handelte sich um nervlich und seelisch kranke Frauen und Männer, deren Leiden so weit gebessert war, daß sie nicht mehr in den Psychiatrischen Landeskrankenhäusern untergebracht sein mußten. Im Jahresbericht 1959 lesen wir über die neue Arbeit: »Es ist viel Geduld und Einfühlungsvermögen nötig, um

diese liebenswerten Menschen richtig zu leiten, um sie in unruhigen Tagen und Stunden von sich und ihren Nöten abzulenken und im rechten Augenblick die schwierigen Charaktere neben medikamentöser Behandlung in wohlwollender Strenge zu bestimmen. Als besonders heilsam hat sich erwiesen, jeden Patienten nach Maßgabe seiner Kräfte zur Übernahme einer kleinen, aber regelmäßigen Arbeit zu ermuntern.«

Im Bereich der evangelischen Diakonie in Deutschland ist Paul Stäbler als einer der Pioniere der Arbeit an psychisch Kranken zu bezeichnen. Diese war damals noch nicht sehr beachtet und anerkannt. Er hat in seinem ganzen Wirken immer wieder versucht, dort zu helfen, wo gerade ein besonderes neues Bedürfnis an Heimplätzen bestand. Er konnte und wollte sich schnell umstellen. Er hat immer so gebaut, daß die Räume vielseitig verwendbar waren. Darin sah er einen Auftrag der Diakonie der Kirche: immer für neue Aufgaben und Erfordernisse bereit zu sein. Daß man all den verschiedenen Gruppen von Pfleglingen in Buttenhausen mit dem Evangelium von Jesus als der wichtigsten Quelle aller seelischen und geistlichen Hilfe zu dienen versuchte, bedarf bei der bekannten und bewährten Grundeinstellung von Vater und Mutter Stäbler keiner besonderen Erläuterung.

»Haus am Berg« wuchs erstaunlich weiter. Wir können die Phasen der Entwicklung nicht im einzelnen darstellen. Erwähnt werden soll das 1966 eingeweihte moderne und zweckmäßige Jugendheim »Haus Quelle« in Buttenhausen. Darin lebten fortan vier Wohngruppen von Mädchen in einem familienähnlichen Rahmen. Der Erfolg der hier getanen Arbeit läßt sich nicht in exakten Zahlen ausdrücken. Immerhin gilt aus Erfahrung für Buttenhausen, daß rund 60 % der Mädchen, die dort gewesen sind, so weit geholfen werden konnte, daß sie den Weg in ein geordnetes Leben zurückfanden. Das ist für diesen Arbeitszweig der Fürsorge ein nur selten erzieltetes Ergebnis.

Ende 1969 gab Paul Stäbler seinen letzten Freundesbericht heraus. Darin konnte er mitteilen, daß nunmehr in 8 Heimen 950 Plätze für psychisch Kranke, geistig Behinderte, gefährdete Jugendliche und ältere Männer und Frauen zur Verfügung standen. »Haus am Berg« konnte nicht ständig mit geistlichen Siegesnachrichten aufwarten. Aber die seelsorgerliche Verkündigung des Evangeliums, die mit der leiblichen und seelischen Hilfe Hand in Hand ging, zeitigte doch manche erfreuliche Frucht. Dafür ein Beispiel: Ein Junge, der in seinem Verhalten sehr schwierig war, antwortete auf die Frage

nach seiner persönlichen Beziehung zur Bibel etwa folgendermaßen: »Die Bibel, das ist für mich eine bessere Medizin als die, welche ich dreimal täglich einnehme. Wenn ich sie lese, komme ich immer auf gute Gedanken. Ich werde innerlich ganz ruhig. Für mich ist das Neue Testament stärker als die stärkste Tablette, die ich einnehmen muß.«

Strom und Quelle

Am 16. März 1968 wurde die geliebte Lebens- und Dienstgefährtin Paul Stäblers heimgerufen. Der Einsamgewordene wandte sich nicht müde und wehmütig von der Arbeit ab. Im Gegenteil, sein Wirken gewann noch einmal eine besondere Kraft der Hingabe an die Not der Hilfsbedürftigen. Noch im Februar 1970 war in einem Brief zu lesen: »Ich arbeite noch gern.« Doch schon bald danach ging der treue Knecht heim. Hören wir den kurzen Bericht des seelsorgerlichen Mitarbeiters von »Haus am Berg«, Christian Decker: »Am 16. 4. 1970 begleiteten wir Vater Stähler ins Krankenhaus. Er sah einer Nabelbruchoperation zuversichtlich entgegen. Wir waren alle froh, daß diese am 23. 4. gut verlief. Am Tage danach kamen jedoch notvolle Krisen, die am Sonntag, dem 26. 4. 1970, in der Frühe zum Tode führten. Im Losungsbüchlein lasen wir bewegt das Wort für diesen Tag: ›Deine Toten werden leben‹ (Jes. 26, 19).«

In einem der zahlreichen Nachrufe hieß es: »Paul Stähler war ein Mensch, wie sie in unserer Gesellschaft heute selten geworden sind, der, wenn etwas Schwieriges auf ihn zukam, wenn er gebeten wurde, dies und jenes zu übernehmen, das Schwere nicht abgeschoben hat, der nie sagte: ›Das sollen andere tun.‹« Sein unermüdliches soziales Handeln ruhte aber – so hat es ein naher Freund bezeugt – »auf den Fundamenten von klaren Führungslinien und leuchtenden Grundsätzen«. Welches waren diese Grundsätze? »Man könnte zunächst das heute viel strapazierte Wort ›Mitmenschlichkeit‹ nennen, oder besser und biblisch gesagt: die ›Nächstenliebe‹. Sie floß wie ein warmer Golfstrom durch sein Herz und durch das weitverzweigte Werk, das er gründen und führen durfte. Aber sie war nur der Strom, nicht die Quelle. Wenn man ihn selber nach der Quelle gefragt hätte, dann würde er einen Namen genannt haben, der leuchtend über seinem Leben stand. Ein Name, der, wie die Bibel sagt, über alle Namen ist: ›Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit.‹«

Paul Stähler hat seinen Weg in die soziale Tätigkeit einmal mit den folgenden Worten motiviert: »Ich habe den Ruf in diese Arbeit an-

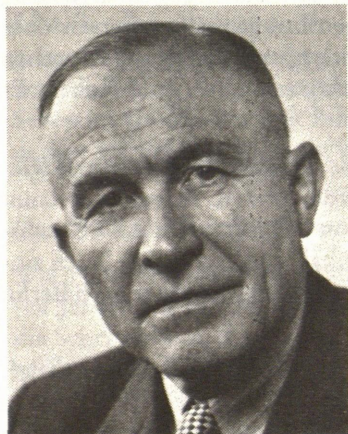
genommen, weil ich den Menschen, die in diesem Leben so benachteiligt sind, die ewige Herrlichkeit öffnen möchte.« Dieses Ziel hat er unbeirrt im Auge gehabt und behalten. Solcher Blick hat ihm geholfen, jeden der vielen Pfleglinge seiner Heime ernst und wichtig zu nehmen und liebzuhaben, trotz all ihren menschlichen Schwächen und Wunderlichkeiten. Das ewige Ziel der Menschen war ihm wichtig, aber auch die kleinen Freuden und Hilfen, die ihren Alltag erhellen sollten.

Der rasche und plänereiche Mann war für seine Mitarbeiter nicht immer ein leichter Partner. Aber sie spürten, daß sie für ihn keine bloße Nummer, kein Rädchen nur im Getriebe waren. Deshalb hingen sie an ihm und liebten das Werk, in dem sie zusammen mit ihm schaffen durften. Von der liebevoll-aufmerksamen Zuwendung Paul Stäblers zum einzelnen abschließend ein eindrückliches Beispiel: Im Jahre 1949 wurde das 100jährige Jubiläum der Gustav-Werner-Stiftung gefeiert. Kein geringerer als der damalige Bundespräsident Theodor Heuss war der Festredner. Paul Stäbler, der Vorstand der Stiftung, begleitete den hohen Gast zur Listhalle in Reutlingen, wo die Festversammlung stattfand. Plötzlich entdeckte er unter den Menschen, die Spalier bildeten, die Frau eines Mitarbeiters, der sich noch in Kriegsgefangenschaft befand. Er löste sich für einige Augenblicke von der Seite des Bundespräsidenten und ging zu der Frau hin, die er schon länger nicht mehr gesehen hatte. Er drückte ihre Hand, erkundigte sich nach ihrem Ergehen und wollte wissen, ob sie Not litte und ob man ihr irgendwie helfen könne. Dann kehrte er zu dem erlauchten Gast zurück.

Inzwischen ist Paul Stäblers Gründung, die »Haus am Berg-GmbH«, 25 Jahre alt geworden. Ihre Aufgabe ist unverändert. Als Werk der Diakonie und der christlichen Tat im Rahmen der freien Wohlfahrtspflege will sie Ströme helfender Liebe zu der ihr in acht Heimen anvertrauten 860 Menschen leiten. Die Quelle zu allem soll weiterhin in dem einen Namen entspringen: Jesus Christus.

Arno Pagel

Fritz Rienecker



Geb. 27. 5. 1897 in Streckau (Kreis Weißenfels) in der damaligen preussischen Provinz Sachsen. Besuch des Lehrerseminars in Quedlinburg. Nach zweijährigem Volksschuldienst Erwerb der Hochschulreife. Studium der Theologie und Pädagogik an den Universitäten Berlin, Kiel und Hamburg. 1924–1941 theologischer Mitarbeiter des Verlages Ihloff & Co. in Neumünster. Schriftleiter der Blätter »Nimm und lies« und »Auf der Warte«. Bis 1946 im Pfarramt in Geesthacht. Dann bis 1949 Leiter der Evangelischen Akademie in Braunschweig. 1949–1957 theologischer

Lehrer in St. Chrischona. Schließlich noch vier Jahre Leiter des Altpietistischen Gemeinschaftsverbandes in Württemberg. Fruchtbare theol. Schriftsteller. Gest. 15. 8. 1965.

Das Knistern in der Lunge und der Schmierbrief

Das einst sehr bekannte Evangelisationsblatt »Nimm und lies«, das unter der Schriftleitung von Fritz Rienecker in wenigen Jahren eine Auflagensteigerung von 80000 auf 250000 erlebte, ist schon dem zehnjährigen Jungen vertraut gewesen. Er hat einige Jahre lang jeden Sonntag etwa 30 Exemplare davon verteilt. Unvergeßlich ist ihm das Abenteuer mit einem riesigen Hofhund geblieben. Zu den Lesern gehörte eine gelähmte und völlig vereinsamte Bauersfrau, die sich jede Woche auf das Blatt sehr freute. Als Fritz wieder einmal zu ihr wollte, verpernte ihm der riesige Hofhund, der sich von der Kette gerissen hatte, den Weg. Er tobte und bellte furchterregend. Aber die kranke »Tante« durfte doch nicht ohne den Trost des Blattes bleiben. Der Junge betete, wappnete sich mit all seinem Mut und ging auf den Hund zu. Dieser zerriß ihn nicht, sondern wurde merkwürdigerweise ganz brav und still. Fritz konnte seinen Liebesdienst ungehindert tun.

Bevor aus dem kleinen Verteiler von »Nimm und lies«, der so augenfällig Gottes bewahrende Hand erlebt hatte, der Schriftleiter des Blattes wurde, dauerte es natürlich noch eine geraume Weile. Rien-

eckers Studium fiel in die berüchtigte Inflationszeit. Sein sauer erspartes Geld, aber auch die Kräfte seines Körpers wurden – durch Hunger – aufgezehrt. Der an Lungentuberkulose Erkrankte kehrte heim ins Elternhaus. Die große Heimkehr ins himmlische Vaterhaus schien bevorzustehen. Da hörte er eines Tages ein eigenartig knisterndes Geräusch in seiner linken Lungenhälfte. Er war über dieses so plötzlich eintretende Knistern und Knastern, Rauschen und Pfeifen, das gar nicht wieder aufhören wollte, erschrocken. Er dachte, die Lunge risse auseinander.

Doch dann verzog sich allmählich das Knistern, und es wurde wieder still in der Lunge. Der Arzt wurde gerufen. Er stellte erstaunt fest: »Ein Wunder ist geschehen. Von selbst hat sich ein Pneumothorax gebildet, um die linke Lungenhälfte stillzulegen!« Nach einjähriger Unterbrechung des Studiums konnte Rienecker nach Berlin zurückreisen.

Die nächste wunderbare Erfahrung war die mit dem Schmierbrief. Einen solchen schrieb Fritz Rienecker nach seinem Examen an den Verlag Ihloff & Co in Neumünster. Ihm war eine Anzeige in die Hände gefallen, nach der ein akademisch gebildeter Schriftleiter für die Blätter des Verlages »Nimm und lies« und »Auf der Warte« gesucht wurde. Diese Anzeige versetzte ihn in eine merkwürdige innere Unruhe, als ob das eine Aufgabe für ihn sein könne. Aber dann zweifelte er wieder an der Echtheit der inneren Stimme. Zu einem absichtlich geschmierten Brief raffte er sich dann doch auf. Sicher würde dieser im Papierkorb landen. Aber das geschah nicht. Der innerlich hin und hergerissene Schreiber wurde vielmehr von Direktor Möbius zur Vorstellung gebeten – und eingestellt! Da war die Unruhe verschwunden, und es folgten 17 Jahre eines fröhlichen und reichen literarischen Schaffens.

Wir hörten schon von der raschen Aufwärtsentwicklung des Evangelisationsblattes »Nimm und lies«. Mit dem Leserkreis entstand ein umfangreicher Briefwechsel. Dieser schwoll immer dann besonders an, wenn eine Nummer dem Thema »Aberglaube« gewidmet war. Viele schrieben sich ihre Not und Gebundenheit auf diesem Gebiet von der Seele. Gott schenkte manche Errettung und Lösung aus dem finsternen Bann.

Zur Schriftleitertätigkeit trat für Rienecker eine ihn sehr befriedigende Arbeit an der Jugend von Neumünster, im Kindergottesdienst und in mancherlei Evangeliumsverkündigung hin und her in Schleswig-Holstein. Plötzlich war die Idee da, eine volkstümliche Bibelerklärung zu schreiben, und zwar eine solche, welche die theo-

logische Wissenschaft beachtet und verwertet, aber sie umsetzt in das Kleingeld des Alltags. Doch war das wirklich Gottes Fingerzeig und nicht Einbildung und Hochmut? Beim Verlag Ihloff bestand zunächst kein Interesse für einen solchen Plan, aber der Brunnen-Verlag in Gießen, dem eine erste sehr bescheidene Probe von drei Schreibmaschinenseiten mit einer Auslegung von Lukas 1, 1–4 zugesandt worden war, zeigte sich nach mehr begierig. Das Ergebnis war schließlich ein umfangreicher Lukaskommentar von über 450 Seiten im Großformat mit Bildanhang. Über den Schriftsteller Rienecker werden wir in einem späteren Abschnitt noch mehr hören.

Das Ende in Neumünster und der Anfang »im Heidenland«

Wie mancher andere erlebte auch Rienecker in den schicksalsschweren Jahren des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges, daß die Schriftleitung christlicher Blätter eine immer mühevollere und gefährlichere Tätigkeit wurde. Angriffe, Schikanen, Verhöre und Verbote häuften sich. Schließlich wurde – als Notmaßnahme des Krieges getarnt – das Ende alles christlichen Schrifttums verfügt. Mit dem 1. Mai 1941 war Rienecker endgültig seines Postens als Schriftleiter enthoben.

Aber er fand schnell wieder Amt und Brot. Das Landeskirchenamt in Kiel berief ihn in das Pfarramt Geesthacht. Es sah zunächst sehr traurig mit dem kirchlichen Leben aus in der Stadt und in den umliegenden Dörfern, in denen auch Gottesdienste zu halten waren. Diese fielen öfter aus, weil niemand kam. Da faßte Rienecker den Gedanken: »Versuchs's doch einmal mit einer Kinderarbeit auf den Dörfern!« Er lud zum freiwilligen Religionsunterricht, »Christenlehre« genannt, ein. Erstaunlich viele Kinder fanden sich ein, auch aus solchen Familien, die völlig entkirchlicht dahinlebten. »Nichts« brachten diese Kinder von Hause aus mit. Die meisten von ihnen hatten noch nie eine Bibel und ein Gesangbuch gesehen. Zwölfjährigen waren Namen wie Jesus, Maria, Joseph, Petrus und Paulus völlig unbekannt.

Von dieser seiner Tätigkeit sagt Rienecker: »So fing meine Christenlehre an wie mitten im Heidenlande.« Aber es stellten sich erfreuliche Erfolge ein. Mit der Zeit kamen fast alle Kinder in den Dörfern. Manche scheuten nicht Wege von vier oder fünf Kilometern durch Schnee, Eis, Regen und Wind. Mit großer Spannung lauschten sie den biblischen Geschichten. Ein stilles Staunen und eine tiefe Hochachtung vor der Person Jesu erfüllte ihre Herzen mehr und mehr. Von den Kindern her wurde eine erste Brücke zu

den Herzen der Eltern gebaut und wurden Hausbesuche und Gottesdienste gut vorbereitet. In einem der Dörfer ohne Kirche konnte ein regelmäßiger Gottesdienst in der Schule eingerichtet werden. In andern füllten sich die sonst leeren Kirchen zusehends. Natürlich sahen Partei und Geheime Staatspolizei die eifrige und nicht vergebliche Tätigkeit von Pfarrer Rienecker äußerst ungern. Es blieben auch Verhöre und Verwarnungen nicht aus. Zu einer Bestrafung aber kam es nicht mehr, weil der Krieg immer mehr der Katastrophe entgegen ging.

Nach Kriegsende legte Gott seinem Knecht Gnade und neue Kraft zum Schaffen zu. Die Gemeindegemeinschaft in der Stadt wuchs zusehends. Dazu trugen nicht zuletzt die vielen Flüchtlinge aus den deutschen Ostgebieten bei.

Drei weitere Stationen

In die fröhliche Aufbauarbeit in der Gemeinde, unter der Jugend und den Kindern fuhr wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Telegramm aus Braunschweig folgenden Inhalts: »Wir suchen für die Evangelische Akademie in Braunschweig einen Dozenten für Neues Testament und systematische Theologie und bitten Sie, wenn irgend möglich, diesen Lehrauftrag anzunehmen.« Wieder gab es einen langen und heißen Kampf; denn seine Gemeinde war Rienecker ans Herz gewachsen, mit tausend Fäden hing er an ihr. Aber auch die Lehrtätigkeit zog ihn an. Es kam zunächst zu einem Kompromiß, der viel Zeit und Kraft forderte: Neun Monate bewegte sich Fritz Rienecker zwischen Geesthacht und Braunschweig hin und her, in überfüllten Eisenbahnzügen, stundenlang stehend, und hielt Gottesdienst in Geesthacht und tat Lehrdienst in Braunschweig. Schließlich entschied er sich doch ganz für den letzteren. Es machte ihm große Freude, zusammen mit einem größeren Dozentenkollegium, in einem viersemestrigen Studium gläubige junge Menschen zu Katecheten, Religionslehrern, Jugendleitern und Gemeindegemeinschaftshelfern auszubilden. 90 Prozent der Studierenden waren Flüchtlinge. Viele dieser Männer und auch Mädchen waren durch tiefes und schweres Kriegserleben hindurchgegangen und im Glauben gereift. Es war ein Vorrecht, mit ihnen allen hineinzusteigen in die Fülle und den Reichtum der Erkenntnis Christi. Es war wie ein kleines geistliches Frühlingserwachen in der Braunschweigischen Kirche, in welcher der Pietismus und die erweckliche Verkündigung nie stark verwurzelt gewesen sind. Aber nur eine kurze Zeit dauerte diese gesegnete Akademiearbeit. Sie mußte nach der Währungsreform aufgrund finanzieller Schwierigkeiten eingestellt wer-

den. Doch 200 Studenten waren »fertig« geworden und in eine treue und zielklare Mitarbeit in Gottes Erntefeld eingetreten.

Rienecker folgte nun einem Ruf auf die bekannte Predigerschule St. Chrischona bei Basel. In diesem neuen Dienstabschnitt wechselten Unterricht, Predigtdienst, Reisetätigkeit, Bibelkursarbeit, theologische Referate auf Konferenzen im In- und Ausland und umfangreiche Schriftstellerei in überreicher Fülle miteinander ab. Hören wir seine eigenen Worte: »Und immer und immer mehr kommt das Herz aus dem Staunen und der Anbetung über die Herrlichkeit und Majestät des Wortes Gottes nicht heraus. Es geht, obwohl alle die nicht leichten Aufgaben höchste Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte in Gebet und Arbeit fort und fort fordern, dennoch von einer Herrlichkeit zur andern Herrlichkeit.«

Das dankbare Zeugnis eines Schülers weist in dieselbe Richtung: »Pfarrer Rienecker verstand es, den Seminaristen die Größe und Herrlichkeit Gottes und Jesu Christi vor Augen zu führen. Er prägte seine Schüler bewußt im Sinne des Staunens und der Anbetung über die großen Heilswirklichkeiten. Er konnte nicht unpersönlich, distanziert über die Theologie dozieren. Immer spürte man die Ehrfurcht vor dem großen ›Lehrstoff‹ und das Hineingenommensein seiner ganzen Person. Manchmal riß ihn der Inhalt, der ihn gepackt hatte, in der Rede förmlich mit sich fort. Dabei drückte er sich nie verschwommen aus oder übertrieb schwärmerisch. Die Klarheit und Durchsichtigkeit seiner Gedanken machten das Folgen für die Schüler leicht. Er besaß auch die Fähigkeit, Gaben zu wecken und zur Weiterarbeit zu ermutigen.«

Noch ein letztes Mal setzte Fritz Rienecker seinen Wanderstab weiter. Er übernahm 1958 die Leitung des Altpietistischen Gemeinschaftsverbandes in Württemberg. Dort konnte er seine Gabe der Schriftdarbietung unter den bibelgebundenen Schwaben noch einmal kräftig praktizieren. Wie freute es ihn, daß er dort Handwerker, Bauern und Interessierte aus andern Ständen fand, denen er die Hauptbegriffe des Neuen Testaments in der griechischen Originalsprache beibringen konnte! Es folgten für den fleißigen Mann, dem ein zunehmendes Herzleiden zu schaffen machte, noch einige Jahre des »tätigen Ruhestandes« in Schleswig-Holstein. Als er schließlich einem Herzinfarkt erlag, starb er in der Gewißheit, die er in einem seiner Buchtitel in die Worte gefaßt hatte: »Das Schönste kommt noch!«

»Die Heilige Schrift ist ein abgrundtiefes Meer«

Schon als Junge hat Fritz Rienecker davon geträumt, einmal Bücher schreiben zu dürfen. Die er dann geschrieben hat, dienten alle dem Zweck, die Heilige Schrift dem Bibelleser verständlicher zu machen, zur Ehrfurcht ihr gegenüber zu rufen und ihren Reichtum entfalten zu helfen.

Wir hörten schon von seinem Erstlingswerk, dem Kommentar zum Evangelium des Lukas. Einige Jahre später legte er einen ähnlich gründlichen und ausführlichen Kommentar zum Epheserbrief vor. Solche Bücher sollten nach seinem Verständnis auf keinen Fall die eigene Arbeit der Gläubigen an der Bibel ersetzen oder gar verdrängen. Im Gegenteil. Um den vollen Wert der biblischen Sprache bis in den einzelnen Begriff hinein aufzuschließen, brachte Rienecker im Jahre 1938 seinen »Sprachlichen Schlüssel« zum griechischen Neuen Testament heraus. Er wollte auf diese Weise den Originaltext all denen nahebringen, die keine Gelegenheit oder Möglichkeit hatten, auf einem Gymnasium oder auf der Universität die alten Sprachen zu erlernen. Diese seine Arbeit hat eine große Anerkennung und Verbreitung gefunden. Schon im Jahre 1948, also zehn Jahre nach Erscheinen, war die siebte Auflage des »Schlüssels« fällig! Pfarrer und Prediger haben das Buch dankbar begrüßt, aber auch zahlreiche Laien – wie die schon erwähnten württembergischen Altpietisten – sind auf diese Weise in die ersten Geheimnisse des neutestamentlichen Griechisch eingedrungen.

Was den Namen von Fritz Rienecker aber vor allem bekanntgemacht hat und ihn wohl für lange Jahre vor dem Vergessenwerden bewahren wird, ist die Herausgabe der »Wuppertaler Studienbibel«, zusammen mit dem auch schon heimgegangenen und in diesem Buch dargestellten Oberkirchenrat Werner de Boor aus Schwerin in Mecklenburg. Die Bände dieser inzwischen vollendeten Auslegungsreihe, die eine Anzahl von Mitarbeitern geschrieben haben, sind ein Geschenk Gottes an die bibellesende gläubige Gemeinde, die auf dem Grunde des unerschütterlichen, völlig zuverlässigen Gotteswortes steht. Keiner ist besser berufen als Fritz Rienecker, die Zielsetzung des Werkes zu verdeutlichen:

»Die Wuppertaler Studienbibel will der persönlichen Schriftforschung des Bibellesers dienen. Sie will dem starken Verlangen nach tieferem Verständnis des Wortes Gottes gerecht werden. Sie will ferner Hilfsdienste leisten für die Vorbereitung zum Predigtamt. Dabei ist besonders gedacht an den freiwilligen Mitarbeiter im Verkündigungsdienst. Gerade ihn, dessen Zeugnis heute so sehr wich-

tig ist, der aber neben seinem irdischen Beruf wenig Zeit zur Vorbereitung hat, wollen die Erläuterungen Handreichung sein.

Die Wuppertaler Studienbibel hat ihre Texterklärungen nach zwei Gesichtspunkten ausgerichtet: dem sachlichen und dem erbaulichen. Die sachliche Worterklärung will Fragen verstandesmäßiger Art, schwierige Schriftstellen, nicht leicht faßbare Wortzusammenhänge, »palästinensische Sitten und Gebräuche« zu klären versuchen. Die erbauliche Worterklärung will nicht wie die sachliche dem Verstande dienen, sondern dem Herzen. Sie will die Worte in ihrem überzeitlichen Vollsinn zu fassen suchen, die biblischen Begriffe in ihrem ewigen Gehalt zu begreifen sich bemühen. Bei all diesem fleißigen Bemühen weiß aber auch der ernste Bibelleser sehr wohl, daß nur der Heilige Geist der wahre Erklärer des Wortes Gottes ist. Die fleißige Bitte um das Wirken des Heiligen Geistes ist darum fort und fort ebenso dringend nötig wie das anhaltende, gründliche Forschen und Studieren der Heiligen Schrift.«

Solche positive Arbeit an der Heiligen Schrift ist das eigentliche Verdienst und der nachhaltige Auftrag Fritz Rieneckers gewesen. Natürlich hat es auch an abfälliger Kritik nicht gefehlt. »Wo bleibt«, so fragten die Modernisten, »der Ertrag und die Verwendung der wissenschaftlichen theologischen Forschung?« Nun, von ehrfürchtigen, bibelgläubigen Gelehrten wie Frederic Godet, Theodor Zahn und Adolf Schlatter hat Rienecker allezeit gern gelernt. Aber die oft fragwürdigen wissenschaftlichen Erträge der modernistischen Ausleger nötigten ihm keinen Respekt ab. Diese Vertreter stets wechselnder Theorien hatten zuviel vom biblischen Text streichen, ausfallen lassen oder umdeuten müssen, bevor sie sich mit dem Etikett »wissenschaftlich« schmücken konnten. Das sogenannte Entmythologisierungsprogramm hat Rienecker klar und mit guten Gründen abgewiesen.

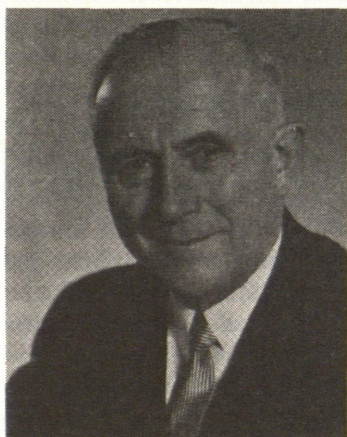
Noch ein Ergebnis der Arbeit Rieneckers an der Schrift muß genannt werden: das Lexikon zur Bibel. Es werden insgesamt etwa 6000 Stichworte behandelt, in denen wichtige Begriffe entfaltet werden und die biblische Welt und Umwelt klar hervortritt.

Hören wir jetzt noch ein Bekenntnis, das in den innersten Quellgrund von Rieneckers Leben und Arbeiten hineinleuchtet: »Die Heilige Schrift ist ein abgrundtiefes Meer. Es ist unmöglich zu sagen, wie tief dieses Meer ist. Es ist aber auch ebenso unmöglich zu sagen, wie dieses abgrundtiefe Meer in dem Wasserpfützlein des menschlichen Wortes eingefangen werden konnte. Es ist weiter unmöglich zu sagen, wie für den, der über diesem Wasserpfützlein

des menschlichen Wortes sinnend kniet, selbst das Pfützlein des menschlichen Wortes zu solch einem Ozean sich ausweitet, daß man seine abgrundtiefen Tiefen nicht ermessen kann. Und je mehr man darüber sinnend kniet, desto mehr muß man erkennen, daß man noch gar nicht darüber nachgesonnen hat. – So abgrundtief ist das Gotteswort im Menschenwort. Das aber ist das glückselige Geheimnis der Schrift.«

Arno Pagel

Heinrich Müller



Geb. 4. 7. 1897 in Lemgo. Teilnehmer am Ersten Weltkrieg. Danach Ausbildung in der Evangelistenschule Johanneum in Wuppertal-Barmen. Kurze Zeit in der Arbeit der »Jünglingsvereine« (jetzt CVJM) im Lipperland. Dann freier Evangelist, wohnhaft in Lieme bei Lemgo. 1927 Gründung der Evangelischen Landeskirchlichen Volks- und Schriftenmission. 1942 bis 1945 im Pfarrdienst in Lage/Lippe. Kirchliche Ordination zum Pastor. Gest. 2. 5. 1971.

Es begann auf dem Jahrmarkt

Heinrich Müller ist weithin bekanntgeworden durch die von ihm begründete Volks- und Schriftenmission in Lieme/Lippe (jetzt Lemgo-Lieme). Bis zu seinem Heimgang hat er dieses Reichgotteswerk geleitet und geprägt. Auf ihn trifft das Sprichwort zu: »Früh übt sich, wer ein Meister werden will.« Schon als Siebenjähriger hat Heinrich Müller seine ersten Schriften verteilt, und zwar als kleiner Gehilfe seines Vaters, eines eifrigen Blaukreuzlers, der mit dem Blatt »Rettung« durch die Straßen von Lemgo und in die benachbarten Dörfer zog.

Heinrich gewann früh den Heiland lieb. Als der Elfjährige nach einem Geburtstagswunsch gefragt wurde, lautete seine Antwort: »Mutter, ich möchte gern eine eigene Bibel haben.« Mit dreizehn Jahren hatte er diese zum erstenmal durchgelesen. Natürlich blieb vieles seinem Verständnis noch verschlossen, aber vieles senkte sich auch schon als guter Same in das Gemüt des Kindes.

Mit einem gleichgesinnten Freund, dem Sohn eines Kaufmanns, traf Heinrich sich oft auf dem Speicher von dessen Elternhaus. Die beiden Jungen haben dort die Bibel gelesen und miteinander gebetet. Und sie haben zusammen Schriftenmission getrieben! Das fing so an, daß sie Bibelsprüche und Liederverse auf Zettel abschrieben und diese unter die Leute brachten. Ihr Eifer wurde fröhlich angefacht, als sie in einem kleinen Heftchen von einem Kind lasen, das Schrif-

ten auf dem Jahrmarkt verteilte. In einer Jahrmarktsbude las ein junges Mädchen eine solche Schrift und kam dadurch zum Glauben an den Herrn Jesus. Nun beteten die beiden Freunde inständig: »Herr Jesus, wir möchten auch Schriften verteilen. Aber wir haben kein Geld, welche zu kaufen. Schenk uns doch bitte das nötige Geld!«

Nach einigen Wochen berichtete Heinrichs Freund strahlend: »Du, mein Vater hat mir für meine Mithilfe im Geschäft fünf Mark geschenkt. Dafür kaufen wir jetzt Traktate.« In einer kleinen christlichen Buchhandlung in Lemgo gab es solche Schriften. Fünf Mark waren in jenen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg eine große Summe Geld und nicht gerade häufig in Kinderhänden. Darum äußerte der Buchhändler zunächst den Verdacht, das Geld sei gestohlen. Als er dann aber auf seine Nachfrage hin erfuhr, wer die Eltern der beiden Buben waren, ließ er sein Mißtrauen fahren und händigte die Schriften aus. Darunter waren auch zehn Neue Testamente, von denen damals ein Exemplar nur zehn Pfennige kostete!

Und nun mit der Beute erst noch einmal hinauf ins Gebetskämmerlein auf dem Speicher! Dort baten die beiden kleinen Missionare ihren Herrn um Mut und um offene Türen. Aber es fing dann sehr enttäuschend an. Als sie nämlich in den Wagen eines Karussellbesitzers traten und sagten: »Wir haben hier eine Schrift für Sie, in der steht etwas vom Herrn Jesus«, da hetzte der Mann seinen Hund auf die Jungen und trieb sie rasch hinaus. Hinter einem Kastanienbaum haben sie zu Gott um neuen Mut gefleht. Und die »Tante« im zweiten Wagen, die dort krank und allein lag, nahm dann ihr Blatt mit Freuden auf. Als sich herausstellte, daß sie keine Bibel besaß, bekam sie auch noch ein Neues Testament geschenkt. Auch die weiteren Erfahrungen waren ermutigend. Dieses Tun und Erleben der beiden Dreizehnjährigen war – so stellt ein Freund Heinrich Müllers fest – die eigentliche Geburtsstunde der Volks- und Schriftenmission!

Die überraschende Frage eines Generals

Die frühe Liebe zur Schriftenmission hat Heinrich Müller auch in die Soldaten- und Kriegszeit hinein begleitet. Auch da boten sich Gelegenheiten, wo er mit Traktaten fröhlich missionieren konnte. Doch meinte er zunächst, er müsse sich auf Soldaten und Unteroffiziere beschränken und die Offiziere auslassen. Einmal jedoch hatte ihn ein General von weitem bei seinem Tun beobachtet. Als dieser näher kam, ließ Heinrich Müller seine Traktate rasch in der Tasche verschwinden. Doch der hohe Offizier forschte nach, was er denn

da verteile. Die Antwort: »Religiöse Schriften, Herr General!« – »Kann ich mal eine sehen?« Unserem Missionar zitterten die Knie und Hände, als er ein Traktat überreichte, auf dem in der »Sprache Kanaans« als Titelfrage formuliert war: »Hast du Jesus, hast du Frieden?« Die Reaktion des Generals war völlig unerwartet. Er sah abwechselnd auf das Blatt und auf den furchtsamen Untergebenen und fragte dann: »Sagen Sie mal, sind Sie der Meinung, daß eine solche Schrift nichts für einen preußischen Offizier sei?« Fortan hat Heinrich Müller sein Leben hindurch keine Angst mehr gehabt, an Menschen jeden Ranges Traktate weiterzureichen.

Eine weitere Ermutigung folgte wenige Tage später. Als Heinrich Müller wieder beim Verteilen war, legte sich von hinten eine Hand auf seine Schulter. Er blickte sich um und gewahrte einen Offizier. Dieser fragte ihn: »Kamerad, hast du noch Munition für mich? Ich habe die meinige alle verschossen.« Da wurden der Mann aus dem Mannschaftsstand und der Offizier Verbündete beim Traktateverteilen! Aufgrund solcher und ähnlicher Erlebnisse hat unser Bruder später die Missionsfreunde immer wieder ermuntert: »Laßt uns nicht feige sein! Wenn wir etwas für Jesus wagen, dann steht er hinter uns, und wir werden seine Gnade und seine Kraft erfahren. Er läßt es dann nicht an Freude und ermutigenden Zeichen fehlen.«

»Laß die Schrift in einer hohen Auflage erscheinen!«

Nach seiner Ausbildung im Johanneum stand Heinrich Müller nur kurze Zeit in einem organisatorisch fest gebundenen Dienst: in der Jungmännerarbeit im heimatlichen Lipperland. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg ging ein geistliches Frühlingswehen durch die Lande. Heinrich Müller, voll glühender Retterliebe, gab sich in seiner Jugendarbeit nicht mit allerlei Firlefanz ab, sondern er rief die jungen Leute unter das Wort Gottes und zum Heil in Jesus. Gottes Geist wirkte mächtig, und viele Menschen kamen zum lebendigen Glauben an den Heiland. Es entstanden viele Bibelkreise, die regelmäßig betreut wurden. Heinrich Müller war oft Tag und Nacht unterwegs. Radfahrten von 60 km und mehr an einem Tage waren keine Seltenheit. Gott schenkte treue junge Menschen aus allen Berufen als Helfer.

Doch Heinrich Müllers missionarisches Wollen und seine evangelistische Gabe drängten über diese fest umrissene Aufgabe hinaus. Er begann die ersten Traktate zu schreiben. Sie waren zunächst für die Kreise bestimmt, in denen er mitarbeitete. Er war erst 24 Jahre alt, als er als freier Evangelist in ein Haus in Lieme zog, das Auguste

Schröder gehörte. Diese wurde seine erste Frau. Das Haus wurde die Grundlage und Heimstatt für die seit 1927 aufblühende Landeskirchliche Volks- und Schriftenmission. Die 1959 nach 36 Ehejahren heimgegangene Gefährtin hat sich um das Werk durch eine tatkräftige Mitarbeit verdient gemacht. In seiner zweiten Ehe verband sich Heinrich Müller mit Frau Gertrud geb. Sieghart. Es wurden elf glückliche Jahre, in denen beide in einer frohen Harmonie ihre Gaben gemeinsam dem Werk der Schriftenmission widmeten.

Wir hörten oben schon von Heinrich Müllers ersten Schreibversuchen. Es war im Jahre 1927, als er einem Freund, der in Lieme die Ferien verbrachte, eine kleine, gerade vollendete Schrift mit dem Titel »Durch Leiden zur Herrlichkeit« vorlegte. Lassen wir ihn nun selber erzählen, was sich weiter begab: »Die Schrift war aus der Erkenntnis entstanden, daß es gut sei, bei Krankenbesuchen eine kleine Schrift zu hinterlassen, die über den Segen des Leides unterrichtete. Es gab damals schon manche wertvolle Schriften für Kranke. Aber für die, welche viele Krankenbesuche machten, waren sie zu teuer. Da gab der Herr den Auftrag, einmal etwas zu schreiben, was nach Möglichkeit kostenlos herausgegeben werden konnte.

Nach aufmerksamem Lesen gab mein Freund das Manuskript zurück und sagte: »Die Schrift wird vielen Kranken zum Segen. Ich rate dir, laß sie in einer hohen Auflage drucken.« Wir beteten um Klarheit und sagten dem Herrn: »Wir sind bereit, den Weg im Glauben zu gehen.« In den nächsten Wochen antwortete Gott. Während einer Reise wurden mir von verschiedenen Seiten Liebesgaben überreicht mit der Bemerkung: Für einen besonderen Zweck. Ermutigt durch die wunderbare Gebetserhörung, bat ich die Druckerei um die Berechnung von 10 000 Stück einer 32seitigen Schrift. Der Inhaber der Druckerei antwortete: »Warum wollen Sie denn nur 10 000 drucken lassen? Ich mache Ihnen den Vorschlag, gleich 30 000 auflegen zu lassen, dann können Sie Ihr Vorhaben leichter ausführen.« So erhielt ich ein Preisangebot über 30 000 Schriften. Nun wagten wir, den Herrn um die notwendigen Mittel zu bitten, und er füllte uns die Hände, ohne daß im Kreise der Freunde besonders davon gesprochen wurde. Der erste Auftrag konnte sofort bar bezahlt werden. Das war ein Geschenk Gottes am Anfang unserer Missionsarbeit.

Etwa 6–8 Wochen nach Erscheinen der Schrift war die erste Auflage bereits vergriffen. Gemeindegewestern, Pastoren, Ärzte, Heilpraktiker, Diakonissen und Gläubige aus allen Kreisen legte es der Herr aufs Herz, die Schrift zu verbreiten. Sie fand auch schnell über

Deutschlands Grenzen hinaus viele Freunde. Schon im ersten Jahr ging sie in 16 Länder der Erde.«

Auf die erste etwas umfangreichere Schrift folgten bald weitere, die ebenfalls eine starke Verbreitung erfuhren. Daraus ergaben sich mancherlei Fragen, die durchgebetet und besprochen werden mußten. Es wurde ein Bruderkreis gebildet, der die Verantwortung mit übernahm. Damit war eine neue Missionsarbeit ins Dasein getreten.

»Dann müssen wir noch mehr beten und glauben«

Dieser Satz wurde in dem genannten verantwortlichen Bruderkreis ausgesprochen, als wieder einmal das von Anfang an auf freiwillige Gaben der Missionsfreunde sich stützende Werk der Schriftenmission in einen finanziellen Engpaß geraten war. Doch durch alle Krisenzeiten hat der Herr – durch das Gebet und die Gaben der Freunde – die Arbeit hindurchgetragen. Immer wieder erwiesen sich die menschlichen Verlegenheiten als die Gelegenheiten Gottes. Aus der fleißigen Feder Heinrich Müllers flossen nach und nach an die 100 größere und kleinere Schriften und Broschüren. Alle waren klar, leicht verständlich und anschaulich geschrieben. Sie wurden viel gelesen, angefordert und verteilt. Sie beschäftigten sich mit vielen wichtigen Problem- und Lebensbereichen. Es seien einige Titel genannt: Aberglaube und Zauberei – Ist mit dem Tode alles aus? – Der Witwen Kraft und Trost – Die Bedeutung der Liebe im Leben der Gläubigen – Die Bibel, das Wort Gottes – Die Wiederkunft Jesu – Eine rechte Verlobung – Glückliches Familienleben – Zu eurer goldenen Hochzeit – Ich will euch tragen bis ins Alter – Herr, lehre uns beten – Ratschläge für die Seelsorge – Was ist die Sünde wider den Heiligen Geist? – Wie können Kinder Gottes Frucht bringen?

Diese und andere Schriften wandten sich vorzugsweise an Gläubige, enthielten aber immer zugleich einen evangelistischen Ton. Dazu kamen laufend kleinere Traktate mit einer für Jesus werbenden und zum Heil einladenden Botschaft. Dabei arbeiteten dann auch andere Brüder mit, die mit Heinrich Müller im Geist und in der Verkündigung übereinstimmten. Nach 40 Jahren waren insgesamt über eine Milliarde Schriften in viele Länder der Welt hinausgegangen. Der Rufkreis der Landeskirchlichen Volks- und Schriftenmission Lieme blieb nicht auf Deutschland und die deutsche Sprache beschränkt. Es wurden große Verteileraktionen in portugiesischer und in Hongkong in chinesischer Sprache und solche für den arabischen Raum durchgeführt. Wieviel Geld kostete alles! Da konnte schon einmal der Sorgengeist hochkommen. Aber Heinrich

Müller wußte eine bewährte Antwort auf die Frage: »Wie verlernt man als Gläubiger das Sorgen?« Und diese lautete: »Wenn man mit der Bitte gleich den Dank verbindet!« In dem ständig wachsenden Werk mit seinen vielen Missionsaufgaben in aller Welt ist viel gebetet und gefleht worden, daß der Herr die erforderlichen Mittel darreichen möge. Alle gemachten Erfahrungen konnte Bruder Müller kurz so zusammenfassen: »Gott stellte uns oft auf die Probe, aber er ließ es uns immer wieder erleben: »Mein Jesus verspätet sich nie!«

Wir wollen jetzt einmal aufzählen, welche Bereiche und Gelegenheiten Heinrich Müller für die Verbreitung seiner Schriften ins Auge faßte und wo überall diese ihren Segensdienst tun durften: an Krankenbetten, bei Trauerfällen, bei Familienfesten, in Kurorten (in der selbstgewählten oder ihm vom Arzt auferlegten Stille war mancher bereiter als in der häuslichen und beruflichen Hektik, eine Botschaft aus der Welt Gottes zu hören), auf Campingplätzen, unter Zigeunern, unter okkult Gebundenen und Belasteten, auf Jahrmärkten, unter Kindern, in Geschäften, als Beilage in Briefen, in der Bahnhofs- und Mitternachtsmission, in den Wartezimmern von Ärzten, auf der Straße, unter Erblindeten (verschiedene Hefte und Traktate wurden in Blindenschrift herausgebracht), unter dem fahrenden Volk der Zirkusse und Schaubuden, unter Seeleuten, in Gefängnissen, für die Angehörigen fremder Völker. Und immer wieder galt es auch, die Gläubigen zum Weg der Hingabe und Heiligung zu rufen und sie zum Dienst zu ermuntern. Öfter gab es »Großaktionen«. Dann wurden ganze Städte zum Missionsgebiet erklärt und »durchgekämmt«.

Unermüdlich hat Heinrich Müller die Dringlichkeit, die Schönheit und den Segen der Mitarbeit im Reiche Gottes durch Schriftenmission eingeschärft: »Ich bitte euch, laßt uns so die Zeit auskaufen, als ob jeder Tag der letzte für uns sei!« Er rief aber nicht nur die andern. Er war selber als Schriftenmissionar unermüdlich an der Front. Wo immer sich eine Gelegenheit bot, auf Reisen, in der Eisenbahn, im Urlaub und bei Kuraufenthalten, verteilte er seine Schriften. Als einmal eine Evangelisation, die viel Arbeit und Kraft erfordert hatte, zu Ende gegangen war, lud ihn sein Gastgeber zu einem kurzen Erholungsspaziergang ein. Dieser Freund war dann sehr erstaunt, als auch dafür sein Gast sich »Munition« einsteckte. Jemand hat den originellen Vergleich gebraucht: »Was dem begnadeten Posaunengeneral Kuhlo sein Flügelhorn war (er trug es überall bei sich), das waren bei Bruder Müller seine Schriften, ohne die er wohl kaum eine Reise angetreten hat.«

»Bei Ihnen kann man alles auspacken«

Bis ins 74. Lebensjahr hinein hat Heinrich Müller seinen ausgedehnten und anstrengenden Dienst getan. Er hat sich nicht damit begnügt, am Schreibtisch geruhsam seine Schriften zu schreiben und hinausgehen zu lassen. Er ist stets viel zu Vorträgen und Evangelisationen in ganz Deutschland unterwegs gewesen. Noch auf seinem letzten Krankenlager war er in seiner Phantasie mit der Reisetasche beschäftigt, die man ihm für den nächsten Dienst bereitstellen sollte. Er wurde persönlich und brieflich von vielen Leuten aufgesucht, die seinen Rat und seine Seelsorge beehrten. Viele mühselige und beladene Menschen fanden unter seinem Zuspruch die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden und neuen Mut zum Leben und Glauben. Schon seine Gabe und Bereitschaft des geduldigen Zuhörens bedeutete Hilfe und Ermutigung, z. B. für eine junge Christin, die in mancherlei Zweifel geraten war und die beglückt feststellte: »Bei Ihnen kann man alles auspacken. Man braucht sich überhaupt nicht zu genießen.«

Viel Seelsorge ergab sich für Bruder Müller auch immer auf den Bibelfreizeiten, die für den Freundeskreis der Schriftenmission an landschaftlich schönen Plätzen des In- und Auslandes veranstaltet wurden. Wo er »ehrbaren« Menschen begegnete, die nicht so recht einsehen konnten, warum sie einen Heiland brauchten, gab er ihnen wohl den Rat: »Beten Sie täglich, daß der Herr Ihnen Ihr Herz zeigt und dann sein Herz!« Bei innerlich festgefahrenen und müde gewordenen Gotteskindern suchte er behutsam nach den Gründen für die betrübliche Entwicklung. Manchen half es zur Klärung ihrer Lage und zu den ersten Schritten eines Neuanfangs, wenn sie sich ehrlich den an sie gerichteten Fragen stellten: »Haben Sie mit der Sünde ganz gebrochen? Haben Sie sich Jesus ganz ausgeliefert? Haben Sie gefährliche Verbindungen mit den Kindern der Welt abgebrochen? Bekennen Sie Jesus vor den Menschen? Wo Licht ist, da leuchtet es auch!«

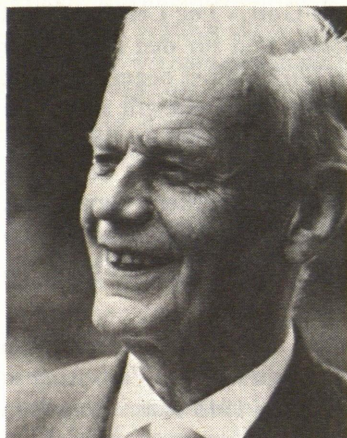
Zum 40jährigen Jubiläum der Landeskirchlichen Volks- und Schriftenmission gab Heinrich Müller eine umfangreiche Festschrift heraus. Diese schloß er mit den folgenden Sätzen, die noch einmal auf seinen und aller Jünger Jesu Lebensauftrag hinweisen sollen: »In einer Gegend gab es einen Sonderling. Er suchte alle die Plätze auf, wo Unkraut stand, entfernte es und streute kostbaren Blumen samen aus. Nach einigen Monaten zierten blühende Blumen die ehemaligen Unkrautecken. Man sah Vergißmeinnicht, Goldlack und andere Blumen. Die Menschen in den Ortschaften zerbrachen

sich den Kopf, wer nur die Blumen dorthin gesät haben mochte, bis man nach langer Zeit entdeckte, daß der Sonderling den Samen ausgestreut hatte. Von der Zeit an nannte man ihn das Samenmännlein. – Wollen wir beide nicht auch solch ein ›Samenmännlein‹ werden, das auf dem Wege durch dieses Leben unermüdlich den kostbaren Samen des Wortes Gottes ausstreut? Wir gehen nur einmal über diese Erde. Bei diesem einmaligen Gang kommt es darauf an, daß wir Menschen des Segens werden.«

Von der Schriftenmission kann unter Heinrich Müllers Nachfolger, Erhard Fiebig, gesagt werden, daß das Samenstreuen fröhlich und gesegnet weitergeht.

Arno Pagel

Werner de Boor



Geb. 24. 4. 1899 in Breslau. 1909 Übersiedlung nach Marburg/Lahn, dort Abitur. 1917/18 Teilnahme am Ersten Weltkrieg. 1918–1922 Studium zunächst der Naturwissenschaften, dann der Theologie in Marburg, Tübingen und Erlangen. 1922 Vikariat und Predigerseminar in Eisenach. 1924–1926 Pastor in Bobeck/Thüringen. 1926–1928 Assistent an der theologischen Fakultät Marburg. 1928–1932 Pastor in Kordeshagen, Kr. Köslin/Pommern, dann bis 1945 in Stolp/Pommern. 1933–1945 Mitglied der Bekennenden Kirche und ihres Bruderrates. 1940/41 Kriegs-

pfarrer in Norwegen. 1945 Pfarrer in Lübbtheen/Mecklenburg, 1946 in Rostock. Sept. 1946 Berufung in den Oberkirchenrat in Schwerin (Referat für Volksmission). 1953 auf eigenen Wunsch aus dem Oberkirchenrat ausgeschieden – nunmehr frei für Evangelisationen, Rüstzeiten, Bibelwochen und literarische Arbeiten. 1956 Gründung und Leitung des Bruderkreises für Evangelisation in der Landeskirche von Mecklenburg, zugleich Vorsitzender der Evangelistenkonferenz in der DDR. Gest. 18. 3. 1976.

Ein Vers von Paul Gerhardt als entscheidende Lebenserfahrung

Will man das Leben von Oberkirchenrat Dr. Werner de Boor darstellen, dann kann man nicht an der Tatsache vorübergehen, daß er nicht von Anfang an auf der Seite Jesu stand. Er war kein Christ aus alter Gewohnheit: »Mein Vater stand aufgrund seiner geschichtlichen Forschungen und seiner persönlichen bitteren Erfahrungen dem Christentum und der Kirche bewußt ablehnend gegenüber. Meine Mutter war religiös, aber doch dem eigentlichen Evangelium fremd. Ich selbst war völlig tot für Gott und am Ende der Ober- schulzeit ziemlich überzeugt, daß einem modernen, wissenschaftlich gebildeten Menschen nichts anderes als die Ablehnung des Glaubens übrigbleibe. Und doch ahnte ich etwas von Nietzsches Klarheit über den Atheismus als Heimatlosigkeit in einem eisigen Winter: »Die Welt – ein Tor zu tausend Wüsten stumm und kalt.« Es war mir aber auch deutlich, daß man sich als redlicher Mensch nicht in einen »Glauben« hineinretten könne und dürfe, um der Sinnlosigkeit des Lebens zu entgehen. Ich beschloß daher, mein

bisheriges Studium der Naturwissenschaften abzubrechen und es suchend mit der Theologie zu wagen.«

Dabei geriet de Boor »zufällig« an das Buch von Wilhelm Herrmann: »Der Verkehr des Christen mit Gott.« Die Lektüre dieses Buches öffnete ihm die Augen für Jesus und für den lebendigen Gott, der uns in Jesus als unleugbare Wirklichkeit begegnet: »Mit tiefer Freude war ich von da an Theologe und lernte vor allem von Adolf Schlatter und Karl Heim. Mit Freude konnte ich dann auch predigen und sogar evangelisieren. Und doch – es fehlte noch Entscheidendes.« Es fehlte de Boor das »tief erschrockene Gewissen«, das Wissen darum, daß er ein verlorener und verdammter Mensch war, der vor Gott nicht stehen und bestehen konnte – vor dem Gott, vor dem es zugleich kein Entrinnen gab.

Hören wir, wie er dann seinen inneren Zerbruch erlebte: »Und dann kam es. Ich beging keine einzelne »schreckliche Tat«. Aber in den Wochen des äußeren Zusammenbruchs 1945 kam ich auch in mir selber völlig ans Ende. Ich mußte erkennen, wer ich wirklich war. Da war an mir nichts, nichts mehr, worauf ich mich vor Gott noch stützen konnte. Jeder Boden unter meinen Füßen war dahin. Und nun erfuhr ich es, daß uns über diesem Abgrund der Verlorenheit nur die Arme des Gekreuzigten halten können, der an unserer Stelle das Gericht erlitt und zum Fluch wurde.«

Die niederschmetternde Selbsterkenntnis hing damit zusammen, daß de Boor seine ihm anvertraute Gemeinde in Stolp durch Flucht verließ. Das wurde ihm als ein schändlicher Verrat klar. Er hätte in aller Not und allen Gefahren bei seiner Gemeinde ausharren müssen.

Von diesem Erleben in Gericht und Gnade her stand von nun an die Choralstrophe von Paul Gerhardt über dem Leben von de Boor:

»An mir und meinem Leben
ist nichts auf dieser Erd.
Was Christus mir gegeben,
das ist der Liebe wert.«

Dieses Wort begleitete ihn bis in seine letzten Tage hinein. Er schrieb einmal darüber: »Mir ist der schon lange geliebte Vers von Paul Gerhardt jetzt im Alter vollends eine ernste und doch selige Wahrheit. Wir haben diesen Herrn, der so gern, so unerschöpflich gibt. Warum quälen wir uns so viel mit uns selber ab, an denen doch nichts ist, und versuchen vergeblich, aus diesem Nichts etwas herauszuholen? Wir dürfen doch aus ihm, aus seinem Schenken und

Wirken leben. Und was dadurch an uns und durch uns wird, das ist dann des Lebens und der Liebe wert. Freilich – uns selber wächst daraus keinerlei Ruhm. Wir sind und bleiben die, die nur aus freier Gnade und unergründlichem Erbarmen gerettet sind. Alle Ehre und aller Dank gebührt allein Jesus, der für uns zur Sünde gemacht wurde, damit wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Als diese Erretteten aber sind wir berufen, seine Zeugen zu sein in Wort und Werk und allem Wesen. Welch ein Leben dürfen wir darin haben!«

Dienst in die Weite und in die Tiefe

De Boor wurde zu einem Evangelisten, der nicht müde wurde, die verlorenen und verdammten Menschen zu suchen, zu rufen und zu Jesus Christus zu führen, damit sie von ihm das Heil empfangen für Zeit und Ewigkeit. Seine Evangelisationstätigkeit – zuerst zusammen mit dem Evangelisten Albert Michaelis – nahm einen erheblichen Umfang und führte ihn in viele Gemeinden in der DDR: »Der Herr beauftragte mich, die an mir selber als Wirklichkeit erfahrene Botschaft von Verlorenheit und Errettung gerade auch auf Rüstzeiten und Tagungen von Pastoren, Theologiestudenten und kirchlichen Mitarbeitern zu sagen. Immer wieder ließ es mich der Herr erleben, daß diese Botschaft auch fromme, im Dienst stehende Menschen in das Licht Gottes stellte und aus ihnen Verlorene machte, die in Jesus das Leben fanden. Der Dienst in evangelistischer Verkündigung und Seelsorge wurde mein eigentliches Arbeitsgebiet. Ich erkannte, daß ich dafür ›beschlagnahmt‹ war. Damit ließ sich auf die Dauer eine gründliche Arbeit im Oberkirchenrat nicht mehr verbinden. Ich schied aus der Behörde aus.«

Ein besonderes Anliegen wurde de Boor die Leitung der Evangelistenkonferenz in der DDR, um die er gleich zu Beginn dieser Zusammenfassung hauptamtlicher Evangelisten gebeten wurde. Er blieb der Vorsitzende bis zu seinem Tode. Die Brief-Seelsorge weitete sich aus. Ein Bruderkreis für Evangelisation in der Landeskirche von Mecklenburg stand ihm zur Seite und half ihm bei den evangelistischen Diensten.

Auch literarisch wurde de Boor aktiv. Als der Verlag R. Brockhaus ihn bat, an der »Wuppertaler Studienbibel« mitzuarbeiten, sah er in dieser Bitte die Erfüllung einer jahrelang gehegten Sehnsucht. Er behandelte nacheinander in Kommentaren die Briefe an die Philipper und Kolosser, an die Thessalonicher, den Römerbrief, die Apostelgeschichte, die Briefe an die Korinther, das Johannesevangelium

und die Johannesbriefe. Daneben schrieb er zahlreiche kleine Schriften, die eine weite Verbreitung fanden.

Das Geheimnis dieser vom Herrn zum Dienst an vielen Menschen und auf vielfältige Weise benutzten Persönlichkeit erkennen wir, wenn wir nachstehend einen Auszug aus einem Rundbrief an die Boors Freunde aus dem Jahre 1961 lesen:

»Jetzt beginnt wieder der Reisedienst. Durch die intensive Beschäftigung mit dem Römerbrief ist mir die Aufgabe der Evangelisation noch größer und ernster geworden. Wir haben uns durch die letzten 100 Jahre hindurch immer mehr daran gewöhnt, den Menschen und sein Wohlergehen in den Mittelpunkt unseres ganzen Denkens, Wünschens und Wirkens zu stellen. Das ist für alle irdischen Bestrebungen auch richtig und gut. Aber nun fragen wir auch beim Evangelium sofort: Was nützt es *mir*? Was gibt es *mir* für meine Lebensprobleme? Macht es *mich* glücklicher? Lebe ich nicht ebenso gut auch ohne Gott? Der Römerbrief aber zeigt uns: Es geht um Gottes große Sache. Es geht um Gottes Anspruch an uns. Es geht um Gottes Gericht und um unsere Rettung aus ewiger Verlorenheit. Wird der Mensch von heute diese Botschaft überhaupt noch hören wollen? Noch hören können? Von Natur aus sicherlich nicht. In der ganzen Unwissenheit über Gott und der ganzen Gleichgültigkeit gegen Gott fehlen ihm alle Voraussetzungen für das Verständnis des *einen* Evangeliums. Es ist heute völlig klar, daß wir selber als Verkünder des Evangeliums gar nichts mehr ausrichten können. Nur Gottes wunderbares Wirken selbst kann Menschenherzen vor Gott stellen, Gottes Anspruch und Gottes Gericht beglaubigen und die Frage nach der Errettung wecken. Das aber will erbeten sein. Ihr Dienst als Beter wird immer notwendiger und dringender. Die Entscheidung in den Evangelisationen, in den Predigten und Bibelstunden unserer Brüder und Schwestern fällt in den stillen Winkeln, wo Sie einsam und gemeinsam um Erweckung der Gewissen beten.«

De Boor war ein solcher Beter, der in ständigem Gebetsumgang mit seinem Herrn stand. Seine Gebetsliste umfaßte viele Namen, die er regelmäßig vor Gott ausbreitete. Seine Dienste waren schon viele Wochen vor ihrem Beginn Gegenstand inständigen Flehens um den Segen der Verkündigung. Oftmals mußte er in den ersten Tagen einer Evangelisation seiner Frau von Schwierigkeiten, Anfechtungen und Verzagen berichten. Es schien wirklich nichts zu werden, und alles schien fruchtlos zu bleiben: »Da gab es nur eine einzige Zuflucht: das Beten. Wenn wir doch noch viel mehr, viel dringlicher,

viel anhaltender beten würden! Dann aber geschah immer wieder das, was zum Staunen und Danken führte: Das Wort fand seinen Weg und erwies seine Wirkung. Menschen wurden getroffen. Menschen kamen zu Jesus. Und auch mitfolgende Zeichen fehlten nicht. Die Jahre der Evangelisation sind eine fortlaufende Kette von Gebetserhörungen. Dabei war es mir wichtig und kostbar, daß mein eigenes Beten umgeben und getragen war von vielen Betern und Beterkreisen, die für meinen Dienst vor Gott einstanden. Ihre Zahl wuchs immer mehr, je weiter sich mein Dienst erstreckte. Bei den letzten großen Enthüllungen vor dem Angesicht Jesu wird einmal offenbar werden, wie alle Frucht unserer Evangelisation von dem Einsatz dieser Beter gewirkt worden ist.«

»Ganze Zentner Herrlichkeit«

De Boors Freude an der mit zunehmendem Alter näher auf ihn zukommenden Herrlichkeit war auf die Verheißungen der Schrift begründet. Sein Leben war von der Vorfreude auf das Heimkommen zum Herrn geprägt, vor allem als er durch das dunkle Tal der Krankheit und der Schmerzen geführt wurde. Anfechtungen blieben nicht aus, aber die Bilanz seines Lebens sah folgendermaßen aus: »Ich weiß, daß mein Leben unerhört reich und wahrhaft ›lebendig‹ geworden ist, seit Jesus es beschlagnahmte. Jetzt im Alter steht freilich sehr vor mir, was ich trotzdem verschuldet, versäumt und verfehlt habe. ›Völlige Hingabe‹ – ach nein, dieses oft gehörte Wort kann ich für mich niemals in Anspruch nehmen. Aber Jesus hat sich völlig für mich hingegeben. Und das ist der einzige feste und vollkommene Grund für Leben und Sterben.«

Auch der folgende Briefauszug macht deutlich, wie unser Bruder im Blick auf die Zukunft eines Christenmenschen dachte: »Eschatologie ist aktuell und gegenwarts-bedeutsam. Die Leidensfähigkeit kommt aus ihr. Wie es Römer 8 steht: ›Ich urteile, daß die Leiden der Jetztzeit nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns offenbart wird.‹ Willst du, daß du und die Gemeinden leidensbereit werden, dann komm in die Eschatologie hinein. Die schnell vorübergehende Drangsal bewirkt uns eine über die Maßen überschwengliche Herrlichkeit. Die paar Gramm Drangsal bewirken ganze Zentner Herrlichkeit. So sieht die Gegenwartsbedeutung der Eschatologie aus. Jeden einzelnen haben Paulus und seine Mitarbeiter ermahnt, daß ›ihr wandeln sollt würdig des Gottes, der euch zu seinem ewigen Reich und seiner ewigen Herrlichkeit beruft.‹«

Am Abend vor seinem Todestag wurde de Boor ein Lied zugesprochen, das er besonders liebte:

»Sag, kennst du wohl den wunderbaren Namen, uns zum Heil von Gott gesandt?

Sein Lob erklingt hinaus in alle Welten, über Meer und jedes Land. Name über alle Namen, Jesus, kein' schöneren auf Erden gibt's, in keinem andern Namen ist Erlösung, nur in diesem Nam' ist Heil, in ihm ist Heil.«

Nach der letzten Strophe:

»Wenn alle andern Namen einst verbleichen, Jesu Name ewig bleibt,

sein Purpurglanz so wunderbar wird strahlen bis in alle Ewigkeit. Name über alle Namen, Jesus, kein' schöneren auf Erden gibt's. In keinem andern Namen ist Erlösung, nur in diesem Nam' ist Heil, in ihm ist Heil!«,

die de Boor aufgrund seiner Schwäche nicht mehr mitsprechen konnte, sagte er laut und deutlich: »Ja – Heil.« Damit hat er am Ende seines irdischen Lebens den Schlußstrich gezogen, zugleich aber auch zum Ausdruck gebracht, was er nach seinem Sterben erwartete.

Das Zeugnis zum Abschied

Für die Trauerfeier hatte Bruder de Boor das Wort ausgewählt:

»Das ist gewißlich wahr und ein teuer wertenes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen« (1. Tim. 1, 15).

Zu diesem Schriftwort hat er noch selbst die Gliederung aufgeschrieben:

1. Das ist das Evangelium, die rettende Botschaft, der ich begegnet bin;
2. das ist der Inhalt meiner Verkündigung;
3. das ist der feste Grund zum Übergang in die andere Welt.

Aufgrund dieser Gliederung hat Oberkirchenrat Timm in seiner Traueransprache u. a. folgendes ausgeführt: »Dieses Schriftwort ist Bruder de Boors Bekenntnis. Es kann auch unser Bekenntnis in dieser Stunde sein. Hier wird aller falschen Menschenverehrung gewehrt. »Da kommt ein armer Sünder her, der gern fürs Lösgeld selig wär.« Darum ging es de Boor: das Sünderevangelium original

bzw. neu zu verkünden. Das ist eine sehr ernste Sache. Von da aus gibt es aber auch allein die große Freude des Glaubens. Bruder de Boor hat mit heiligem Ernst gegen die Botschaft von einem gutmütigen Gott gekämpft. Es war zugleich sein Zeugnis gegen ein gemütliches Christentum. Laßt den Namen des Herrn, des Retters, Jesus Christus, über dieser Stunde leuchten! Dieser Eine, Unvergleichliche ist gekommen, Sünder zu erretten. Daß er ihm begegnet ist, dem heiligen, ernst-liebevollen Herrn, das allein hat unseren Bruder in den Beruf des Zeugen geführt und darin festgehalten. Beglückt hat er nach dem Versagen in den tumultuarischen Ereignissen der Flucht aus der pommerschen Heimat tief im Herzen Vergebung erfahren: »angenommen« ohne Verdienst und Würdigkeit! Der Heilige Geist wirkte in seinem Herzen totale Kapitulation. Er wußte sich beschlagnahmt von diesem außerordentlichen Herrn für seinen Dienst. Nun wurde er zum Evangelisten, zum ernststen Bußprediger und frohen Glaubensrufer. Er wurde immer häufiger als Evangelist in die Gemeinden gerufen. Es war ein Hunger aufgebrochen in der Zeit nach dem Zusammenbruch, ein Hunger nach Gottes Wort, nach der Verkündigung der vollen Gnadenbotschaft. So wurde er vom Oberkirchenrat in Schwerin freigestellt, um die Evangelisationsarbeit – zusammen mit Bruder Albert Michaelis – auszubauen.

Was ist das Charakteristische an seinem Ruf gewesen?

1. Komme zu Jesus, ehe es zu spät ist! Dein Leben ist verworren und leer. Gott hat einen wunderbaren Plan mit jedem Menschen. Dein Leben ist sinnlos und unfroh, weil du dich ihm entziehst. Laß dich heute rufen!
2. Ein teurer Preis ist für dich bezahlt. – Mit Jesus kannst du dich nicht auf die billige Tour einlassen. Er will dein Herz. Kehre dich ihm ganz zu!
3. Frei werden kannst du nur, wenn du ihm alles sagst – am besten in der Beichte. Es lockt die große Freude des Freiwerdens, des neuen Anfangs, des befriedeten Lebens, der Gotteskindschaft.

Bei de Boors Evangelisationen kam es zur Bewegung in den Gemeinden, zu Gewissenserleichterungen und Lebensbeichten. Wie viele Herzen wurden angerührt und ermutigt zur Glaubenshingabe! Er hat in der Seelsorge die Verzweiflung, die Angst, die Trostlosigkeit durch Schuld und Sünde in angefochtenen Herzen kennengelernt. Er hat einen priesterlichen Dienst in großem Umfang getan, in der Fürbitte, in Briefen, aber auch in dem Miterleben der Freude

des neuen Anfangs und im Empfangen neuer Bruderschaft der Erweckten.

Ein besonderes Kapitel waren die Auseinandersetzungen über die Taufgnade. Abgelehnt wurde von de Boor ein ›Taufschein-Christentum‹, in dem das gnädige Angebot Gottes nicht ratifiziert wird, das geschenkte ›Vermögen‹ nicht genutzt wird. Das Zeichen des Kreuzes in der Taufe wird so leicht ›überzogen‹ in der sakramentalen Vergewisserung. Gottes Gnade ist immer personal. Sie heißt Jesus und gilt dem einzelnen. Bruder de Boor hat mit Vollmacht die schrankenlose Vergebung Gottes dem heimkehrenden Sünder verkündigt. Aber es ist nicht nur ein Umdenken in unserem mißtrauischen Herzen nötig, sondern Gott wird versöhnt durch Christi Blut. Und er will dir die Vergebung schenken, wenn du dich dieser Liebe ganz hingibst.

Dieses Evangelium ist der feste Grund – so sagte es Bruder de Boor – zum Übergang in die andere Welt. Die Zuversicht des Glaubens bewährt sich gegenüber der Macht des Todes. Wer in seinem Leben Erfahrungen mit dem lebendigen Christus gemacht hat, der kann sich auf ihn auch im Sterben verlassen. ›Ich lebe und ihr sollt auch leben‹ – ›Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen.‹ Wir setzen unsere Hoffnung ganz auf den, der mit uns den Glaubensweg gegangen ist. Solche wunderbaren Erfahrungen durfte de Boor machen in dem ständigen Gebetsgespräch mit diesem Retter, Erfahrungen der Gebetserhörung, der wunderbaren Führungen, der Rettung aus tiefster Not, des Zuspruchs durch sein Wort – in den Anfechtungen auch gerade der letzten schweren Krankheit.«

»Es werden immer neue Lieder klingen«

Der Übergang in die andere Welt wurde de Boor nicht leicht gemacht. Zwar konnten die Ärzte durch zwei Operationen das Krebsleiden aufhalten und durch ihre Maßnahmen Erleichterungen für den Kranken schaffen. Aber die große Not steigerte sich sehr in den letzten Wochen und Monaten. Weihnachten 1975 war er schon sehr krank, und in den letzten Tagen war er bloß noch ein Häuflein Elend. Wer will die Tiefe der Schmerzen ermessen? Auch Glaubensanfechtungen blieben nicht aus: »Es ist die volle seligmachende Wahrheit, die ich verkündigt habe, aber in mir ist es so leer.« Aber dann kam wieder die Tröstung durch Gottes Wort, durch Lied und Gebet und durch ganz liebevolle Fürsorge, die ihn umgab. Zuletzt durfte er sich einhüllen lassen von dem Heiland und seiner Nähe

durch das Sakrament seines Blutes. Auch bewegte ihn bis in die letzten Tage hinein der Gebetsvers:

»Ach, mein Herr Jesus, wenn ich dich nicht hätte,
und wenn dein Blut nicht für die Sünder red'te,
wo sollt' ich Ärmster unter den Elenden mich sonst hinwenden?«

Unser Bruder hat sich dem in die Hände legen dürfen, der dem Tode die Macht genommen hat durch seinen Tod und der Vollendung und Heimkehr schenkt. Als de Boor vor Jahren schon einmal Todesgedanken hatte, schrieb er in dieser Sorge folgende Verse nieder:

»Mein Leben und mein Dienst naht sich dem Ende,
vielleicht schon eher, als ich es gedacht.
Es ist mir schwer. Ich falte bang die Hände.
Ich lieb den Tag und fürcht' mich vor der Nacht.

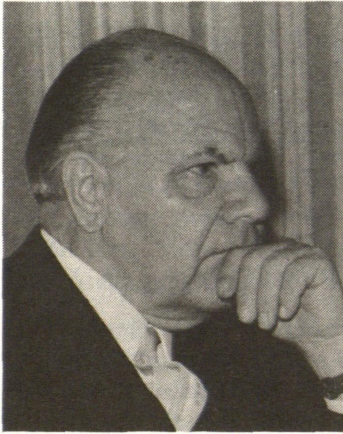
Doch dies ist herrlich mir, auch jetzt zu denken:
Die Sache Jesu geht ja fort und fort,
um Leben, Liebe, Licht und Heil zu schenken
durch immer neuer Zeugen Tat und Wort.

So kann ich willig mich zum Sterben legen,
nichts ist verloren, was mein Herz erfüllt.
Es wird auf immer neu erschlossenen Wegen
die Klarheit Jesu immer mehr enthüllt.

Es werden immer neue Lieder klingen
aus frohen Herzen, die er frei gemacht.
Wie sollte ich nicht selber fröhlich singen
auch in den Abendschatten vor der Nacht?«

Fritz Hoffmann

Hermann Haarbeck



Geb. 28. 7. 1901 in Elberfeld. Studium der Theologie an den Universitäten Münster, Utrecht, Tübingen und Bonn. Gemeindepastor in Hoerstgen, Kreis Moers (1927–1932), in Düsseldorf (1932–1945) und Vluyn (1945–1950). Leiter der Evangelistenschule in Wuppertal-Barmen (1951–1968). Präses des Gnadauer Verbandes für Gemeinschaftspflege und Evangelisation von 1951–1970. Im Vorstand der Deutschen Evangelischen Allianz. Gest. 30. 10. 1975.

Fast 100 Bände mit Predigten, Vorträgen, Vorlesungen und Berichten, die Hermann Haarbeck niedergeschrieben hatte, fanden sich nach seinem Tode in seinem Bücherregal. Welche Mühe hat er zeit seines Lebens an den Dienst an Gottes Wort gewandt! Er hatte die Gabe der freien Rede, aber auf jeden Dienst bereitete er sich schriftlich vor. Mehrere Bibeln hat er so zerlesen, daß er eine neue anschaffen mußte. Durch seine gewissenhafte Arbeit am Wort Gottes ist er vielen Menschen zum Segen geworden. Als Prediger, als Lehrer und mehr und mehr als geistlicher Vater hat er überall in Deutschland Menschen zu vertiefter Glaubenserkenntnis und fröhlicher Glaubensgewißheit geholfen. Die sorgfältig gebundenen Manuskripte sind ein kostbares Vermächtnis.

Jahre des Werdens

Hermann Haarbeck wuchs in einem Elternhaus auf, das von reformierter Nüchternheit und vom Geist des rheinischen Pietismus geprägt war. Sein Vater, ein Bruder von D. Theodor Haarbeck, dem bekannten Verfasser der »Biblichen Glaubenslehre«, hielt sich als Pastor in Repelen und später in Elberfeld zu den Stillen im Lande und wurde vielen zum Segen. Schon als Schüler spielte Hermann Haarbeck oft die Orgel in den Gottesdiensten des Vaters.

Hermann Haarbeck sprach selten von seinem persönlichen Glau-

bensweg. Er scheute sich davor, persönliche Erfahrung an die Stelle biblischer Botschaft zu setzen. Aber in einer Predigt erzählte er einmal: »Die für mein inneres Leben entscheidende Stunde war, als mich ein Pfarrer in meiner Heimatstadt daraufhin ansprach, ob ich denn nun eigentlich gläubig sei oder nicht. Im Hause frommer Eltern aufgewachsen, ging ich meinen Weg, wie sie es wünschten. Aber eine bewußte Entscheidung für Jesus hatte ich nicht getroffen. Als ich nun diesem Amtsbruder meines Vaters einen Brief zu überbringen hatte, hielt er mich bei der Verabschiedung an der Tür fest, blickte mich sehr ernst und liebevoll an und fragte: ›Sag' mal, gehörst du eigentlich auch dazu?‹ Ich wußte sofort, was er meinte, aber ich konnte ihm keine Antwort geben, denn ich war nicht gewiß, ob ich dazugehörte. Das hat mich in große innere Not gebracht, bis ich dann durch Gottes Gnade zu einem entschiedenen und gewissen Glauben durchdringen durfte.«

Neben Elternhaus und Gemeinde wurde der BK (Schülerbibelkreis) Hermann Haarbecks geistliche Heimat. Hier standen Bibelarbeit, Gebet und ein erweckliches Zeugnis für Jesus im Mittelpunkt aller Arbeit. Seine Gaben, Menschen zu führen, sein Ideenreichtum und seine ansteckende Fröhlichkeit konnten sich im BK schon früh entfalten. Wie viele Ferienfahrten hat er geleitet! Die Einflüsse der Jugendbewegung wurden unbefangen aufgegriffen. Freundschaften entstanden. Glaube wuchs. Bis ins Alter hat Hermann Haarbeck der Jugend und der Jugendarbeit seine besondere Liebe und Aufmerksamkeit bewahrt.

Die Studienzeit fiel in die harten Jahre nach dem Ersten Weltkrieg. Jahre hindurch verdiente er sich das Studium als Erzieher in einem Internat in Herchen an der Sieg. Welche Möglichkeit, jungen Leuten von Jesus zu sagen! An der Universität bot ihm die Deutsche Christliche Studentenvereinigung (DCSV), eine missionarisch arbeitende Studentenverbindung, geistliche Heimat. Auch hier übernahm Hermann Haarbeck bald leitende Verantwortung. Das theologische Rüstzeug holte er sich hauptsächlich bei den Professoren Adolf Schlatter und Karl Heim. Ein Semester in Utrecht brachte die Weite und Weltoffenheit des Glaubens neu zum Bewußtsein. Als Vikar half er nach dem Examen dem erkrankten Vater in Elberfeld. Um nicht eigene Wege zu gehen, hatte er sich vorgenommen, den ersten Ruf anzunehmen, der ihn nach bestandenen zweiten Examen erreichen würde. Der Ruf kam aus Hoerstgen, einer kleinen Landgemeinde im Kreis Moers. Nie hat er bereut, fünf Jahre in diesem weltabgewandten Winkel des Reiches Gottes gearbeitet zu haben. Er fand Brüder dort, einen Bibel- und Gebetskreis. Er fand

eine reformierte Gemeinde, die solide Schriftauslegung und nachgehende Seelsorge erwartete. Und dankbar nahm die Jugend seine Zuwendung an. Die Verbindung zu dieser Gemeinde ist nie wieder abgerissen.

Der Gemeindepastor

Nach fünf Jahren folgte Hermann Haarbeck einem Ruf nach Düsseldorf. Wie sollte er die großenteils der Gemeinde entfremdeten Arbeiterfamilien mit der Botschaft von Jesus erreichen? Wie konnte er helfen in den Nöten der Arbeitslosigkeit und in den politischen Wirren der Zeit? Entscheidende Hilfe erwartete Hermann Haarbeck auch in der notvollen Düsseldorfer Situation von einer schriftgemäßen Predigt. Verständlich mußte sie sein, ja nicht über die Köpfe hinweggehen! Das unverkürzte Evangelium mußte sie bringen, ja nicht roten oder braunen Zeitströmungen nachgeben! Zur Entscheidung und Nachfolge mußte sie führen, ja nicht tote Richtigkeiten dozieren! Satt mußte sie machen, ja niemanden ungetröstet und ohne Ermutigung nach Hause gehen lassen! In schlichter, dreigeteilter und zupackender Predigt hat Hermann Haarbeck immer wieder versucht, Menschen für Jesus zu gewinnen.

Nur, die meisten kamen ja längst nicht mehr zur Kirche. Was war zu tun? Er betete um Mitarbeiter, sammelte sie und rüstete sie aus. Bezirksfrauen brachten in jedes Haus der Gemeinde regelmäßig ein informatives, missionarisches Gemeindeblatt, den »Bezirksgruß«. Ein Landheim wurde erworben und ausgebaut, so daß viele den Mietskasernen entrinnen und den Sonntag mit der Gemeinde im Grünen verbringen konnten. Gemeindefeste und große Familientreffen wurden mit Phantasie und Eifer gestaltet.

Von Anfang an hielt sich Hermann Haarbeck zur Bekennenden Kirche. Er bejahte die Barmer Erklärung und erfuhr manche Verhöre durch die Gestapo. Der deutsch-christliche Ungeist fand in der Gemeinde keinen Einlaß. Die ganze Tragweite des Konfliktes zwischen Kirche und Staat hat Hermann Haarbeck, von Hause aus deutsch-national eingestellt, allerdings erst nach dem Kriege durchschaut. Als Gnadauer Präses hat er unermüdlich auch auf politische Konsequenzen des Evangeliums hingewiesen.

Im Juni 1943 wurde Hermann Haarbeck bei einem Bombenangriff unter der brennenden Kirche verschüttet. Das Feuer kam näher, eine Bergung des im Trümmerschutt Einklemmten schien unmöglich. Stunden voller Schmerzen, voller Angst. Doch dann war da das Wort aus Jesaja 54, 10: »Meine Gnade soll nicht von dir wei-

chen...« und gab dem Gequälten Ruhe und Kraft. Wie durch ein Wunder wurde der schon Aufgegebene gerettet: Der brennende Kirchturm stürzte zur anderen Seite, und treue Gemeindeglieder schleppten eimerweise Wasser, bis ein Bergungstrupp aus dem Ruhrgebiet kam. Daß er noch leben und wirken durfte, hat der aus dem Feuer Gerettete als besondere Gnade Gottes erfahren.

Der Krieg ließ von dem blühenden Gemeindeleben so gut wie nichts übrig. Das Industrieviertel war fast völlig zerstört. So folgte Hermann Haarbeck dem Ruf des Presbyteriums der reformierten Gemeinde Vluyn, in der er sechs Jahre in großem Segen wirken konnte. Soziale und menschliche Probleme stürmten auf ihn ein, die zur Anfechtung für viele wurden: Hunderte von Flüchtlingen suchten in der festgefügt Landgemeinde Aufnahme und Heimat. Lutherische Tradition stieß auf reformierte Sitte. Der Krieg hatte in fast allen Familien tiefe Wunden geschlagen. Dem Nihilismus schienen Tür und Tor geöffnet. Damals bewies der Name Jesu heilende und verbindende Kraft. Hermann Haarbeck hatte die Freude zu sehen, wie neues Leben unter der Sonne des Evangeliums aufblühte. Die Jugend sammelte sich ums Wort.

In der Evangelistenschule Johanneum

Der Weg in die Evangelistenschule fiel Hermann Haarbeck nicht leicht. Wie sollte er arbeiten können ohne Gemeinde, ohne Verbindung zu den verschiedenartigen Menschen, ohne Konfirmanden- und Jugendgruppen, ohne den Kindergottesdienst? Aber wo Führung Gottes erkennbar wird, hat der eigene Wille zu schweigen. So wurde der Mann, der sich ganz der Gemeindegemeinschaft verschrieben hatte, zum theologischen Lehrer. Der Dienst unter den jungen Männern, die Gott von ihrer Arbeit weg in den besonderen Auftrag evangelistischer Verkündigung gerufen hat, hat ihm dann auch viel Freude gemacht. Besondere Gaben für diesen Dienst brachte er mit: die Gaben der Schriftauslegung, der Lehre und der Leitung. Seine Liebe gehörte der Arbeit an der Heiligen Schrift. Das Bibelstudium beschenkte ihn mit immer neuer Entdeckerfreude. Dabei waren ihm folgende Grundsätze wichtig:

1. Die Heilige Schrift will betend erforscht werden. »Die Denkstrukturen der Existentialphilosophie und das absolut gesetzte Wirklichkeitsverständnis unserer Zeit reichen nicht aus, um zur Erkenntnis der Offenbarung Gottes in Jesus Christus zu kommen. Nur Gottes Geist öffnet die Augen zur Erkenntnis, daß die

Schrift von Jesus zeugt, als dem Sohn Gottes, dem Erfüller der göttlichen Heilsverheißungen.«

2. Nicht einzelne biblische Worte oder Lehren herausgreifen! »Wir sollen und dürfen uns unter die ganze Botschaft der Heiligen Schrift stellen mit ihrem umfassenden, reichen Zeugnis von Sünde und Gnade, Evangelium und Gesetz, Rechtfertigung und Heiligung, Anbruch und Vollendung der Gottesherrschaft.«
3. Auf die Mitte achten! »Die Bibel stellt nicht einen Pluralismus verschiedenartiger Offenbarungen und Glaubensüberzeugungen zur Auswahl, sie zeigt uns vielmehr die eine Wahrheit Gottes, seine Selbstoffenbarung in Person, Wort und Werk seines Sohnes Jesus Christus.«
4. Das Evangelium suchen! »Das Evangelium ist auch, aber nicht nur, Ruf zur Mitmenschlichkeit und Anstoß zu sozialen und humanitären Aktionen; es ist vielmehr die Botschaft der Versöhnung und Errettung, die uns durch die Stellvertretung Jesu erworben ist.«
5. Unter der Schrift bleiben, nicht darüber stehen wollen! »Von der Schrift müssen wir uns immer wieder in die persönliche Glaubensgemeinschaft mit Jesus treiben lassen, so daß Gottes Wort Grundlage und Richtschnur des Glaubens und Lebens bleibt.«

Das Unterrichten hat Hermann Haarbeck immer besondere Freude gemacht. Erkenntnisse weiterzugeben, andere an seiner Entdeckerfreude teilhaben zu lassen, zu selbständigem und lebendigem Umgang mit Gelerntem anzuleiten, das war seine besondere Gabe. Um methodische und didaktische Fragen kümmerte er sich wenig. War er autoritär? Dozierte er? Überfuhr er die Lernenden mit der Fülle seines fleißig erarbeiteten Wissens? Für manche mochte es so aussehen. Aber in Wirklichkeit verstand er sich selbst als Lernender, stand selbst unter der Autorität des Stoffes, den es zu vermitteln galt, wußte sich mit den Brüdern des Johanneums gemeinsam angewiesen auf Gottes Geist und Auftrag. Und er nahm von jedem Kritik und Anregung an, wenn sie nur geistlich begründet war.

Neben seiner Arbeit im Johanneum war Hermann Haarbeck viel unterwegs. Er besuchte die Freundeskreise des Johanneums. Er hielt Bibelwochen. Im Hauptvorstand der Deutschen Evangelischen Allianz hat er viele Jahre mitgearbeitet. Die Rheinische Kirche berief ihn als Vertreter des Pietismus in die Landessynode.

Präses des Gnadauer Verbandes

Die auswärtigen Dienste nahmen weiter zu, als er im Jahre 1953 den Vorsitz im Gnadauer Verband übernahm. Dieser Zusammenschluß aller deutschen Gemeinschaftsverbände war seit 1920 von D. Walter Michaelis geleitet und auch in schweren Sturmzeiten auf gutem Kurs gehalten worden. Vom Vertrauen der Brüder getragen stand der neue Präses 18 Jahre lang an der Spitze dieses größten Sammelbeckens des innerkirchlichen Pietismus.

Sein Nachfolger, Kurt Heimbucher, schreibt darüber: »In die Gnadauer Arbeit hat unser Bruder unendlich viel Zeit, Kraft und vor allem Liebe investiert. Es ist ja nicht immer leicht, an der Spitze eines Verbandes zu stehen, der sich aus 46 einzelnen, selbständigen Werken und Verbänden zusammensetzt. Da gibt es viele Prägungen, verschiedene biblisch-theologische Akzentsetzungen, mancherlei Erkenntnisse, Menschen, die Gott als Originale geprägt hat und die nicht immer ganz leicht zu integrieren sind. Zur Führung eines solchen Verbandes braucht man viel Weisheit und Geduld, viel Liebe und Demut. Und doch – so hat es Hermann Haarbeck empfunden –, wo gibt es einen größeren Reichtum an Vielfalt geistlicher Gaben als in Gnadau? Wo findet sich sonst diese herzliche Bruderschaft?«

Bruder unter Brüdern

Schüchterne Menschen hatten es wohl nicht immer leicht, persönlichen Zugang zu Hermann Haarbeck zu finden. Aber auch als Präses blieb er Bruder unter Brüdern. »Wenn wir allein sind, ohne Brüder, kommen wir nicht zurecht. Ich habe es in meinem Leben und in meinen Diensten immer tiefer und immer froher und stärker erfahren dürfen, wie köstlich das ist, Brüder zu haben, Menschen, denen man vertraut, mit denen man beten kann, mit denen man vor dem Angesicht Gottes leben kann, die einem helfen, den Weg zu erkennen und Fürbitte zu tun.«

Einer der bittersten Tage seines Lebens gab ihm bewegenden Anschauungsunterricht über den Wert der Bruderschaft. Im kleineren Kreise erzählte er einmal: »Bei einer Jugendfreizeit in Spiekeroog habe ich das furchtbare Badeunglück erlebt, bei dem vier der Freizeiteilnehmer ums Leben kamen. Die Badenden, 100 junge Männer und junge Mädchen, wurden von einem Sog erfaßt und hinausgezogen ins Meer. Der Sog war so stark, daß wir nicht dagegen ankamen; es war kein Bademeister, keine Hilfe und keine Rettung da, wir waren ganz auf uns angewiesen. Da haben wir die Kette der lebendigen Hände gebildet. *Einer* stand am Ufer und streckte seine

Hand aus, und der andere ergriff diese Hand und der nächste wieder, und so bildeten wir eine Kette der lebendigen Hände und schwenkten ins wilde Meer hinaus, gehalten von dem, der am Ufer stand. So hielten wir die, die mit den Wellen zu kämpfen hatten und zu ertrinken drohten. Das ist die Aufgabe lebendiger Bruderschaft: Laßt uns in unserer Zeit die Kette der lebendigen Hände bilden, damit viele gerettet werden!«

Gnadau, Kurs halten!

Höhepunkte im Ablauf des Jahres sind im Gnadauer Verband die Mitgliederversammlung am Anfang des Jahres und die Pfingstkonferenz. Bei der Mitgliederversammlung hat Hermann Haarbeck jährlich einen Bericht vorgelegt. Diese Berichte, die später gedruckt wurden und einen großer Leserkreis fanden, gaben eine wesentliche Hilfe, den eigenen Standort in den politischen und geistigen, den kirchlichen und geistlichen Strömungen unserer Zeit zu finden. »Gnadau, Kurs halten!« – das war der immer wiederkehrende Ruf des Präses. Mit D. Paul Humburg wußte Hermann Haarbeck: »Ein Werk, das in den Bahnen seiner Berufung bleibt, ist unüberwindlich.« Gemeinschaftspflege und Evangelisation als den besonderen Gnadauer Auftrag hat er dankbar bejaht, und immer neu hat er die nötigen Wege aufgezeigt. Dabei war ihm wichtig, daß Gnadau nicht die Kirche und die Welt aus den Augen verlor, in die Gott seine Leute hineingestellt hat. Darum nahmen auch politische, wirtschaftliche, soziale und weltanschauliche Auseinandersetzungen in seinen Berichten einen breiten Raum ein. Dabei verlor er die Mitte nicht aus den Augen.

Ein Mensch – ein Mensch Gottes

Als dem Sohn ist mir noch etwas anderes an dem Vater unerhört wichtig geworden: Mitzuerleben, wie der Glaube an Jesus menschlich macht. Dieser Mann konnte lachen und weinen, genießen und verzichten, bestimmen und sich kritisieren lassen. Er fand ein immer unbefangeneres, fast kindlich anmutendes Ja zum Leben, auch zum irdischen. Wie viele Menschengesichter hat er, der begeisterte Amateur, fotografiert. Wie konnte er, bis in die letzten Wochen seines Lebens, Kindern zuschauen, wenn sie sorglos spielten und sichtbar das Leben als Geschenk genossen. Wie gerne setzte er sich ans Klavier. Wie ideenreich verstand er Ferien zu machen. Wie intensiv begleitete er den Weg seiner Kinder; wie dankbar war er für alle Liebe, die ihm widerfuhr, besonders auch durch die treue Weggefährtin, die ihn 47 Jahre lang begleitete. Und dann fand er auch

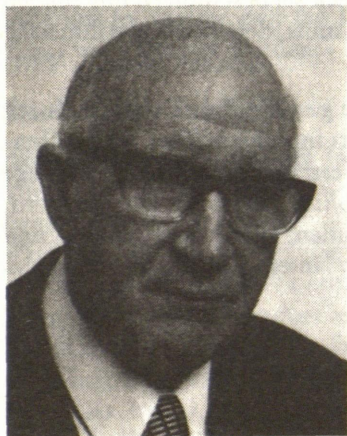
ein Ja zur eigenen Schwachheit, zu den Grenzen, die ihn nach manchem Herzversagen immer stärker einengten. Im Schlaf ist er, 74jährig, heimgegangen. Er war ein Prediger der Gnade und sein Leben ein Widerschein der Gnade.

Die Erinnerung an Hermann Haarbeck sei beschlossen mit einigen Zeilen aus dem Heidelberger Katechismus, dem Buch, das ihm nach der Bibel das wichtigste war:

»Wahrer Glaube ist nicht allein eine gewisse Erkenntnis, dadurch ich alles für wahr halte, was uns Gott in seinem Wort hat geoffenbart, sondern auch ein herzliches Vertrauen, welches der Heilige Geist durch das Evangelium in mir wirkt, daß nicht allein andern, sondern auch mir Vergebung der Sünden, ewige Gerechtigkeit und Seligkeit von Gott geschenkt ist, aus lauter Gnaden, allein um des Verdienstes Christi willen.«

Ako Haarbeck

Heinrich Uloth



Geb. 8. 1. 1903 in Treysa und aufgewachsen in Kassel. Nach der Schulzeit Schlosserlehre bei der Eisenbahn. 1924–1928 Ausbildung im Predigerseminar St. Chrischona. 1928–1936 Gemeinschaftsprediger im Köllertal (Saargebiet). 1936–1951 Prediger in Elmshorn (Schleswig-Holstein). 1940–1945 Teilnahme am Zweiten Weltkrieg. Einige Jahre Inspektor des Gemeinschaftsverbandes in Schleswig-Holstein. 1951–1971 Inspektor und Leiter der Großstadtmission Hamburg-Altona e. V. Daneben: 1956–1971 Vorsitzender der Reichgottesarbeiter-Vereinigung. 1959–

1968 Generalsekretär des Gnadauer Verbandes. Schriftleiter des Gnadauer Gemeinschaftsblattes. Gest. 2. 1. 1976

Immer Chrischonabruder

Heinrich Uloth wurde am 8. Januar 1903 in Treysa geboren. Er war der Älteste von zwölf Geschwistern und hatte das Vorrecht, gläubige Eltern zu haben. Mit großer Dankbarkeit hat er oft vom Elternhaus und aus der Jugendzeit, welche die Familie in Kassel verbrachte, berichtet. Sein Erzählen war immer so plastisch, daß jeder Zuhörer sich das lebhafteste Treiben im Elternhaus ohne Mühe vorstellen konnte.

Der Schulzeit in Kassel folgte eine Schlosserlehre bei der Eisenbahn. Der Sohn wollte werden, was sein Vater war: Lokomotivführer. Aber der Herr stellte die Weichen seines Lebens ganz anders. Er rief ihn in seinen unmittelbaren Dienst. Als Achtzehnjähriger erlebte Heinrich Uloth den Durchbruch zum lebendigen, persönlichen Glauben an Jesus Christus. Seine geistliche Heimat fand er im Jugendbund für entschiedenes Christentum (EC) in Kassel. Früh war es ihm klar, wie nötig es ist, einen festen Platz in der Gemeinschaft der Kinder Gottes zu haben.

Im Sommer des Jahres 1924 trat Heinrich Uloth in das Predigerseminar St. Chrischona bei Basel ein. Hier wurde das Fundament

gelegt, auf dem er sein Leben lang geistig und geistlich aufbaute und sich weiterbildete, um das Evangelium befreiend, frohmachend und kraftspendend zu verkündigen. 1928 erfolgte die Einsegnung und Aussendung zum Dienst. Zeit lebens blieb Heinrich Uloth seinem Brüderhaus dankbar verbunden. Die vier Jahre dort haben ihm unendlich viel bedeutet. Man muß ihm zugehört haben, wenn und wie er von »Chrischona« erzählte, vom »Kirchlein auf dem Berg«, von der Klassengemeinschaft, von den Lehrern, von gemeinsamen Diensten und gemeinsamen Späßen. Zeit seines Lebens war und blieb er »Chrischonabruder« und mit dem ganzen Werk der Pilgermission verbunden.

Die Leitung des Seminars von St. Chrischona sandte Heinrich Uloth nach seiner Ausbildung zum Dienst in die Gemeinschaftsarbeit des Saargebietes, in sein geliebtes Köllertal. Dort, in der Umgebung von Saarbrücken, hat er gern und fröhlich zu Jesus gerufen. Hier lernte er auch seine treue Lebensgefährtin Erna Mühlbauer kennen, hier wurden dem Ehepaar zwei Söhne geboren. Bis 1936 betreute Heinrich Uloth die Gemeinschaftsarbeit im Bezirk Köllertal.

1936 nahm er im Einvernehmen mit der Leitung von St. Chrischona eine Berufung in die Gemeinschaftsarbeit in Schleswig-Holstein an. Von 1936 bis 1951 – unterbrochen durch den Kriegsdienst – hat er als Prediger der Gemeinschaft in Elmshorn einen gesegneten Dienst getan. Hier wurden dem Ehepaar Uloth zu den Söhnen zwei Töchter geschenkt. 1940 wurde Heinrich Uloth Soldat. Er erlebte viel Bewahrung und Durchhilfe Gottes. Immer wieder hat er später zeugnishaft bekundet, wie gnädig Gott ihn geführt habe. Einige Zeit nach Kriegsende wurde er aus der Gefangenschaft nach Hause entlassen.

In den letzten drei Jahren seines Dienstes in Elmshorn war Heinrich Uloth auch Inspektor des Gemeinschaftsverbandes von Schleswig-Holstein.

Missionswerk, nicht nur soziales Unternehmen

1951 berief ihn der Vorstand der Großstadt-Mission Hamburg-Altona e. V. zum Inspektor dieses Werkes. Die Familie Uloth übersiedelte nach Prisdorf, wo die Großstadt-Mission ein Kinder- und Jungmädchen-Heim unterhält.

Für Heinrich Uloth gab es keinen Zweifel, daß dieser Ruf von Gott kam. Bei seinem Dienstantritt sprach er über das Wort: »... gewiß,

daß uns Gott dahin berufen hätte ...« (Apg. 16, 10). Diese Gewißheit, Gott am rechten Platz zu dienen, hat ihn nie verlassen. Darum blieb er Inspektor der Großstadt-Mission, obwohl es an Berufungen in andere größere Aufgaben nicht gefehlt hat – er hat sie alle ausgeschlagen. Hier – in der Leitung der Großstadt-Mission – fand er den Dienst des Wortes und den Dienst der liebenden Tat, die für ihn nicht zu trennen waren, zusammengebunden. Zum Dienst an Kindern und Jugendlichen aus sozialgestörtem Milieu gesellte sich das erweckende, mutmachende Zeugnis von Jesus Christus. In schwerer Zeit zum Leiter berufen, hat er eine umfangreiche Aufbauarbeit geleistet. Viele Neubauten in den Heimen mußten geplant und durchgeführt werden. Wochenlang ist er oft zu Verkündigungsdiensten unterwegs gewesen und hat dabei auch vom Werk der Großstadt-Mission berichtet und Freunde dafür geworben. Die Bauaufgaben erforderten viele Verhandlungen mit kirchlichen und staatlichen Behörden.

Es ist Heinrich Uloth – so erzählte er einmal – nicht leichtgefallen, eine Verschuldung des Missionswerkes von mehreren 100 000 DM einzugehen. Die Hand hat ihm gezittert, als er die Bau- und Finanzierungspläne unterschrieb. Aber der treue Herr hat Gnade gegeben. 1971 ging der Inspektor in den wohlverdienten Ruhestand, blieb aber noch Mitglied des Vorstandes der Großstadt-Mission bis zu seinem Heimgang. Immer war es ihm ein Anliegen, daß das Missionswerk blieb, was sein Name aussagte, und nicht nur ein soziales Unternehmen wurde.

Das Herz schlug höher

Neben der Großstadt-Mission Hamburg-Altona e. V. müssen weitere Schwerpunkte des Dienstes von Heinrich Uloth, besonders in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens, erwähnt werden.

Von 1956 bis 1971 war er Vorsitzender der Reichgottesarbeiter-Vereinigung e. V. Die RGAV ist ein Zusammenschluß von Predigern und Pastoren, die in der Gemeinschaftsarbeit stehen oder aus ihr hervorgegangen sind. Das Herz von Heinrich Uloth schlug immer etwas höher, wenn er im Kreis der Brüder war, mit ihnen Gemeinschaft pflegte und ihnen – vor allem auch seelsorgerlich – diente. Von solch herzlicher Verbundenheit zeugen die nachstehenden Ausschnitte aus dem »Wort zum Abschied«, das er an die RGAV richtete:

»Dieses ist nun das letzte Mal, daß ich Euch als Vorsitzender

an dieser Stelle grüße. ... Nächste der Gnade unseres Gottes und Heilandes war es Euer Vertrauen, das mich vor 15 Jahren in die Leitung unserer Vereinigung berief. ... Der Dienst war Würde und Bürde zugleich. Vor allem danke ich dem Herrn, daß er mir in diesen Jahren mit soviel Gnade und Barmherzigkeit begegnet ist. ... Gott hat an den Weg unserer Vereinigung viele Zeichen seiner Gnade und Barmherzigkeit gestellt und sie auch zum Gefäß für mancherlei Segnungen gemacht. Wo ich in meinem Dienst hinter den Erwartungen zurückblieb, da bitte ich sehr um Nachsicht ... «

Und jetzt ein Echo des Dankes aus dem Kreis der Brüder:

»Wir sind noch nicht im Himmel, wo ER alles in allen sein wird, sondern auf dem Weg dorthin. Und auf dem Weg gibt es vielerlei Ansichten, Auffassungen, Beurteilungen. Sie gibt es auch unter uns. Und diesen »Pluralismus« bejahen wir. Aber ihn, wenn nicht unter einen Hut zu bringen, so doch ins Zentrum zu leiten, gehört ja mit zum Aufgabenbereich eines Vorsitzenden. Und wir müssen rückschauend vermerken, daß es Dir geschenkt war, diesen Zubringerdienst zu tun. Letztlich waren wir einmütig auf Jesus ausgerichtet. ... Du griffst nicht immer von amtswegen gleich in die Aussprache ein. Du konntest zuhören. Welch eine Gabe! Du hörtest aufmerksam auf Deine Brüder. Manchmal sagtest Du nichts. Aber Dein Gesicht redete, während Dein Mund schwieg. Und wenn Du einen Beitrag gabst, dann konntest Du mit wenigen Worten Wesentliches sagen ... Es ging Dir stets um die ganze Bruderschaft. Sie hattest Du im Auge, ihr wußtest Du Dich verpflichtet ... «

Bibelarbeiten, Vorträge, Referate, Predigten, Abendmahlsfeiern in der RGAV – sie sind nicht zu zählen. Gott hat Heinrich Uloth unter seinen Brüdern zum Segen gesetzt.

Der Gnadauer

Von 1959 bis 1968 war er auch Generalsekretär des Deutschen Verbandes für Gemeinschaftspflege und Evangelisation e. V. (Gnadauer Verband). Im Gnadauer Verband sind zusammengeschlossen viele freie pietistisch geprägte Werke der Inneren und Äußeren Mission im landeskirchlichen Bereich. Heinrich Uloth war ein »Gnadauer« und kannte die Geschichte der deutschen Gemeinschaftsbewegung wie wenige. Viele Jahre nahm er an unzähligen Sitzungen und Konferenzen teil. Sein Wort wurde gehört, sein Dienst immer wieder erbeten. Auch andere leitende Gremien schätzten Heinrich Uloth. Er wurde in die Vorstände verschiedener Werke und Arbei-

ten berufen. Es seien davon genannt: Evangelische Allianz, Diakonie, Evangeliumsrundfunk. Immer und überall blieb er »Gnadauer«, Vertreter der Gemeinschaftsbewegung innerhalb der Kirche. Im Rahmen dieses Aufgabenbereiches ist er oft und viel unterwegs gewesen und hat in nahezu allen Gemeinschaftsverbänden und Brüderhäusern in der Bundesrepublik und darüber hinaus Dienste übernommen. Wie konnte er von solchem Unterwegssein anschaulich erzählen!

So schilderte er z. B. das erstaunte Gesicht eines Handlungsreisenden, mit dem er auf einem Bahnhof ins Gespräch kam und der in ihm einen Kollegen vermutete. Auf dessen Frage, mit welchem Artikel er, Heinrich Uloth, denn unterwegs sei, antwortete dieser: »Ich reise mit köstlichen Perlen.«

Das dreizehn Jahre währende Amt des Schriftleiters des Gnadauer Gemeinschaftsblattes war alles andere als lauter Freude und ohne Last. Es erforderte viele Bemühungen und Ermutigungen, die rechten Mitarbeiter zu finden und termingerecht die Beiträge zu bekommen.

Ein Rückblick auf das Leben von Heinrich Uloth wäre unvollständig, wenn nicht noch einmal kräftig betont würde, daß er am liebsten Prediger und Evangelist war.

Der Rufer zu Jesus

Es war die besondere Gabe, die Gott seinem treuen Boten anvertraut hatte: das Evangelium zu verkündigen, einladend, werbend, zu Jesus rufend. Seine Sprache war klar und verständlich. Oft enthielten seine Predigten eine Dreiteilung. Damit machte er es den Zuhörern leichter, etwas »mitzunehmen«. Beispiele aus dem Leben halfen, sein Anliegen zu verdeutlichen. Oft und gern zitierte er Martin Luther.

Ob es sich um große Versammlungen handelte, wie z. B. in der Ernst-Merck-Halle in Hamburg oder in der Paulskirche in Frankfurt/Main, ob es der sonntägliche Gottesdienst mit den vielen Kindern war oder ob man sich im Familienkreis zusammenfand – immer ging es Heinrich Uloth darum, Jesus groß zu machen, seinen Namen zu verherrlichen und zu ihm zu rufen. Er wußte und praktizierte, daß die Christusbotschaft des rettende Evangelium für eine verlorene Welt ist.

Hören wir einige Auszüge aus biblischen Auslegungen und Ansprachen:

»Des Kreuzes gewaltige Sprache haben wir gehört. Ob wir sie verstanden haben? Das ist gewiß: Das Wort vom Kreuz ist aktueller als das Wort aus dem Weißen Haus, als das Wort aus Moskau, als das Wort aus Peking. ... So sei uns denn gesegnet, du teures Kreuz, du einfachstes und lebendigstes Gotteszeichen.« –

»So komme denn in Buße und Glauben und schau auf den gekreuzigten Christus. Er ist der sichtbare Ausdruck der göttlichen Liebe. »So hat uns der Freund geliebet, so vergoß er dort sein Blut ...« Können wir da noch hart bleiben? Gott hat sich am Kreuz für uns entschieden. Entscheide dich nun am Kreuz für ihn. Der Trost der Vergebung, die Gewißheit des Heils, die lebendige Hoffnung, die Liebe zu den Brüdern und Schwestern sind die Segnungen solcher Kreuzespredigt.«

»Hermann Bezzel hat einmal gesagt: Das ist die beste Predigt, wo man den Prediger vergißt und nur noch den Diener hört, der seines Herrn Befehle ausrichtet. Gott bewahre alle Prediger vor der Selbstgefälligkeit und Selbstherrlichkeit. Unser Herr will seine Ehre keinem andern geben.«

Schon von zunehmender Schwachheit gezeichnet, tat Heinrich Uloth im Herbst 1975 seinen letzten längeren Dienst als Kurprediger im Chrischona-Kurheim in Kastanienbaum bei Luzern. Am ersten Weihnachtstag freute er sich, daß er seinen Verkündigungsdienst in verhältnismäßig guter körperlicher Verfassung durchstand. Sein Text lautete: »Gott aber sei Dank für seine unaussprechliche Gabe« (2. Kor. 9, 15). Wieder war Jesus der Mittelpunkt.

Der Abschied

Völlig unerwartet erlitt Heinrich Uloth am frühen Morgen des 30. Dezember 1975 einen Schlaganfall. Er kam sofort ins Kreiskrankenhaus nach Pinneberg. Aus seiner Bewußtlosigkeit ist er aber nicht mehr erwacht. Am Morgen des 2. Januar 1976 nahm Gott seinen Diener zu sich in die Herrlichkeit. Am 8. Januar – seinem 73. Geburtstag – nahm eine große Trauergemeinde in der Osterkirche zu Kummerfeld, wozu Prisdorf kirchlich gehört, Abschied.

Die Nachfeier in Prisdorf wurde unter den Zeugnissen vieler Brüder eine gesegnete Lob- und Dankfeier. Davon eine kleine Auslese: »Was uns beeindruckte, war die Tatsache, daß Heinrich Uloth mit seinem Leben das abdeckte, was er verkündigte.«

»Er hat seine ganze Liebe in das Wort vom Kreuz gelegt. Sein Leben war Treue im Dienst für den Meister.«

»Er stand vor uns als einer, der im Reiche Gottes die Signale kannte und seine Hörer in die Richtung Gottes wies.«

»Er zählt für mich zu den Vätern in Gnadau und noch viel mehr zu den Vätern in Christus. Er war ein lebendiges und gesegnetes Glied zwischen der ältesten Gnadauer Generation und den heutigen verantwortlichen Brüdern. Dieses Verhältnis basierte vor allem auf der seelsorgerlich geprägten Verkündigung.«

»Immer wieder hat er aus der Fülle und Tiefe des Wortes Gottes geschöpft und von dorthier mitgeholfen, das Band der Verbundenheit und des Zusammenhalts in Gnadau zu knüpfen. Er war uns ein echter Bruder im Herrn, der in Demut und Treue seinen Dienst tat und seinen Weg in Gewißheit und Freude ging.«

Traugott Uloth

Standesgemäßer Wandel (Phil. 2, 2–4)

Heinrich Uloth hat auf dem Wege des gedruckten Wortes in Blättern und Zeitschriften seinen Brüdern und Schwestern im Glauben mancherlei seelsorgerliche Handreichung getan. Im folgenden drucken wir sein letztes schriftliches Wort vor seinem Heimgang ab.

Paulus bittet in Vers 2 die Christen in Philippi, seine Freude voll zu machen. Damit bezeugt er, daß er sich über ihren schon vorhandenen geistlichen Reichtum freut. Aber diese seine Freude soll noch vermehrt, soll noch gesteigert werden. Seine Freude wird dann voll, wenn sie seine Mahnung zum standesgemäßen Wandel beachten, und die heißt:

Seid eines Sinnes!

Dem Herrn Jesus war es darum zu tun, daß seine Jünger untereinander so eins seien, wie er mit dem Vater eins ist. Ganz im Sinne seines Meisters wünscht der Apostel, daß auch die Glieder der Gemeinde in Philippi eines Sinnes seien. Denn nur so werden sie in der Welt für glaubwürdig gehalten. Nicht einerlei Meinung sollten sie haben. Auch die Apostel und Reformatoren waren nicht immer einer Meinung, aber sie hatten nur ein Ziel im Auge. Heißt es nicht oft bei uns: »So viel Köpfe, so viel Sinne.« Hier hilft nur die Ausrichtung auf Jesus. Gottes Heiliger Geist eint, aber er trennt nicht.

In der Gemeinde sollte auch keiner eine »starke Liebe« mit einer »schwachen Liebe« beantworten, sondern »gleiche Liebe« sollten

sie untereinander haben. Keiner sollte sich in der Liebe übertreffen lassen. So sind sie einhellig, ein Herz und eine Seele, alle geistlich gesinnt, wie Jesus Christus auch war.

»Ein jeder sei der Kleinste ...«

Der Apostel fährt in Vers 3 fort: »Nichts tut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demut achte einer den anderen höher denn sich selbst.« Im Reiche Gottes gelten andere Gesetze und Maßstäbe als in der Welt. Der Motor, der den natürlichen Menschen treibt, ist der Hochmut, und er tritt als Eigensucht, als Geltungsdrang, als Stolz, als Ehrgeiz, als Ruhmsucht in Erscheinung. Auch im Herzen des Wiedergeborenen wuchern noch diese Dinge. Wo sie zur Auswirkung kommen, da vergiften sie die Gemeinschaft und sprengen die Einheit. Seien wir ganz ehrlich, wenn wir die geheimen Motive unseres Dienstes überprüfen! Der Zank und Streit um den ersten oder besten Platz im Reiche Gottes hat schon traurige Folgen gehabt. Pastor Friedrich von Bodelschwingh sagte einmal: »Wir alle sind fallsüchtig.« Wir alle sind an der Wurzel krank, haben alle dieselbe Blutgruppe, liegen alle in demselben Krankenhaus. Da ist keiner, der von dieser »Fallsucht« frei wäre.

Der Apostel gibt den Christen in Philippi den Rat, daß einer den anderen durch Demut höher achten soll als sich selbst. Unser natürliches Bestreben, an erster Stelle zu stehen, anerkannt und bewundert, geehrt und begehrt zu werden, sich über den Bruder und die Schwester zu stellen, soll damit in den Tod gegeben werden. Christen sterben täglich dem natürlichen Begehren. Echte Demut denkt niedrig von sich selbst und hoch vom Nächsten. Echte Demut ist bewußter Verzicht auf Geltung. Die Demut bekommt ihre Maßstäbe von Jesus.

Können wir ohne Neid, ohne Groll ins zweite Glied zurücktreten? Sind wir bereit, den Brüdern die Füße zu waschen? Beweisen wir Ehrerbietung denen, die nicht so begabt sind wie wir? Gott allein weiß es. »Die Demut aber ist frei vom Ich. Sie tut gern den unscheinbaren Dienst, die im Hintergrund bleibende Arbeit, das geringe Werk und überläßt fröhlich den anderen das, was bedeutsamer erscheint und mehr Anerkennung findet.« Die Demut treibt keine »Ichologie«. Sie spricht: »Ein jeder sei der Kleinste, doch wohl auch gern der Reinste.« Der Hochmut macht Propaganda für sich selbst.

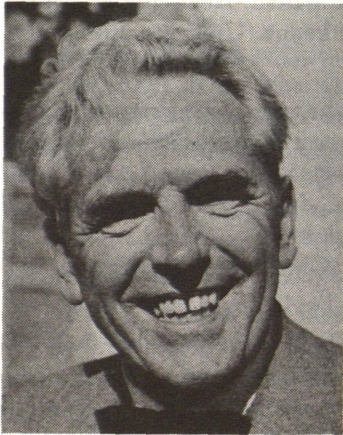
Seid nicht auf euren Vorteil bedacht!

Im Text heißt es weiter Vers 4: »Und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auch auf das, was des andern ist.« Ichsucht und Selbstsucht vertragen sich nicht mit dem Christenstand.

Dem natürlichen Menschen liegt es sehr nah, seine Rechte, seine Ansprüche und Vorteile wahrzunehmen. Er ist sich selbst der Nächste. Er hat nur seine eigenen Interessen im Auge. Darum gibt es auch in der Welt keine rechte Gemeinschaft, weil die Selbstsucht die Menschen beherrscht. Man neidet einander. Man hat Angst vor einander.

In der Gemeinschaft der Kinder Gottes bekommt man einen neuen Blick, einen Blick für die Nöte, Bedürfnisse und Sorgen des Bruders. »Wenn jeder in der Gemeinde für die anderen sorgt, ist jeder wohl versorgt.« Betont heißt es »ein jeglicher«. Wenn ein jeglicher an den anderen denkt, wird keiner übersehen und keiner zu kurz kommen. So wird echte Gemeinschaft geschaffen und gepflegt. Sie ist ohne Selbstverleugnung nicht möglich. Sie ist ein Zeichen dafür, daß die Christen der Heiligung nachjagen und die Mahnung zum standesgemäßen Wandel beachten. »Die Heiligung erfordert Mühe, du wirkst sie nicht, Gott wirkt sie. Du aber trachte stets nach ihr, als wäre sie ein Werk von dir!« Der standesgemäße Wandel will aber nichts anderes als den Herrn ehren, der uns von unserem Ich erlöst hat.

Ernst Aebi



Geb. 1. 3. 1903 in Biel/Schweiz. Banklehre und anschließend Bankangestellter in Bern und Genf. 1920 radikale Bekehrung mit sofort einsetzendem Zeugendienst. 1927–30 Besuch der Bibelschulen Emmaus in Vennes bei Lausanne und Edingburgh. Reiseevangelist in Schottland. Von 1931 an Mitarbeit an der Bibelschule Emmaus, evangelistische Tätigkeit, Leitung des Bibellesebundes. Zudem 1933–47 Hausvater an der Bibelschule. Von 1947 an in Zürich. Sich ausweitender Dienst als Evangelist über die Landesgrenzen hinaus. Gest. 25. 12. 1962.

Die unsichtbare Hand

»Ich glaube, Ernst Aebi war der fröhlichste, sieghafteste Verkünder des Evangeliums, der je bei uns war. Dabei hatte man den Eindruck, daß er nicht nur von Natur fröhlich war, sondern daß diese Freude ihm vom Herrn selbst geschenkt war.« So schrieb ein Kaufmann aus Deutschland nach dem Heimgang meines geliebten Mannes. Und so wie er haben wohl die meisten empfunden, die mit Ernst in Berührung kamen, sowohl in seinen jungen als auch in den reiferen Jahren.

Auf Ernsts Kindheit waren zwar manche Schatten gefallen. Er machte gefährliche Krankheiten und Operationen durch – um ein Haar wäre ihm als neunjährigem Jungen ein Fuß amputiert worden. Kurz zuvor hatte er seinen Vater verloren. Die Mutter, eine gottesfürchtige, tapfere und mit seltenem pädagogischem Geschick begabte Frau, verstand es, mit wenig Mitteln ihren drei Kindern ein freundliches, gemütliches Zuhause zu erhalten.

Den Weg zu einer entscheidenden Begegnung mit Christus freilich vermochte sie ihm damals nicht zu zeigen. Wie es zu dieser Erfahrung kam, hat Ernst schriftlich festgehalten:

»Nach der Konfirmation werde ich Mitglied einer evangelischen

Jugendgruppe. Denn ich will ein gutes und sauberes Leben führen. Bald aber bilden einige von uns eine Clique, die sich samstags zum Kartenspiel und anderem zusammenfindet. Wir schmuggeln Alkohol ins Vereinshaus, und ab und zu sind wir erst am Sonntagmorgen wieder zu Hause. Langsam, aber sicher geht es bergab mit mir. Die guten Vorsätze können mich nicht aufhalten. Aber eine Sehnsucht ist in mir – nach etwas, das ich nicht kenne. Und eine unsichtbare Hand hält mich fest.

Mit 17 beschließe ich, die Kinderschuhe endgültig abzustreifen und mich kopfüber ins Abenteuer zu stürzen. Und was ich mir vornehme, das führe ich meist auch aus! Doch als ich am äußersten Rand des Abgrunds stehe – ich bin mir der Gefahr durchaus bewußt –, da greift die unsichtbare Hand in mein Leben ein und reißt mich, knapp vor dem Fall, wie durch ein Wunder aus dem Verderben.

Das geht so zu: Ein neuer Sänger gesellt sich zu unserem Männerchor der Jugendgruppe. Nach dem Singen und Beten wird wie gewohnt im Café nebenan mit Wein und Bier unsere ›christliche Sängerkehle‹ gestärkt. Der Neue sitzt, etwas verlegen, am Stammtisch neben mir. Und da erzählt er mir, wie er kürzlich zu Christus gefunden hat. Bald verlassen wir miteinander das Lokal. Ich muß mehr hören, der Mensch hat ja das, was ich unbewußt schon lange suche! Bis spät in die Nacht legt er Zeugnis ab. Es ist das erste Mal, daß ich so schlicht vom ›Heiland‹ reden höre. Am folgenden Abend sitze ich mit meinem neuen Freund in einer Evangelisationsversammlung. Ein einziger, oft wiederholter Satz dringt wie ein Stachel tief in mein Herz hinein: ›Hast du einen persönlichen Heiland?‹

Die Frage verfolgt mich. Zu Hause werfe ich mich zum erstenmal in meinem Leben auf die Knie. ›Herr Gott‹, bete ich, ›wenn du lebst, so hilf mir jetzt, gib mir ein neues Leben und werde auch mein persönlicher Heiland!‹ Gott erhört mich sofort, aber nicht, wie ich erwartet habe. Eine erdrückende Sündenerkenntnis packt mich. Wie in einem Film zieht meine Vergangenheit an mir vorüber. Nun bin ich nicht mehr bloß ›ein armer Sünder‹, sondern ein Verlorener, ein zum Guten unfähiger Sklave der Sünde. Alles an mir ist Sünde... Ich bete, ich ringe, ich sehe keinen Ausweg. Ich weiß ja nicht, was Bekehrung ist und wie es dabei zugehen soll!

Nach langer Zeit läßt sich eine leise Stimme in meinem Innern vernehmen: ›Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde hinwegträgt!‹ Irgendwann muß ich diesen Bibelvers einmal gehört haben. Ich horche auf, ich werde still. Gott hat meine Buße gesehen, meine

Vergangenheit ausgelöscht. ›Siehe, das ist Gottes Lamm, das die Sünde von Ernst Aebi hinwegträgt!‹ Ich weiß es, ich sehe das sterbende Lamm. Und ich fasse es im Glauben: Es ist etwas geschehen! Ein unsägliches Glück beseelt mich. Die Scherben der Vergangenheit liegen hinter mir. Ein neues Leben hat begonnen. Ich bin Gottes Kind!

Am nächsten Morgen erfährt meine Mutter als erste die frohe Nachricht. Ich bitte sie um Verzeihung für manches, was zwischen uns liegt. Sie ist so beeindruckt, daß sie es mit der Angst zu tun bekommt, ist sie es doch nicht gewohnt, daß ihr Jüngster um Verzeihung bittet. Im Büro flehe ich Gott um Kraft an. Als der Buchhalter mir etwas befiehlt, antworte ich zu seinem großen Erstaunen: ›Ja, gern!‹ Am gemeinsamen Mittagstisch spreche ich zum erstenmal mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen ein stilles Tischgebet. Gott gibt mir die Gnade, sofort Farbe zu bekennen, das ist meine Rettung. Ich will ein ganzer Christ sein!«

Dort im finstern Wald

Das war und blieb bezeichnend für Ernst Aebi: Was er war, was er tat, das war und tat er »ganz«. Er war ja auch vom ersten Tag seines Christseins an »ganz« überzeugt von der Macht und Liebe seines Gottes. Von der buchstäblich grenzenlosen Tragweite der Erlösung durch Jesus. Darum setzte sich Ernst fortan »ganz« dafür ein, daß möglichst viele Menschen dieses volle Heil auch persönlich erleben. Die kleine freikirchliche Gemeinde, der er sich anschloß – ohne deswegen die Landeskirche zu verlassen –, war sehr lebendig: »Sonntag für Sonntag wurden Menschen von der Straße hereingeholt und – gerettet. Fünf Jahre lang stand ich fast jeden Sonntagabend zur Straßenversammlung auf dem Bundesplatz. Dort war meine ›Hochschule.«

Auch meine ersten Erfahrungen in der Seelsorge stammen aus jenen Tagen. Da bin ich einmal in ernstem Gespräch mit einem Mann unterwegs. Tief hinein in den dunkelnden Wald will er, denn was er zu sagen hat, verträgt das Licht nicht. Und vor mir tun sich Abgründe der Schuld auf, von denen ich bisher keine Ahnung gehabt habe. Schließlich fragt der Mann: ›Ist einem Menschen wie mir noch zu helfen?‹ Mit zitterndem Herzen bezeuge ich es ihm – und mir selbst: Jesus ist auch für den ärgsten Sünder gestorben, auch die grauenhafteste Schuld ist durch das Opfer von Golgatha getilgt, und der am härtesten gebundene Mensch kann befreit werden. Dort im finstern Wald wird der Mann seine furchtbare Vergangenheit und auch seine

Ketten los. Noch nach Jahrzehnten erhalte ich gute Nachrichten von ihm.«

Zupacken, aber nicht drängen

Ernst hatte bei seiner ersten Begegnung mit Christus gleichzeitig Bekehrung, Wiedergeburt und Befreiung von jeder ihm bewußten Gebundenheit erlebt. Von daher gehörte zu seiner Verkündigung der frohe Klang: Es gibt Sieg durch Jesus. Und wer fällt, soll nur ja nicht liegenbleiben, sondern sofort aufstehen und neu Gottes Vergebung und Sieg in Anspruch nehmen.

Kein Wunder, daß Ernst Aebi eine große Freude ausstrahlte. Es war eine Freude, die jeder Prüfung – und er hatte manche zu bestehen – standhielt. Eine Freude, die vielen die Augen öffnete, so daß sie merkten: Das Christsein ist eine frohe Sache!

Diese Freude kam auch zum Ausdruck in der ungezwungenen Art, wie Ernst Aebi sprach und sich gab. Er war auf der Kanzel nicht anders als zu Hause an unserem großen Familientisch. Da war er auch »ganz dabei«, interessiert an allem, was seine Familie erlebte und berichtete, und voll überzeugt von dem, was er selber sagte.

Wer Ernst nur als Redner kannte, der seine Zuhörer scheinbar mühelos »mitriß«, konnte nicht ahnen, daß die Spannung einer Evangelisation ihm oft buchstäblich auf den Magen schlug und daß er je und je mit Minderwertigkeitsgefühlen zu kämpfen hatte. Als junger Prediger bat er Gott, ihn davon zu befreien. Doch dann ging ihm auf, daß sie ein Mittel in Gottes Hand waren, ihn klein und abhängig zu bewahren. Er sagte ja dazu und schaute von den Gefühlen weg auf seinen starken Herrn.

Ernst Aebis Sprache war im allgemeinen schlicht, anschaulich, volkstümlich. Wenn immer möglich, sprach er schweizerdeutsch. Anfangs hatte er es mit wohlausgefeilten Konzepten versucht. »Aber ich merkte, daß ich dabei die Kraft verlor«, gestand er mir einmal. »Da habe ich es aufgegeben, ›schön‹ reden zu wollen«. Was er brauchte, war ein Text, der ihn inspirierte, und eine klare, logische, übersichtliche Disposition mit einem »Höhepunkt«, der in eine ganz praktische Anwendung auf das Leben der Zuhörer mündete. Sie sollten beim Nachhausegehen wissen, was sie gehört hatten. Darum bestanden seine Dispositionen immer aus »Punkten«, die inhaltlich und formal zueinander passen mußten. Wenn Ernst die Bibel aufschlug, sprang ihm ja ohnehin fast bei jedem Abschnitt

sogleich eine gute Einteilung in die Augen! Ich treffe noch heute Menschen, die einzelne Botschaften wiedergeben können.

Obwohl Ernst Aebi ein geborener Improvisator war, hütete er sich, diese Begabung auszunützen. Er fand, für einen Evangelisten sei es doppelt notwendig, sich ständig in seinem persönlichen geistlichen Leben erneuern und zum Dienst ausrüsten zu lassen. Hat er doch jahraus, jahrein dieselbe Botschaft zu bringen, die zu Sündenerkenntnis, Entscheidung für Christus und neuem Leben führen soll. Da kann nur der stetige Umgang mit dem Herrn und seinem Wort vor Leerlauf schützen.

Evangelisieren hieß für Ernst Aebi: das Wort reden und in die verborgensten Winkel des menschlichen Herzens und Lebens hineinleuchten lassen. Dazu: die Heilstat Gottes groß- und den Heilsweg klarmachen. Und schließlich: zu einer Willensentscheidung aufrufen, die nicht von Gefühlen abhängig ist. Darüber schreibt er selbst:

»Es gab eine Zeit, wo ich ziemlich stolz war auf meine evangelistische Wortverkündigung, und wo ich glaubte, daß ich ›sentimentale Zutaten‹ wie Erweckungslied, Chorus und Nachversammlung nicht mehr brauchte. Gott hat mich von diesem Evangelistenstolz gründlich kuriert. Heute bin ich mir bewußt, daß ich einfach in der Bereitschaft stehen muß, das zu tun, was Gott mir von Fall zu Fall zeigt.«

Von Fall zu Fall – ja, der Aufruf wurde bei Ernst Aebi nie zur Methode, zum festen Punkt im Programm. Nur wenn ihm Gottes Stunde gekommen schien, wagte er ihn. Jedesmal mit zitterndem Herzen, oft gegen seinen eigenen Wunsch, aus reinem Gehorsam, und immer nur während weniger Augenblicke und ohne irgendwelches Drängen. Doch wollte er auch auf keinen Fall der Angst erliegen, »man könne jemanden abstoßen oder gar seelisch vergewaltigen und dürfe darum überhaupt keine Entscheidungen mehr herbeiführen«.

»Ich will kein Wort mehr davon hören!«

Ernst Aebi hatte ein großes Einfühlungsvermögen, dazu Menschenkenntnis und viel gesunden Menschenverstand. Unter der Herrschaft des Geistes Gottes ergab sich daraus eine seelsorgerische Geschicklichkeit, die es ihm erlaubte, im Gespräch sehr schnell zum Kern der Sache vorzustoßen. Wie sonst hätte er nach einem Evangelisationsabend oft noch ein halbes Dutzend oder mehr Aussprachen haben können, die auch – größtenteils – zum Ziel führten?

Da klagte ihm ein junges Mädchen: »Ich kann nicht mehr so weitermachen. Eine Sünde quält mich. Was soll ich tun? Mich in den See stürzen? Ich habe ja keine Hoffnung mehr.« Ernst antwortete ihr: »Ja, stürzen Sie sich in den See, oder besser, in das Meer – das Meer der Liebe und der Gnade Gottes! Ertränken Sie Ihre Leidenschaft!«

Geistliche Schmarotzer freilich kamen bei Ernst Aebi nicht weit. Meist erkannte er bald, was hinter ihrem Wunsch, sich auszusprechen, steckte. Dann fragte er etwa: »Haben Sie das schon einmal einem Seelsorger bekannt?« – »O ja, dem Pfarrer X und dem Prediger Y und dem Evangelisten Z«. – »Und die haben mit Ihnen gebetet, nicht wahr?« – »Ja«. – »Und alles, was Sie mir jetzt bekennen möchten, wurde unter das Blut Christi, das heißt unter seine Vergebung gestellt?« – »Ja.« – »Dann will ich kein Wort mehr davon hören! Was einmal zu Jesus gebracht worden ist, das *darf* nicht nochmals hervorgeholt werden!«

Während eines Dienstes stand Ernst Aebi ganz zur Verfügung – er gab sich auch ganz aus. Doch anschließend zog er sich zurück. »Seelsorge gehört in die Gemeinde.« Wer durch ihn gesegnet worden war, sollte sich nun einzig an Christus hängen und in einer Gemeinde verwurzelt werden. Ihm selbst waren brüderliche Kontakte äußerst wertvoll. Und da er ein echter »Allianzmann« war, wurden seine Freundschaften nicht durch unterschiedliche Lehransichten oder Meinungen eingeschränkt. Wenn nur auch beim andern Jesus im Mittelpunkt stand!

In die Schrift hinein!

Ernst Aebi war in erster Linie Evangelist. Aber daneben liebte er es, Bibellehrer zu sein: in den Nachmittagsstunden während seiner Evangelisationswochen oder an Konferenzen und außerdem in konzentrierter Form an der Bibelschule Emmaus, wo er 14 Jahre lang als Hausvater wirkte. Aus seinem Kurs »Einführung in die Bücher der Bibel« ging später das Buch »Kurze Einführung in die Bibel« hervor, das an manchen Bibelschulen als Lehrbuch verwendet wird. Ernst Aebi war seinen Schülern Vater, Lehrer und Freund. Das Werk war damals noch relativ klein, und wir waren eine große Familie, in der einer des andern Lasten trug. Das meiste davon kriegte der Hausvater ab! Als Gott uns aus dem Werk, mit dem wir stark verbunden waren, herausführte, konnte Ernst in die Tat umsetzen, was er oft andern geraten hatte, nämlich: sich *ganz* zurückziehen und seinem Nachfolger völlig freie Hand lassen. »Keiner ist

unersetzlich« – wie oft hat er das betont! Gott läßt seine Knechte einander ablösen und gibt seinem Werk durch sie Form und Gestalt. Nicht immer die gleiche, doch die von ihm gewollte. So war es auch in Vennes.

Dort, wo sich auch anfänglich die Zentrale des Bibellesebundes befand, leitete Ernst Aebi auch während 30 Jahren die Freizeiten des Bibellesebundes, je Sommer deren drei bis fünf mit insgesamt bis zu 1000 Teilnehmern. Es waren eigentlich Kinder- und Jugendevangelisationen. Ernst setzte seinen jungen Zuhörern kein Zuckerwasser vor. Ganz still hörten sie ihm jeweils zu, und dann wieder wurde gelacht, daß die Wände zitterten. Aber immer hielt er die Schar fest in der Hand. Hier gab er nie Gelegenheit zur öffentlichen Entscheidung. »Kinder sind viel zu beeinflussbar und ahmen einander nach«, sagte er. Nach der Abendbotschaft hieß es zum Beispiel: »Du Bub, du Mädchen, überleg dir das nochmals im Bett!« Sie überlegten sich's wirklich. Viele taten hier den Schritt in die Nachfolge Jesu. Und manche davon stehen heute ganz im Dienst des Herrn, in der Inneren oder Äußeren Mission. Ernst verstand es, junge Kräfte zur Mitarbeit heranzuziehen. Der ganze Freizeitbetrieb war eine fröhliche Angelegenheit: die Kinder sollten sich auch austoben können. Wie sie reagierten, zeigt folgende Episode:

Da holen zwei Franzosenbuben ihren Vater, der sie besuchen kommt, am Bahnhof ab. Strahlend laufen sie ihm entgegen und rufen: »Papa, stell dir vor: unser Lagerleiter schafft im Hochsprung 1,50 m – und wir haben uns beide bekehrt!«

Die Freizeiten waren nur ein kleiner Bestandteil von Ernst Aebis Aufgabe als Leiter (Generalsekretär) des Bibellesebundes. Viel Zeit beanspruchten die drei Zeitschriften, für die er selbst ungezählte Kurzkommentare zu den täglichen Schriftabschnitten schrieb. Er war ein Mann der Bibel, dem das Wort Gottes je länger je mehr bedeutete – und erst recht, nachdem er das Heilige Land bereist hatte. Er betonte häufig, daß es kein Wachstum im Glauben geben kann ohne regelmäßiges Bibelstudium. Kindern, jungen und erwachsenen Menschen dabei Ansporn und Hilfe zu geben, war ihm ein brennendes Anliegen. So ist es begreiflich, daß er im Einvernehmen mit dem internationalen Komitee des Bibellesebundes dieses Werk der Bibelhilfe über die Grenzen der Schweiz hinauszutragen suchte. Vor dem Krieg schon nach Frankreich und Belgien, wo mit den Jahren ein weitverzweigtes Werk unter französischer Leitung entstand. Dann auch nach Deutschland und Österreich.

Dort begann es mit einer Bibelhilfsaktion zugunsten von deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich, in kleinerem Maß auch in England und Italien. Dazu kamen bald regelmäßige Sendungen von Bibellesehilfen. Diese wurden bald auch aus Deutschland in immer größerer Zahl angefordert. Denn Armin Hoppler, Präsident des Bibellesebundes und enger Freund von Ernst Aebi, hatte anlässlich von Transporten von Schriften und Hilfsgütern die Zeitschriften des Bibellesebundes da und dort bekanntgemacht. Der geistliche Hunger war groß, die Papierknappheit katastrophal, und die Verlagshäuser waren leer. Um mit den Brüdern zu prüfen, was von seiten des Schweizer Bibellesebundes getan werden sollte, besuchten daraufhin die beiden gemeinsam vorab Marburg-Wehrda (Mutterhaus »Hebron«), die Bibelschule Wiedenest und Wuppertal-Barmen (Konferenz von Vertretern der Freien Evang. Gemeinden). Trotz Problemen der Papierbeschaffung und des Transports konnten bald regelmäßig 20000 und mehr Bibellesehilfen geschickt werden.

Weitere Besuche ergaben zahlreiche Kontakte, Freundschaften, weit offene Türen für den Evangelisten. Aber Ernst Aebi wußte: für ihn war das eigene Land der richtige Platz. Hier gab es im kirchlichen wie im freikirchlichen Raum schon mehr als genug zu tun. Und seine Kräfte waren nicht allzugroß.

So kam es, daß er in Deutschland nur ganz vereinzelte Evangelisationen durchführte, z. B. in Nürnberg, Siegen, Stuttgart, Großalmerode, Wuppertal. Hingegen unternahm er mehrere Rundreisen im Namen des Bibellesebundes und sprach dabei an vielen Orten. Auch den Dienst an Glaubenskonferenzen betrachtete er als einen Auftrag Gottes. Die großen Oster-, Pfingst- und Herbstkonferenzen in den Mutterhäusern »Hebron« (Marburg-Wehrda), und »Hensoltshöhe« (Gunzenhausen), mit ihren Scharen auch junger Menschen, waren geistliche Höhepunkte, für ihn und für viele.

»Es wehte Erweckungsluft«, schrieb eine Diakonisse. Und Ernst selbst, dem der Dienst für Jesus nie zur Routine wurde, schrieb nach einem Mutterhaus-Jahresfest: »Als die Schwestern das Lied ›An dem Fuß des Kreuzesstammes‹ sangen, mit dem Kehrreim: ›Das ist Seligkeit, wenn ein armes, armes Leben ist ihm ganz geweiht‹, da erneuerte auch ich meine Hingabe an Jesus Christus mit dem Wunsch: ›Meine Freude bis zum Sterben – Seelen für das Lamm zu werben!‹«

Eine Bronchialkrankheit, die Ernst jahrelang zu schaffen gemacht

hatte, führte plötzlich von einer Lungenentzündung zur andern. Er litt unter viel Atemnot und zunehmender Schwäche und mußte mehrmals ins Krankenhaus. Der Dienst der Verkündigung war zu Ende. Und er war doch erst 56 Jahre alt! Es folgten drei schwere und doch wunderbare Jahre, Jahre tiefen Gotterlebens und – der Freude in IHM! Ernst und ich lernten vertrauen, ohne zu verstehen. Nach besonders schlimmen Tagen schrieb er: »Ich war ein Häuflein Elend, von Gottes Gnade getragen.« Er nahm die Krankheit an, bereit für Heilung oder Heimgang. Mehr als einmal bekannte er mir: »Ich habe doch gemeint, ich hätte mir schon lange nichts mehr auf meinen Dienst eingebildet, aber jetzt (mit einer wegwerfenden Handbewegung) – jetzt zählt das alles überhaupt nicht mehr . . . Wenn's ans Sterben geht, bleibt nur noch Jesus und seine Gnade.« Dann wieder: »Ach, es ist schön gewesen, Jesus zu dienen! Wenn ich hundert Leben hätte, ich würde sie alle in den Dienst Jesu stellen.« Jetzt bestand dieser Dienst »nur noch« aus viel Fürbitte, mit der er das Reich Gottes in aller Welt unterstützte. Am frühen Weihnachtsmorgen des Jahres 1962 durfte Ernst im Frieden heimgehen.

Elisabeth Aebi

Artur Pretel



Geb. 8. 11. 1908 in Zella-Mehlis (Thüringen). 1926 Eintritt in das Brüderhaus Tabor in Marburg an der Lahn. Nach der Ausbildung in der Gemeinschaftsarbeit in Bietigheim und Stuttgart. Medizinische Ausbildung für den Missionsdienst im Evang. Krankenhaus in Duisburg-Hamborn. 1936 Abordnung und Ausreise nach China. Dort Missionar in der Provinz Yünnan bis 1950. Ausweisung. Ab 1953 als Pioniermissionar der Marburger Mission in Thailand. Gest. 24. 8. 1964 während des Heimataufenthalts an den Folgen eines Verkehrsunfalls in Freiburg im Breisgau.

Im Tal des Roten Flusses

Als Sechzehnjähriger entschied sich der Oberschüler Artur Pretel bewußt für die Nachfolge Jesu Christi. Schon bald wurde ihm in einer Allianz-Gebetsstunde klar: »Du sollst Missionar werden!« Mit diesem Berufsziel trat er 1926 in das Brüderhaus Tabor ein. Zehn Jahre später war es dann endlich soweit, daß er im Diakonissen-Mutterhaus »Hebron« in Marburg zum Missionsdienst in China abgeordnet wurde.

Zusammen mit ihm reisten acht weitere Missionsleute aus dem Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverband aus. Sie sollten in Yünnan, der südwestlichsten Provinz Chinas, die Reihen der Mitarbeiter verstärken. Sie betraten den Boden des Riesenreiches in einer Zeit der Ungewißheit, Spannungen und Gegensätze. Die Nationalregierung des Generals Tschiangkaischek hatte an zwei Fronten zu kämpfen: gegen die Japaner und gegen die Kommunisten. Artur Pretel fand sein Arbeitsfeld in Mosha, einer verwaisten Station im Tal des Hong-chiang (des Roten Flusses) und ihrer Umgebung.

In diesem Tal lebten überwiegend Glieder eines Thai-Stammes. Hoffnungsvoll war besonders die sich ausweitende Schularbeit.

Durch ein Brandunglück war das Missionshaus zerstört worden. Der frühere Missionar war an einen andern Ort gezogen. Die Schüler und die noch kleine Schar der Christen waren seitdem ohne Betreuung geblieben. In diese betrübliche Lage hinein wußte sich Artur Pretel von Gott zum Dienst berufen.

Zunächst wurde für ihn unter dem großen Schuldach ein kleiner Raum abgeteilt und eingerichtet. Er lehrte und lernte zugleich im engen Zusammenleben mit den Schülern. Auf diese Weise fand er schnell Kontakt zu ihnen und gewann ihre Herzen. Auf Besuchswegen in die Dörfer der Umgebung zu Gesunden und Kranken erzählten ihm seine Begleiter manches, was ihre Herzen bewegte. Auch vieles, was er noch nicht wußte über Sitten und Gebräuche der Bewohner, erfuhr er auf diese Weise. Aber ein solcher Zustand konnte keine Dauerlösung sein, zumal seine Hochzeit bevorstand und er seine junge Frau Hildegard geb. Mohr in das Tal des Roten Flusses heimführen wollte. Doch wo sollte Geld für den Bau einer Wohnung herkommen – in einer Zeit, in der die Verbindung zur Heimat durch den Chinesisch-Japanischen Krieg abgeschnitten war? »Der Weg nach oben ist immer offen«, tröstete die Feldleitung, und diesen beschritt Artur Pretel.

Eines Tages brachte der Postläufer unerwartet einen Brief. Er war von einem kanadischen Missionar geschrieben, mit dem Artur Pretel von der Sprachschule nach Yünnan gereist war, von dem er aber nie wieder etwas gehört hatte. Der Inhalt verschlug ihm fast die Sprache: »Als ich im Gebet vor Gott lag, machte er mir klar, daß ich mein Geld, das ich aus Kanada noch bekommen kann, nicht für mich behalten, sondern mit jemandem teilen soll, der in Not ist. Da wurde ich an Dich erinnert. Nun frage ich Dich: ›Kannst Du Geld gebrauchen?‹ Nun, diese Frage war schnell und dankbar beantwortet. Das eintreffende Geld wurde von allen Gliedern der Marburger Yünnan-Mission als eine ermutigende Gebetserhörung angesehen. In dem damit erbauten Haus stand von Herbst 1939 an das Missionarsehepaar Pretel miteinander im Dienst für Jesus, bis zu seiner Ausweisung aus China am Weihnachtsmorgen 1950.

Die Aufgabe der Missionarin war es vor allem, sich um die Frauen zu kümmern, was mit fortschreitenden Sprachkenntnissen immer besser möglich war. Der Missionar hatte jeden Morgen Unterricht in der Schule zu geben. Diese Tätigkeit dehnte sich meist bis 14 oder 15 Uhr aus. Anschließend war er für die Kranken da, die bisher nur bei Geistermännern, Geisterfrauen und Kräuterdoktoren ihre Zu-

flucht hatten suchen können. Zu all solcher Arbeit kam dann der eigentliche missionarische Dienst in Verkündigung und Seelsorge.

Die Jahre des Zweiten Weltkrieges durchstehen – das war für die Marburger Chinamissionare, die von der Heimat völlig abgeschnitten waren, sehr notvoll und entbehrungsreich. Manchmal ließ Gott seine Boten in ihrer schwierigen isolierten Situation handgreifliche Wunder erleben. Einmal stürzte ein amerikanischer Pilot im Tal des Roten Flusses ab. Missionar Pretel und seine Frau pflegten ihn aufopferungsvoll. Er durfte genesen und in seine Heimat zurückkehren. Auf allerlei Umwegen ließ eine Tante des Geretteten seinen Pflegern eine größere Dollarsumme zukommen. Das Geld half mit, in Mosha Waisenkinder zu versorgen, für die in der Schule eine besondere Abteilung eingerichtet worden war.

Im Jahre 1946 blickten Gemeinde und Schule in der Mosha-Ebene auf 25 Jahre ihres Bestehens zurück. Das göttliche Geschenk zum Jubiläum war eine Jugenderweckung. Eine Reihe von Jungen erkannten ihre Sünde, taten Buße und erfuhren Vergebung und Heilsgewißheit. Es war wie ein Frühlingserwachen. Sie fingen an, das Empfangene als Zeugen Jesu weiterzugeben. Schnell lernten sie die von Frau Pretel in die Thaisprache übersetzten Lieder und sangen sie bei jeder sich nur bietenden Gelegenheit. Es war ein frohes Klingen überall im Tal. Den Jungen, welche die Kühe hüteten, brachten die Bekehrten Lesen und Schreiben bei und erzählten ihnen die biblischen Geschichten.

Es entstand ein Jugendbund für entschiedenes Christentum. Hören wir Artur Pretel selber: »Kindlich und einfältig waren die Gebete der Neubekehrten. Aus Schanghai ließen wir uns ›Lichtstrahlen für die tägliche Bibellese‹ kommen. Das Missionsfeld der Jugendbundler war in erster Linie die Schule. Eifrig luden sie die Jungen zu den Bibelstunden ein und brachten sie gleich mit. Unser Eßzimmer wurde bald zu klein, so daß immer einige auf der Treppe zum Oberstock sitzen mußten. Sonntags gingen wir aufs Land, um in irgendeinem Christenhaus eine Versammlung zu halten. Dabei wurde nicht versäumt, die Kranken zu besuchen.«

Eine Tür schließt sich

Da die Zahl der Lernenden ständig wuchs, wagte sich Missionar Pretel an einen Neubau, bei dem viele fleißige Schülerhände zu packten. Während diese Arbeit noch auf vollen Touren lief, zeichnete sich am politischen Horizont schon andeutend die kommuni-

stische Machtergreifung ab. Yünnan wurde allerdings von den kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den Nationalchinesen und den Kommunisten erst in der Schlußphase betroffen. Die Situation verschärfte sich im Laufe des Jahres 1949. Von der Missionsleitung erging die Aufforderung an die auf dem Lande verstreut wohnenden Missionare, in die Provinzhauptstadt auszuweichen. Einflußreiche Personen hatten wissen lassen, daß es für Ausländer bald keine Gelegenheit mehr geben werde, China zu verlassen. Auch Pretels folgten dem Ruf, konnten aber zum freudigen Erstaunen der einheimischen Christen noch einmal zurückkehren und ein weiteres Jahr in Mosha arbeiten. Die neuen roten Machthaber setzten sich inzwischen überall fest. Für den Weihnachtsmorgen 1950 verfügten sie die endgültige Abreise. Fassungslos sahen Schüler und Gemeindeglieder ihren Missionar und seine Frau ausziehen – vertrieben aus einem Land, das ihnen Heimat geworden war und in dem sie viele Brüder und Schwestern in Christus gefunden hatten.

Auf dem letzten Weg über die Berge Yünnans entstand ein Lied von Artur Pretel, in dem es hieß: »Wir kehren heim vom Erntefeld . . .« Die letzten Worte lauteten: ». . . Der Herr der Ernte lädt uns selbst auf andre Felder ein.« – Über Hongkong führte der Weg in die Heimat. Ein Flugzeug brachte das Ehepaar Pretel und andere der Marburger Missionsleute nach Holland. Noch in der Nacht ihrer Ankunft fuhren sie mit dem Zug nach Marburg weiter.

Der neue Auftrag in Thailand

Mit der Rückkehr der Boten aus China war der Missionsauftrag des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes, der zur Gründung der Yünnan-Mission geführt hatte, nicht erloschen. Es kam zum Neubeginn in der Marburger Mission mit Arbeitsfeldern in Japan, Taiwan und Thailand. Der Pioniermissionar für Thailand wurde Artur Pretel.

Schon in den letzten Wochen in Yünnan waren seine Gedanken und Gebete in dieses asiatische Land gelenkt worden. Er wußte, daß aus dem Tal des Roten Flusses manche der dort lebenden Thai vor kürzerer oder längerer Zeit nach Thailand ausgewandert waren. Sollte unter ihnen eine Fortsetzung des Missionsdienstes möglich sein? 1952 tat sich eine Tür auf. Artur Pretel konnte in diesem Jahr an der großen Weltmissionskonferenz in Willingen (Waldeck) teilnehmen. Dort suchte und fand er Kontakt mit Vertretern der »Kirche Christi in Thailand« (Church of Christ in Thailand, CCT). Von ihnen erhielt er die benötigte offizielle Einladung und die Bereit-

schaftserklärung, die erforderliche Bürgschaft zu übernehmen. Als er sich 1953 erneut von der Heimatgemeinde in Deutschland verabschiedete, schaute er zurück und nach vorn und bekannte:

»Als ich China verlassen mußte, war mir das überaus schmerz-
lich . . . Nun sind wir im Begriff, wieder aufs Missionsfeld zu ge-
hen und wieder unter den Thai zu arbeiten, aber dieses Mal in Thai-
land. Wir wollen unser Leben nicht liebhaben, sondern es gern ein-
setzen für die große Sache des Evangeliums. Der Herr geht voran!«

In Thailand angekommen, konnten Pretels bald Verbindung zu früheren Bewohnern der Mosha-Ebene knüpfen. Doch nicht zu ihnen führte ihr Weg, sondern auf die an einem See gelegene Kreisstadt Phayao im Norden des Landes wies Gott sie eindeutig als das Zentrum, von wo aus die neue Missionsarbeit aufgebaut werden konnte. Es gab in jener Gegend schon seit vielen Jahrzehnten Christengemeinden, die nur eine verschwindend kleine Minderheit in der riesigen buddhistischen Mehrheit darstellten und geistlich überwiegend von den Merkmalen und Mängeln einer zur bloßen Tradition gewordenen Christlichkeit gekennzeichnet waren. Wer in der jüngeren Vergangenheit neu dazu gekommen war, hatte meist nur einen Religionswechsel vom Buddhismus zum Christentum vollzogen, aber selten eine wirkliche Bekehrung zu Christus erfahren. In Phayao selber lebten vier Christenfamilien von dieser Art.

Dieser Zustand hat sich in den Jahren, in denen Artur Pretel in Phayao lebte und wirkte, nicht wesentlich verändert. Die Arbeit in der Kreisstadt erwies sich als weitaus schwieriger als diejenige in der Umgebung und in andern Teilen des Landes, wo bald weitere Missionare aus Marburg in der Mitarbeit standen. In einigen Aussatzi-
gendörfern taten sich erfreulicherweise Türen auf.

Not und Verwirrung brachte eine schwärmerische Bewegung über die Christengemeinden. Es kam zu aufgeregten, lärmenden Versammlungen, in denen sich angeblich besondere Geistesgaben auswirkten. Eine echte Geistesbewegung setzte viel später – 1970 – ein. Da schenkte Gott eine Erweckung, in der viele durch Buße, Wiedergeburt und Glauben lebendige Jünger Jesu wurden.

Eins der schönsten Erlebnisse, das Artur Pretel in seinem thailändischen Missionsdienst hatte, sei erzählt: An einem Sonntag hatte sich die kleine Gemeinde in Phayao versammelt. Da öffnete sich auf einmal die Kirchentür, und herein traten drei fremde Männer. Sie setzten sich und hörten dem Gottesdienst bis zum Ende zu. Danach erklärten sie, sie seien Abgesandte aus dem Dorf Banthamm, 30 km

von Phayao entfernt. »Wir wollen Gott kennenlernen«, sagten sie und baten um einen Besuch in ihrem Dorf, das nur auf einem sehr schlechten Weg zu erreichen war. Beim ersten Eintreffen Artur Pretels und eines weiteren Missionars war das Haus, in das sie einkehrten, schon kurz nach ihrer Ankunft voller Menschen. Klein und groß, alt und jung hörten zu. Beim zweitenmal war ein Kreuz aufgestellt, beim drittenmal ein Tisch und dann auch Bänke. Nach einem Jahr wurden 38 Erwachsene getauft.

Neben seiner Missionsarbeit sah Artur Pretel einen weiteren Auftrag darin, sich um Kinder zu kümmern, deren sich sonst niemand annahm. Wir kennen seine Liebe und Fürsorge für Waisenkinder schon von China her. Er konnte jedoch nur eine sehr kleine Schar in seinem Hause aufnehmen. Es war seine Hoffnung, daß diese Jungen einmal den Stamm einheimischer Mitarbeiter in evangelistischen Teams bilden könnten. Doch solche – und manche andere Saat – konnte er nicht mehr aufgehen sehen, weil nach Gottes unergründlichem Rat sein irdischer Arbeitstag schon bald sein Ende fand.

»Christ our standard«

Den Heiligen Abend 1963 verbrachte unser Missionar – wie alljährlich – im Verkündigungsdienst in der deutschen evangelischen Gemeinde in Bangkok. Die Betreuung dieser Auslandsdeutschen war ihm auch übertragen worden. Allerdings konnte er dieser Pflicht vom Norden des Landes her nur sehr unzulänglich nachkommen. Beim weihnachtlichen Festessen auf der Missionsstation in Phayao fanden sich über 200 Personen ein. Viele davon kamen von auswärts. Nur wenige begriffen den eigentlichen Sinn des Festes. In einem Rundbrief verschwieg Artur Pretel nicht, daß ihm manchmal der Mut entsinken wolle, wenn er an die geringe Frucht der Arbeit in Phayao, dem geographischen Zentrum der Mission, denke. Aber dann erzählte er von einigen Türen, die sich in einer etwas weiteren Entfernung, jenseits des Sees, geöffnet hätten. Und zuversichtlich klang es: »O welch eine Freude ist es, im Hause solcher verlangender Menschen zu stehen und das Evangelium zu verkündigen! So bilden sich hier und da Zellen.«

Im Juli 1964 brachen Artur und Hildegard Pretel zu ihrem zweiten Heimaturlaub auf. In den insgesamt elf Jahren in Thailand hatten sie die Arbeit – vor allem äußerlich sichtbar, aber hier und da auch geistlich-innerlich – sich ausdehnen sehen. Sechs Ehepaare der Marburger Mission arbeiteten inzwischen in der näheren und weite-

ren Umgebung von Phayao, und zwei weitere Kandidaten bereiteten sich auf die Ausreise nach Thailand vor. Neue Gemeinden waren entstanden. Sechs Kirchen waren gebaut worden. Dazu kam der Dienst der Brüder auf einer Aussätzigeninsel und in einer Bibelschule. Kurz vor Antritt des Urlaubs erlebte Artur Pretel die ganz große Freude, die ersten zwölf Männer in der oben erwähnten neu entstandenen Gemeinde über dem See taufen zu können. Er hatte schon Holz für eine kleine Kirche vorbereitet, die er nach der Rückkehr bauen wollte. Wie sehnte er sich – bei aller dankbaren Anerkennung der Spuren des Wirkens Jesu, die er hatte schauen dürfen – nach einem entscheidenden Gnadendurchbruch, einer tiefgreifenden erwecklichen Belebung der »Kirche Christi in Thailand«! Dies geschah einige Jahre nach seinem Tode. Wieder einmal erfüllte sich eins der geistlichen, geheimnisvollen Grundgesetze im Reiche Gottes: Der eine sät, der andere erntet.

Seinen ersten – und letzten – Dienst im Heimaturlaub tat Artur Pretel am 2. 8. 1964 bei der Deutschen Tagung der Jugendbünde für entschiedenes Christentum (EC) in Freiburg im Breisgau. An einem Missionsabend ließ er seine jungen Zuhörer teilhaben am Kampf und Sieg des Evangeliums in Thailand. Mit bewegten und bewegenden Worten schilderte er u. a. das Schicksal eines jungen Mannes, der sich selber auf eigenwillig gewählten Wegen in großes Unglück brachte. Er warnte eindringlich: »In was für einen Wirrwarr kann auch in unserem Leben der Ungehorsam uns bringen!« Er nannte klar das Wesen des heilsamen Gehorsams: »Das ist Gehorsam, daß wir uns in die Nachfolge und den Dienst des Herrn rufen lassen, der für uns gestorben und auferstanden ist.«

Auf dem Weg in das Haus, das ihm Gastfreundschaft gewährte, wurde Artur Pretel das Opfer eines Verkehrsunfalls. Während er auf einem Zebrastreifen die Straße überquerte, kam ein Auto in hohem Tempo angefahren. Er wurde hingeschleudert und ein Stück weit mitgeschleift. Mit lebensgefährlichen Verletzungen wurde er in die Freiburger Universitätsklinik eingeliefert. Nach dreiwöchiger Bewußtlosigkeit erlag er dort seinen Verletzungen. In diesen drei Wochen hatte er Augenblicke, in denen er versuchte, sich mitzuteilen. Da ihn ein Luftröhrenschnitt am Sprechen hinderte, bemühte er sich, mit seinem zertrümmerten Arm zu schreiben. Er tat es in englischer Sprache. Ein Satz, der entziffert werden konnte, lautete: »Christ our standard – halleluja!« (Christus unsere Richtschnur – halleluja!)

In einem Nachruf auf den so unerwartet Heimgegangen hieß es: »In

fast dreißig Jahren draußen in China und Thailand hat der Herr seinen Knecht Artur Pretel in vielen hundert Gefahren bewahrt und durchgetragen. Auf dem Rückweg in das Quartier während des Heimaturlaubs ereilte ihn das Unglück. Wer kann solche Wege Gottes mit seinen Leuten verstehen, deuten und ergründen? Es ist ein verborgenes Tun, von dem wir nur still sagen können: Unser Gott macht keine Fehler . . .

Ein Platz im Reich Gottes ist leer geworden. Kommt nicht vom Heimgang solcher Zeugen her und von den leeren Plätzen, die sie hinterlassen, die Frage auf uns zu: Wo ist unser Platz, mein Platz und dein Platz, im Reiche Gottes? Wer hilft, einen der vielen Plätze im Erntefeld Gottes zu besetzen, die leer sind? Die Aufgaben drängen, daheim und draußen, die Zeit der Gnade währt noch, die Ernte ist noch nicht vollendet. Daß es doch ein Segen des schmerzlichen und rätselvollen Geschehens von Freiburg wäre, daß neue Arbeiter an den Platz nachrücken, den treue Zeugen haben aufgeben müssen!«

Harald Krahl und Arno Pagel

TELOS-Paperback 2007
Arno Pagel, SIE WIESEN AUF JESUS
176 Seiten

In diesem Band werden vorgestellt:

Johanna Busch	Alfred Roth
Wilhelm Busch	Willi Hennes
Johannes Busch	Paulus Scharpff
Friedrich Busch	Erich von Eicken
Walter Michaelis	Hans Dannenbaum
Emilie Siekmeier	Hans Bruns
Jakob Kroeker	Werner Heukelbach
Ernst Buddeberg	Erich Sauer
Paul Wißwede	Max Runge
Gertrud von Bülow	Max Fischer
Hermann Schöpwinkel	

TELOS-Paperback 2008
Arno Pagel, SIE FÜHRTEN ZU CHRISTUS
184 Seiten

In diesem Band werden vorgestellt:

Ernst Modersohn	Fritz Heinrici
Ruth Modersohn	Anna Kowitz
Paul Kuhlmann	Vollrath Müller
Ernst Christoffel	Walther Zilz
Paul Le Seur	Paul Schmidt
Otto von Reden	Friedrich Heitmüller
Paul Humburg	Daniel Schäfer
Wilhelm Heinsen	Arthur Mütze
Hermann Mettel	Kurt Raeder
Fürstin Sophie Lieven	Erich Schick
	Heinz Stossberg

Mit diesem Buch liegt nun das dreibändige
Biographiewerk geschlossen vor:

SIE WIESEN AUF JESUS
SIE FÜHRTEN ZU CHRISTUS
SIE RIEFEN ZUM LEBEN

63 Persönlichkeiten aus dem Raum des
Pietismus verkörpern lebendige Reichgot-
tesgeschichte in diesem Jahrhundert.

Alle haben gewußt und bezeugt, daß sie in
Jesus Christus das wahre Leben gefunden
haben. Von ihm bevollmächtigt zum
Dienst, durften sie vielen Wegweiser – oft
wie rettende Leuchtfeuer in stürmischer
Zeit – zu diesem Leben sein. Das war ihr
Auftrag, dem sie sich verpflichtet wußten.

Zu ihrer Erfahrung und ihrem Zeugnis ge-
hörten: Bekehrung und Wiedergeburt, Hei-
ligung und Hingabe, Bekenntnis und
Dienst, Vertrauen zum unverbrüchlichen
Wort Gottes und frohe Hoffnung auf den
wiederkommenden Herrn.

DREI BÜCHER...

...vom Handeln Gottes an und durch Men-
schen

...über ergreifende Lebensführungen

...die man nach dem Lesen nicht ohne Be-
wegung und persönlichen Gewinn aus
der Hand legen wird

TELOS

